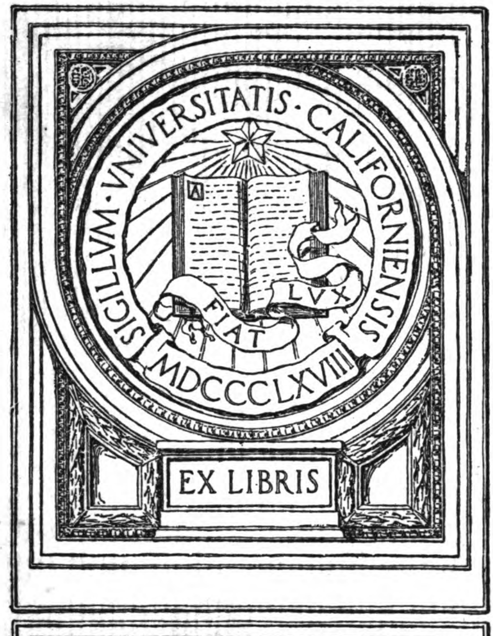
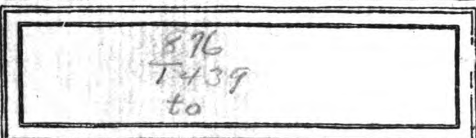
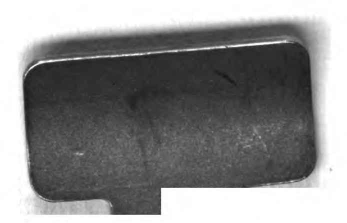
Frank Thieß

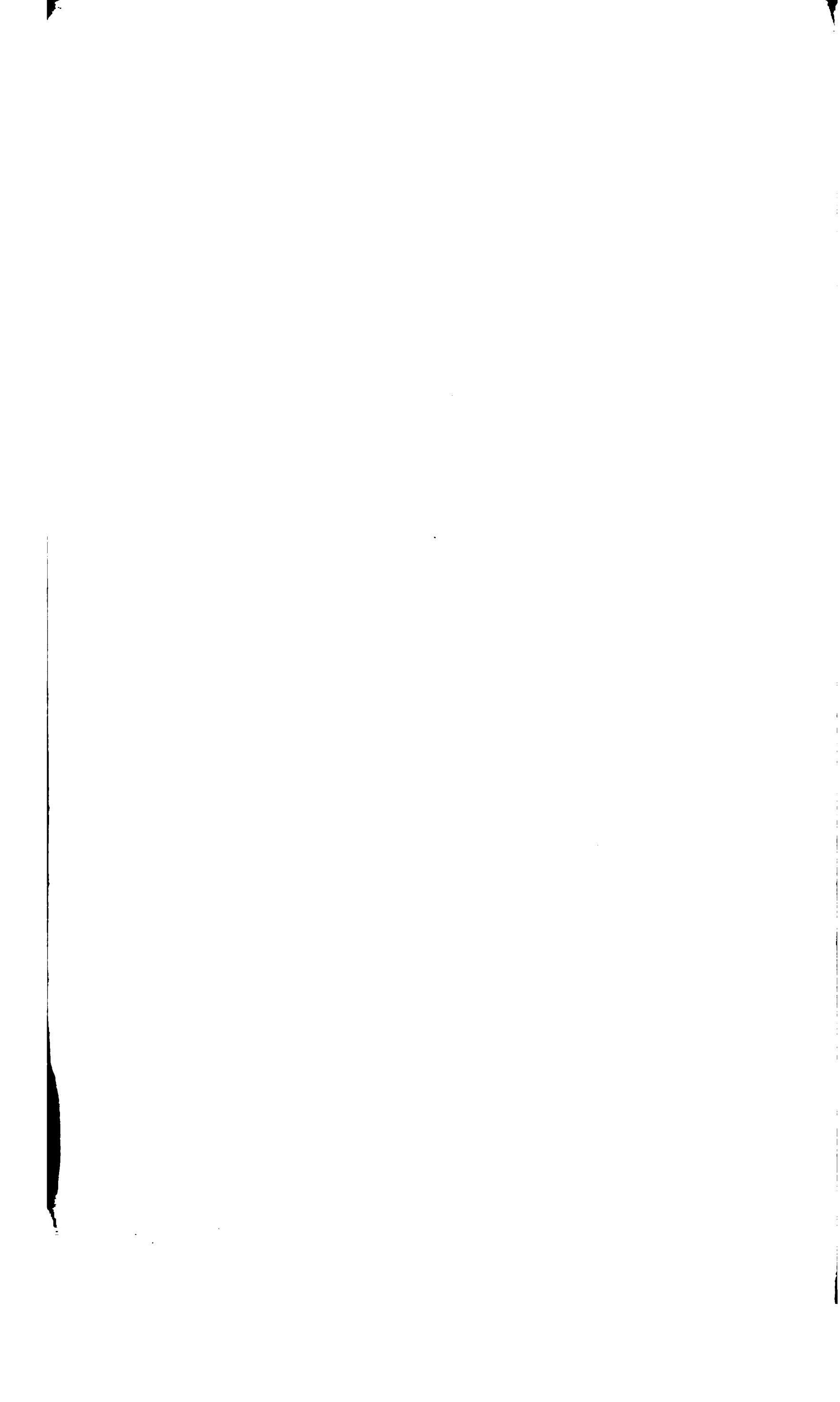
Das Tor zur Welt




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS







Frank Thieß

Das Tor zur Welt

Roman



J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Printed in Germany
Druck der Buchdruckerei Gottlieb Holoch in Stuttgart

Für Christian Papmeyer



Erster Teil:

Ahnung und Irrtum

*

Zweiter Teil:

Weisheit des Leids

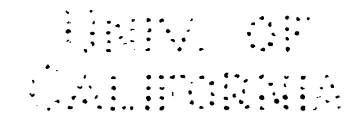
*

Dritter Teil:

Vom Sinn des Lebens

«Was hat eine Nation Besseres als Primaner und Sekundaner? Und wie wären wir alle geworden ohne unsere unreifen Pläne, ohne unseren lächerlichen Größenwahn von damals? Alles, was wir sind und können, schulden wir der Gymnasiastenzeit. Dort keimte unsere Persönlichkeit.
Wo hinaus mit mir? schreit die nach Taten, nach Leistungen, nach Ruhm dürstende Seele des mannbaren Jungen. Nicht nach dem Maturitätsexamen schreit sie, wahrlich nicht, sondern nach dem zukünftigen Ich, das dem werdenden Menschlein seine Daseinsberechtigung, seine innere Ruhe, sein Ansehen unter den Mitmenschen erobert.»

Carl Spitteler



Erster Teil / Ahnung und Irrtum

1

Südöstlich des Harzes liegt eine kleine Stadt mit spitzen Türmen. Wir wollen sie Annenstedt nennen und uns daran erinnern, daß sie vor grauen Jahren eine bedeutende Geschichte hatte und der Sitz eines herrschsüchtigen und stolzen Markgrafengeschlechtes war. Darüber wäre heute nicht mehr viel zu sagen. Die Markgrafen sind tot, ihr Schloß ist verschwunden, irgendwo steht eine Ruine, zu der gepflegte Wege führen, Wege, auf denen Sonntags bei gutem Wetter wohlsituierte Bürgerfamilien spazieren gehen. Auch diese Ruine, ein zerbrochener Rundbau, ist kaum der Rede wert, obwohl einstmals in ihr Seine Majestät markige Worte sprach, während die Häupter der Stadt ihn ehrfurchtsvoll umstanden. Eine Tafel verrät es. Lange Zeit ist seitdem vorübergegangen. Man kennt die Tafel, man weiß, was sie verkündet, niemand liest sie mehr.

Es geschieht auch nicht mehr viel Bedeutsames in Annenstedt, obgleich in den Stadtverordnetensitzungen Vorschläge und Interpellationen eingebracht werden und man sich hier wie allerorts zankt und versöhnt. Einmal wäre Annenstedt der Anschluß an die große Welt möglich gewesen. Ein Hauptstrang der Eisenbahn sollte so gelegt werden, daß man von der Residenz ohne Umsteigen hierher hätte fahren können. Doch die Weisheit der Stadtväter verhinderte den Anschluß. So liegt Annenstedt nunmehr an einem Nebenstrang, die großen Züge brausen vorbei, die laute Welt hat nicht teil an dem, was in diesen alten Mauern und winkligen Gassen geschieht.

Sollte indessen jemand von draußen aus irgendeinem Grunde diese Stadt besuchen wollen, so kann ich mir denken, daß er nicht mißvergnügt über ihren Anblick sein wird. Schon am Bahnhof empfängt ihn die weite grüne Fläche eines bedeutenden Gevierts; es ist die „Herrenbreite". Rings um die Herrenbreite geht eine Allee, an der alte, zweistöckige Patrizierhäuser stehen. Schläfrige und behagliche Häuser, deren östlicher Teil obendrein die Freude hat, den Glanz der Abendsonne in vielen Fenstern aufzufangen. Denn die Sonne hat Platz in Annenstedt. Ihr orangefarbiges Gewölk steht überm spitzen Johannisturm, einem Wehr- und Wachtturm der alten Stadtmauer. Allabendlich senkt sich geruhsam der Tag hinter seinen gotischen Kanten in die fruchtbare Lößerde nieder. Weit hinaus dehnt sich rings das gut bestellte Ackerland im Dunst der Dämmerung. Frohsinn und Melancholie verknüpfen sich zu freundlichem Gebilde. Man fühlt, daß die Stunde der Ruhe gekommen und es gut ist, den Dingen des Tages beschaulich nachzugehen.

Um diese Stunde geschah Wolf Brassen, Oberprimaner am Gymnasium Stephaneum, ein seltsames Begebnis.

Er bewohnte ein Zimmer an der Ostseite der Herrenbreite und hatte sich, übermüdet vom langen und anstrengenden Vormittag, gegen vier Uhr auf das breite Biedermeiersofa gelegt. Er wollte lesen, und zwar jenes Lied, in dem Zarathustra von den glückseligen Inseln spricht. Es fiel ihm heute nicht ganz leicht, die Augen offen zu halten. Als er aber an die Stelle kam, darin Zarathustra sagt: „Daß der Schaffende sei, dazu selber tut Leid not und viel Verwandlung," erzitterte er vor Glück. O, ein herrliches Wort, ihr Götter! Halblaut las er den folgenden Satz: „Ja, viel bitteres Sterben muß in eurem Leben sein, ihr Schaffenden!" blickte vor sich hin, schloß die Augen und schlief, ohne es zu wollen, sofort ein.

Und nun ereignete sich jenes Wunder, das ihn noch lange

danach mit frommem Schauder antastete und doch so leicht im Geschehen war, daß er es nicht hätte erzählen können: Wolf Brassen schlug seine Augen auf und erblickte ein anderes Zimmer als jenes vertraute altmodische, welches er seit einem halben Jahr bewohnte. Wohl standen noch dieselben Möbel im Raume, auch die vielgemusterte Tapete war nicht durch eine edlere ersetzt, an den Wänden hingen auch die Bilder, welche er selbst dort befestigt hatte und gern zu betrachten pflegte, nichts fehlte von alledem, aber ein Seltsames ging um ihn vor. Der Raum war von goldfarbenem Lichte erfüllt, lautlos standen die Dinge im Segen dieses unwirklichen Scheines, der durch die Fenster breit ins Zimmer flutete. Wohl ging, das wußte Wolf Brassen, dieser Schein von der Sonne aus, die jetzt hinter dem spitzen Johannisturm sich zum Horizont senkte, doch von wem ging der Schein aus, welcher ihn erfüllte? Unermeßlich war das Gefühl, dem er minutenlang preisgegeben war. Ein stummes Brausen erhob sein Wesen, daß ihn die Ahnung hoher Weihe zu unbekanntem Werke überkam. Denn dies wußte er: jene Flut abendlichen Goldes, die sein Gemach erfüllte, wie Wein einen Kristall erfüllt, glänzte auch in ihm. Es war in ihm nicht anders als um ihn: ein feierliches Leuchten, das nicht von der Sonne kam, sondern Gottes Atem selber war. Ja, sagte Wolf laut und erhob offenen Auges den Kopf vom Kissen, ich weiß nun, was geschehen. Gott ist durch das Zimmer gegangen, durch mich selbst hindurch ist er gegangen. Er leuchtete stark in mir, und aus meinem Herzen fiel das Licht in den Raum, so daß alles erfüllt war vom Wunder seiner Gegenwart.

Die Farben verblaßten. Bett, Stühle, Schrank und Tisch traten bescheiden in den Bezirk der Wirklichkeit zurück. Auf dem Birkenholzsekretär lagen seine Bücher und Hefte. In der gelben Vase auf dem Rundtische duftete wie vordem der Veilchenstrauß.

Wolf öffnete eines der Fenster, lehnte den Arm ans Kreuz

und sah den Himmel westlich grellgelb aufgefurcht vom Lichte. Eine kühle, erdduftende Luft hauchte ihm entgegen. Die großen Kastanien hatten klebrige Knospen wie Kerzen auf ihre knorrigen Zweige gesteckt. Bald würden die Kerzen flammen und die Welt im Frühling stehen. Es war gut, so in die Dämmerung zu lauschen und die weichende Stunde zu fühlen. Denn noch war in ihm das Blut gerötet von dem Besuch, den er empfangen und der ihn eingehüllt hatte in die weiche Seide ahnungsvollen Glückes. Er zweifelte nicht, daß dieses Erlebnis ein Zeichen war, welches er einst, vielleicht erst nach Jahren, würde deuten können. Indessen nahm er sich vor, die Erinnerung daran nicht zu verlieren und diesen Augenblick zum Ausgang zu wählen für ein neues Lebensbewußtsein, das in ihm zu zucken anhub wie aufgehender Same.

Bis zum Abendessen hatte Wolf Brassen sich sodann, nicht ohne Seufzer, den täglichen Präparationen zugewandt. Diese Mosaikarbeit einer exakten Textbehandlung widerstrebte ihm. Er verlor den Blick, sobald die Grammatik herrschend auf den Plan trat. Vielleicht war Thukydides wirklich ein großer Gelehrter gewesen; es blieb ihm über der Analyse seines Satzbaues, die von den Lehrern verlangt wurde, völlig verborgen. Er wußte von der Bedeutung seines Werkes über den Peloponnesischen Krieg ebensowenig wie ein Arbeiter, der Ziegel mit Ziegel mechanisch verbindet, etwas vom Kunstwert des Bauwerks weiß. Schließlich interessierte es ihn auch nicht, darüber viel zu wissen. Niemanden interessierte es, wer Thukydides war und warum man ihn den „Vater der pragmatischen Geschichtsschreibung" nannte. Die Lichtlosigkeit dieser Tätigkeit wurde Wolf nur dadurch erträglich, daß er sich an die peinvollen Jahre in jenem Gymnasium der Hauptstadt erinnerte, wo die Lehrer in mühsam kaschiertem Sadismus ihre Wut an den Gefesselten ausließen und er nichts anderes als ein Galeerensklave unter seinesgleichen gewesen.

Seitdem er sich nun, halbtot von der Knute jener Fronvögte, nach Annenstedt begeben hatte, lebte er auf. Stets blieb es ihm unbegreiflich, daß draußen das Leben einer kleinen Stadt in gemächlichem Takte dahinging und er zwanglos in dieses ruhige und einfache Leben eingeordnet war. Oft erschrak er über der Ruhe, die ihn umfing, mitten aus der Arbeit auf und begriff wie unter Erleuchtung die Romantik dieser wunderbaren Existenz. Erhob sich, trat ins Zimmer zurück und sah mit süßem Schrecken, daß es sein Zimmer war und niemand ihn daran hindern konnte, mit dem Hausschlüssel in der Tasche davonzustürmen, um irgendeine selige Unbesonnenheit zu begehen. Er zog den Hausschlüssel, ein mittelalterliches Gebilde aus Gußeisen, hervor, hielt ihn in der flachen Hand wie Hamlet Yoricks Schädel und betrachtete ihn.

„Es ist ein Symbol meiner Freiheit," sagte er, „und ich kann diese Freiheit nach meinem Belieben nutzen. Ich *habe* diese Freiheit schon benutzt, wir sind nächtlicherweile in dunklen Gewölben zusammengekommen und haben uns betrunken. Wir haben eine Szene aus Schillers „Räuber" aufgeführt und niemand hat etwas davon erfahren. Doch das ist nicht genug. Es gibt andere Freiheiten. Ich fühle es. Es heißt, man soll gegen diese Gewalten mit Mathematikaufgaben ankämpfen. Doch wer hat gesagt, daß man dagegen ankämpfen *muß*?"

Indem rief von unten her eine etwas gebrechliche Frauenstimme: „Herr Brassen! Abendbrot!"

Das Abendbrot. Frau Kneizels, seiner Wirtin, Stimme rief ihn hinunter, damit er im Speisezimmer seine gewohnten drei Schnitten heute wie alle Tage verzehre: eine Schnitte mit Leberwurst, eine Schnitte mit Mettwurst, eine Schnitte mit Harzerkäse. Die Brote lagen fertig geschnitten und bestrichen auf dem Teller. Es gab nichts mehr an ihnen zu verändern, ihre Existenz hatte etwas Naturgesetzliches.

Wolf Brassen war nicht der einzige Pensionär im Hause der

alten weißhaarigen Frau Kneizel. Gleich an der Glastür wohnte noch ein Kaufmann mit Namen Scheym und im ersten Stock ein junger Engländer, der Cartercoat hieß.

„Guten Abend, Frau Kneizel," grüßte Wolf eintretend.

„Guten Abend, Herr Brassen," erwiderte Frau Kneizel und schob sich ihre Brille zurecht. „Ich will man bloß noch den Tee aus der Grude holen. Greifen Sie ruhig zu. Legen Sie Ihrem Hunger keinen Maulkorb an."

Wolf lächelte vieldeutig, setzte sich und begann ein Höflichkeitsgespräch mit Cartercoat, das gänzlich inhaltslos war.

Frau Kneizel glitt auf lautlosen Schuhen wieder ins Zimmer, goß den zitronenfarbenen Tee ein und blickte in die Hängelampe.

„Die brennt ja heute so dunkel, was ist denn mit der?" fragte sie mit brüchigem Organ.

„Man wird ihr abziehen müssen," sagte der Engländer. Er hatte ein freundliches, aber finniges Gesicht. Sein Kragen war lächerlich hoch und steif.

„Ach, Mister," entgegnete Frau Kneizel betrübt, „Ihr Deutsch wird auch alle Tage schlechter. Sie meinen: man wird sie herunterziehen müssen. Das meinen Sie gewiß, Mister. Aber gesagt haben Sie's nicht."

Auch sonst beklagte sich Frau Kneizel über Mister Cartercoat. Er pflegte besonderen Wert auf seinen Scheitel zu legen und behandelte ihn mit einer fettigen Substanz, die es in Annenstedt nicht zu kaufen gab und die er sich aus London schicken ließ. Sein Haarwuchs sagte über ihren Wert nichts Ungünstiges aus, doch die Bettkissen wurden darüber schwarz.

„Haben Sie sich denn wieder Ihre Haare mit Ihrem englischen Zeugs eingerieben?" klagte Frau Kneizel, „ich hab' nu neue weiße Bezüge am Sonntag aufgelegt. Jetzt sehen Sie sich bloß mal die Bezüge an. Das ist wie Wagenschmiere."

Cartercoat lachte. „Ein very guter Mittel," rief er.

„Ich hab' aber dran gerochen," widersprach die alte Dame.

„Das ist Petroleum, nichts weiter. Hüten Sie sich vor Zündhölzern, Mister, und lassen Sie die brennende Kerze nicht zu nah an Ihren Kopf kommen."

Die Tür ging auf. Kaufmann Scheym trat ein.

„Guten Abend allerseits!" rief er. „Ist für mich noch etwas nachgelassen worden?" Scheyms winzige, geschlitzte Augen blickten humorvoll in die Runde. Sein feistes Gesicht mit dem kleinen, leicht in die Höhe gedrehten Schnurrbärtchen strahlte. Er fühlte sich stets als eindrucksvolle Erscheinung, deren Eleganz sogar die Konkurrenz nicht hatte abstreiten können.

„Draußen ist Frühling, meine Herrschaften. Wie bitte? Jawohl ins Blut geht er, Donnerwetter."

Frau Kneizel sah ihn vorwurfsvoll an: „Sie sind gewiß wieder einem kleinen Mädchen nachgestiegen. Darum kommen Sie so spät, Herr Scheym."

Scheym lachte geschmeichelt.

„Jä, wenn die Mädchön nicht wärön ..." sang er mit gequetschtem Tenor, „was, Herr Brassen?"

„Nu verderben Sie mir jetzt den Herrn Brassen nicht, Sie," schalt Frau Kneizel. „Hier haben Sie ein Wurstbrot —"

„Sind noch Bratkartoffeln in der Küche?" fragte Scheym mit normaler Stimme.

„Wollen Sie welche haben?"

Ja, er bat darum. Auch Mister Cartercoat bat darum. Wolf verspürte ebenfalls Hunger darnach, doch weil Scheym und Cartercoat davon angeboten wurde, mochte er nicht; ach nein, danke sehr. Er fragte, ob er sich empfehlen dürfte, ging nach oben und befand sich wenige Minuten später auf dem Wege zu Büchting.

Als Wolf Brassen auf einem der linealscharf geschnittenen Wege die Herrenbreite überquerte und längs der Straße, welche „Bonifaciuskirchhof" hieß, in das flackernde Dunkel der Stadt einbog, überfiel ihn abermals jene wunderliche Vorstellung, die ihm seit Tagen nachging. Er empfand seinen

bisherigen Aufenthalt in Annenstedt, also ein halbes Jahr des Arbeitens, Lesens, Spazierengehens und Schlafens, als ein nettes Provisorium, einen Versuch der Akklimatisation. Dieser Aufenthalt stand, täglich wurde die Überzeugung deutlicher in ihm, wenn nicht im Gegensatz zum „Leben", so doch bestimmt abseits des Lebens, nach dem er eine kochende Sehnsucht trug.

Je mehr nun diese Sehnsucht nach dem Leben wuchs, umso leidenschaftlicher stand in ihrer Mitte ein Wille auf, das wahr zu machen, was „Leben" war. Ihm erschien es unschwer, in dieser Stadt mit ihren winkligen Gassen, Giebeln und Gärten, ihren dunklen Torbögen und geheimen Schenken, den ersten Schritt in jenes große Gebiet zu tun, das sich ihm in keiner Lektüre, in keinem Gespräch, nimmermehr aber in jener Anstalt erschlossen hatte, die seinen Geist angeblich auf das Leben vorbereitete. Er fühlte sich gerüstet, selbst Gefahren und Verwicklungen zu begegnen, und wußte, daß ein gerader Sinn und eine reine Seele alle Unbill niederschlagen würde.

Wie er nun durch die schlecht erleuchteten Gassen stapfte, in die „Steinbrücke" einbog, an deren Ende Büchting wohnte, und den unruhigen, von bewegtem Gewölk durchwehten Himmel sah, wußte er, daß es nur auf ihn ankam, die bisherige Existenz mit einem neuen Sein zu vertauschen. Dann mußte jener schmerzhafte und wehe Druck, den er häufiger und oft mitten in der Schulstunde oder in der Nacht fühlte und dessen Quell ihm unbekannt war, sich in wirkende Kraft auflösen, ein Ziel finden, Sinn sein. Und er gestand sich, daß kein Zufall ihn gerade zu Büchting häufiger führte, dessen Wissen um allerlei Dinge auffälliger als bei den anderen Kameraden zutage trat. Denn Büchting war in Naumburg sitzengeblieben und aus einem großen Internat wegen irgendeines kühnen Abenteuers ausgewiesen worden. Außerdem wohnte Büchting in einem zweistöckigen Hause, das der Frau Mehl gehörte. Frau Mehl aber führte einen fülligen Kolonial-

waren- und Schnapsladen und beköstigte ihren Pensionär für geringes Geld, ohne viel Aufsicht auf ihn zu haben. Befand man sich bei Büchting, so war die „Freiheit" ganz nahe, jenes wunderbare Ideal des Lebens, dessen Einheit mit dem Leben für ihn außer Zweifel stand. Und noch ein anderes Gesicht sah dieser Göttin über die Schulter, das Gesicht eines schwarzhaarigen Mädchens aus niederem Stande. Sie bewohnte ein kleines Bauernhaus Frau Mehl gegenüber und hieß Ida Fitze.

Wolf Brassen pfiff zu Büchtings Fenstern hinauf. Ein Schatten erschien, öffnete und rief: „Brassen? Raufkommen!"

Wolf sah sich flüchtig nach dem einstöckigen Bauernhause um. Die Fensterläden waren geschlossen. Rötliches Lampenlicht schimmerte durch die Ritzen.

Wolf ging durch den Laden („guten Tag, Frau Mehl"), durch ein schlecht gelüftetes Zimmer, kletterte eine Stiege empor, überschritt den großen Bodenraum und trat in Büchtings Stube.

Der Freund saß am Klavier und spielte. „Schmeiß dich irgendwohin!" rief er, ohne sich stören zu lassen.

Wolf nahm im Bauernsofa Platz. Er betrachtete Büchtings Profil, das von einer Kerze, die zu seiner Linken brannte, scharf beleuchtet wurde. Er glich wirklich ein wenig Beethoven. Freilich unterstrich Büchting diese Ähnlichkeit, indem er die Unterlippe vorschob und die runde Stirn mit der dunkelblonden Mähne senkte. Nun, wo er sich beobachtet fühlte, holte er den weltschmerzlichen Zug seines Gesichtes nachdrücklich hervor, griff wohl auch etwas strömender als sonst in die Tasten.

Gleichwohl vergaß er seinen Gast nicht. „Steck dir eine Zigarre in den Rachen!" sagte er.

Wolf schüttelte den Kopf.

„Willst du einen Schnaps haben?" fragte Büchting, weiterspielend.

„Danke, danke. Keine Bemühung."

„Der Schnaps steht auf der Kommode. Die alte Wildsau hat ihn frisch gebraut."

Wolf winkte ab, lehnte sich zurück und ließ die Töne in vollen Harmonien über sich hinfluten. Er liebte Musik, sie löste verworrene Stimmungen seltsam auf und band wiederum zerstreute Empfindungen zu klaren Vorstellungen zusammen. In diesem Augenblick beispielsweise wurde ihm aus der Musik die Pflicht deutlich, seine Jugend zu genießen, durchs Leben in mutigem Ansturm zu fliegen, die Nächte zu durchjubeln oder sie vor dem Erker eines Mädchens in verzehrender Liebesglut zu verseufzen. Auch erschienen ihm Kühnheiten, vor denen er sonst zurückgewichen wäre, erstrebenswert.

„Warum trinkst du nicht?" fragte Büchting, während seine Linke in den Samt des Basses schwermütige Akkorde preßte und er mit der Rechten ein feines Motiv aus dem Diskant aufperlen ließ. „Gieß dir aus der grünen Pulle was in deinen Bauch."

Wolf erhob sich. Da stand eine beträchtliche Flasche, die augenscheinlich Prunellenlikör enthielt. Der Duft war gut. Er goß sich ein Weinglas halbvoll und kostete. Vortrefflich. Die alte Mehl verstand sich auf die Anpflanzung von Alkohol.

Plötzlich durchtönte eine Reihe unerwarteter Laute den kleinen Raum. Betroffen drehte sich Wolf zu Büchting um, der mit voller Stimme sang.

Wolf hielt das Glas in der Hand und versuchte den Worten zu folgen, auch wohl zu begreifen, was den Freund veranlaßt hatte, mit eins solche Töne anzuschlagen. Da brach Büchting ab. „Mensch," sagte er, „diese Stelle ist so göttlich, das donnert aus dem Gebirge wie ein Katarakt, Rom-tom-tom. Da habe ich selbst einen Text dazu erfunden. Hör mal zu:

Ein Quell, ein Quell!
Du holdes Rieseln!

Und aus dem Felsen silberhell
ergießt ein strahlendes Gewässer
die segenbringende Flut!
Und schwillt zum Strom,
zum Meer, zum Meer!
Der sehnenden Menschheit!"

Büchting tobte in einem rauschenden Finale. Erhob sich, klappte mit Akzent den Deckel des Klavieres zu und umarmte Wolf Brassen.

„Vorsicht," rief Wolf, „mein Schnaps!"

„Laß ihn, vergieß ihn, ich muß dir sagen, daß ich glücklich bin."

Wolf trank rasch den Rest des Glases. Danach sah er den andern aufmerksam an.

Büchting warf sich aufs Sofa, die Sprungfedern krachten, seinen Kopf wühlte er in ein buntes Wollkissen. Dadurch wurden seine Haare noch ungebärdiger.

„Hast du denn was erlebt?"

Büchting nickte stumm.

Eine Pause entstand. Wolf fuhr es durch den Sinn, ob er nicht vorher zur Kommode gehen und sich noch einen Grünen ins Glas füllen sollte, unterließ es aber. Es konnte taktlos aussehen.

Büchting hob den Kopf, sah Wolf irr an und erzählte: „Du, ich liebe! Fühlst du, was das heißt? Soll ich dir erzählen?"

„Ja, erzähl."

„Sie heißt Helene. Ich gehe aus dem Pennal nach Hause, schlendere ausnahmsweise mal, per Zufall, Mensch! also stelle dir vor, ganz per Zufall über den Liebenwahnschen Plan, wo ich sonst nie gehe, ich laufe sonst immer gleich hinten rum durch ‚Venedig', also ich gehe justament durch den Liebenwahnschen Plan, kapier das, Mensch, da geschieht mir folgendes: ich denke nichts, wie immer nach der Penne, man ist eben ausgelaugt, die heutige Schulerziehung sorgt

dafür, daß man mit Denken Schluß macht, also ich denke ratzekahl nichts und trete demzufolge auf so eine blödsinnige Bananenschale, greife in die Luft als wollte ich die Götter Griechenlands anrufen und tue darauf, was jeder in meiner Lage getan haben würde, ich setze mich mit bedeutsamem Knall auf meinen Hintern. Das war nicht von Pappe, und ich spür' jetzt noch so eine gewisse Taubheit im Sitzapparat. Natürlich guck' ich mich um, ob einer vielleicht diesen unwürdigen Augenblick in Paul Büchtings Leben erhascht hat. Nein, keine Seele weit und breit. Also ich erhebe mich, tu mir weiter keinen Zwang an und sage laut und vernehmlich — gerade das tat mir wohl, daß ichs laut sagte — ‚Verdammte Halunken!' Ich meinte die Leute, welche ausgerechnet dorthin eine Bananenschale gelegt hatten. Und dann setze ich, gewissermaßen mir selbst zum Troste hinzu: ‚ach, mein armer Podex, verflixt juchhe nochmal!' Oder so ähnlich, verstehst du? Nun, und da antwortet aus dem geöffneten Fenster über mir eine Stimme, eine süße Stimme, sage ich dir, ach Gott, also die Stimme fragt: ‚Warum fluchen Sie denn so?' Und ein Köpfchen guckt heraus, lächelt und lispelt: ‚Haben Sie sich weh getan?' Ich grüße, sage ‚nein, mein Himmel,' weiß gar nichts zu erwidern, bin dumm wie, wie, wie, wie — also ich laufe weg und denke immer, daß sie sich aus reinem Mitleid nach meinem Wohlergehen erkundigt hat. Ich vergegenwärtige mir die Szene, falle gewissermaßen im Geiste noch einmal aufs Pflaster und bleibe plötzlich stehen: mir schießt ins Gedächtnis, daß die Lüttche das Wort ‚Podex' gehört hat! Und nun kommt das Allergemeinste. Mir ist das irgendwie angenehm, daß sie dies Wort gehört hat, fast so, als hätten wir ein Geheimnis miteinander. Ja, siehst du, solch ein Schwein ist man."

Büchting legte seinen Kopf schmerzerfüllt an Brassens Schulter. Dann sprang er jäh auf, griff nach der Likörflasche und schrie: „Sauf, Bruder! Es ist doch alles egal."

„Woher weißt du denn, wie sie heißt?" fragte Wolf Brassen.

„Sie heißt Helene Dudich. Lenchen, Leni."

„Ja, woher weißt du's denn?"

Büchting trank, setzte das Glas auf den Tisch, blickte es starr an und antwortete: „Ich bin heute nachmittag hingegangen, habe den Postboten abgefaßt, ihm einen Groschen geschenkt und gefragt, wer da wohne. Ein Fräulein Helene Dudich hat er gesagt. Mensch, mir ist ganz verrückt im Kopf. Was sagst du dazu? Glaubst du, daß sie mich wiederliebt?"

Wolf wiegte den Kopf hin und her. „Das läßt sich aus der Entfernung schwer beurteilen."

„Ich liebe sie rein, du! Glaube mir, Brassen. Nichts von Sinnlichkeit ist in meiner Liebe, trotz des idiotischen Poder."

„Und es war, sagst du, dir angenehm, daß sie das Wort gehört hatte?"

Büchting senkte die Stirn, sein Haar lag ungeordnet und zerwühlt um den großen Schädel.

„Jawohl, partout angenehm. Verrückt, verrückt."

„Spiele mal was," bat Wolf.

Büchting setzte sich vor die Tasten und spielte eine schwermütige Melodie. „Das ist sie," flüsterte er. „Genau so ist sie."

„Beethoven?"

Er sprang auf und durchmaß mit großen Schritten die Stube. „Nein, Chopin. Lies Chopins Leben, Brassen. Ich kann dir raten, dich mal damit zu befassen, das wird dich aus dem Kleinkram der Gegenwart, aus diesem Schulmist emporheben. Ich habe viel Gemeinsames mit ihm, fühle ich manchmal. Na, lassen wir das. Übrigens frierst du?"

„Nein."

„Aber du gestattest, daß ich mir meine Filzschuhe anziehe. Erst dann ist das Leben brauchbar."

Er setzte sich auf einen Stuhl, schnürte die Stiefel ab und

steckte seine großen Füße in unförmige, kamelhaarfarbene Hausschuhe.

Wolf fragte: „Was macht denn die Ida unten?"

„Was soll sie machen? Sie buhlt so in die Gegend. Ich warne dich, Brassen."

„Sie interessiert mich absolut nicht. Ich frage bloß, weils mir gerade einfiel. Übrigens wirst du zugeben, daß sie etwas Exotisches hat, einen gewissen Stipp, den die Mädchen hierzulande nicht haben."

Büchting stellte die Stiefel vor die Tür. „Den Stipp zugegeben," sagte er, „aber das ist doch nichts für unsereinen. Soll ich dir mal sagen, was wir brauchen? Wir brauchen ein richtiges deutsches Mädchen, etwas Reines, Unberührtes. Wir sind alle von der Kultur verdorben, die Schule hat uns am Leben gehindert, das deutsche Mädchen muß uns wieder zum Leben zurückführen."

Wolf gab zu, daß in dieser Ansicht viel Wahrheit stecke. Er spüre seit langem die Lebensunbrauchbarkeit seiner Existenz, denke mit Grausen daran, was geschehen solle, wenn er nach dem Abiturium vor unvorhergesehene Aufgaben, ja vor überraschende Ereignisse gestellt werde. Mit den Formeln der Arithmetik seien diese Ereignisse ebensowenig zu bewältigen, wie mit dem Auswendighersagen des Schiffskataloges aus der Ilias. Kurzum, er mache sich täglich Gedanken über das Problem des Lebens und finde die Vorbereitung, welche sie hier in der Schule genössen, einfach lächerlich. Die Gefahr bestünde, daß man draußen kläglich Schiffbruch litte ...

Büchting nickte jedem Satze mit seinem großen Kopfe Beifall, während er auf den Hausschuhen lautlos durchs Zimmer glitt.

„Wir müssen einfacher leben, natürlicher leben! Ausleben müssen wir uns, wie sollen wir sonst schaffen!" Erregt rief er mit ausgestrecktem Arm Brassen zu: „Du bist Künstler, wir beide sind Künstler; ja, woher sollen wir schaffen, wenn nicht aus dem Leben? Wehe denen, die aus ihrem Hirne

schaffen! Alle Großen haben direkt aus dem Feuer des Erlebnisses heraus ihre Werke geholt. Aber sage das mal in einem Aufsatz! Was würde der Kax erwidern? ‚Sie wollen wohl Ihr eejenes unsittliches Leben bescheenijen?‘ Das würde er sagen. Schluß. Wir müssen eben eigene Wege gehen. Was mich betrifft, so werde ich mich in den reinen Augen meines Mädchens von allem Unrat gesund baden.“

„Ja, du hast es leicht,“ seufzte Wolf. „Woher soll ich nehmen?“

„Hast du nie geliebt?“

„Doch; aber es nahm stets ein Ende, ehe es einen richtigen Anfang hatte. Ich bin auch nicht sicher, ob ich gerade diese Liebe brauche, von der du sprichst. Ich weiß nicht recht, was ich brauche. Es ist abscheulich, wie trostlos es in meinem Herzen aussieht. Gestern lief ich mit Raspe durch die Badergasse. Ich will nur ein Beispiel geben, wie verrückt mir ist. Wir wollten in den Stephanspark hinauf. Es war Dämmerung und eine verrückte Stimmung, denn Raspe, der doch mit der Lisel Stein geht, hat scheinbar was erlebt mit ihr, denn er nannte alle Welt ‚bekotzt‘. Also wir steigen die Stiege hinauf, da kommen uns zwei Mädchen entgegen. Wir kennen sie nicht, Raspe sieht sie kaum an, doch ich bemerke, daß die eine herrlichschön ist. Der Weg ist schmal, sie geht so nah an mir vorüber, daß ich leise durch die Zähne stoßen kann: ‚Komm!‘ Du bemerkst, daß dies Wort sinnlos ist, denn wohin sollte sie kommen, ich nannte ihr ja nicht meine Wohnung. Aber sie zögert vielleicht eine halbe Sekunde lang im Schritt und lacht dann ganz leise und hoch. Nichts weiter. Ich dreh' mich um. Sie sieht sich auch um. Mir wird glühheiß. ‚Was hast du?‘ fragt Raspe. ‚Nichts,‘ sage ich. Das eine Mädel war hübsch. Mir ist zum Tollwerden. Ich halte es nicht mehr aus, die Vorstellung, mit dem Mädel ein wunderbares Abenteuer erleben zu können, ergreift restlos Besitz von mir. Ich sage zu Raspe: ‚Du, wir wollen umkehren und den Mädchen nach.‘ Er zögert,

hat augenscheinlich keine Lust. ‚Meinethalben,‘ brummt er. ‚Aber was willst du mit ihnen anfangen, du kannst sie doch nicht in ein Café schleppen! Oder willst du sie in den Park holen? Da können wir den Bolz treffen oder irgendeine Kleinstadtkuh, die’s dann in die Welt rausmuht.‘ So sprach Raspe, vermutlich auch nur, weil eben zwischen ihm und Lisel was passiert ist. Aber schließlich hat er recht, wohin soll man? Wohin hätte ich hinlaufen sollen mit den Mädels? Man ist eben ein Sklave.“

„Na, und weiter?“

„Nichts. Ich habe natürlich nachts von ihr geträumt.“

„Ja, verflucht, da sitzt der Haken.“

„Es ist eben ein Symptom. Dietrich Gray sagt: ‚Jede Dummheit, die man in unsren Jahren begeht, ist nicht als Dummheit zu bewerten, sondern als Symptom.‘ Unsre Erziehung in der Staatsschule ist eben so, daß man Dummheiten begeht.“

Büchting füllte die Gläser: „Trinke, mein Lieber, der Liquor ist leicht. Die alte Wildsau hat geschwindelt, als sie sagte, er sei hochprozentig. Ja, ja, so ist das. Man findet nicht den Anschluß ans Leben.“

„Ich werde ihn finden.“

„Ja, später.“

„Nein jetzt. Bald. Ich halte dieses Saure-Gurkendasein nicht mehr aus. Übrigens, hast du deine mathematische Hausarbeit zum Freitag schon fertig? Ich bin eigentlich hergekommen, um sie abzuschreiben.“

Büchting griff zum Bücherbord und holte ein braunes Heft herunter.

„Die ersten drei habe ich fertig, die kannst du kriegen. Soll ich sie dir erklären?“

„Mach dir keine Mühe, ich kapiers doch nicht.“

„Die analytische ist ganz leicht. Hier ist ein Stück Papier; so, mein Herze. Jetzt paß mal auf. Der ‚Zola‘ versteht das

nicht, einem den Mist klarzumachen. Aber es ist ganz simpel, wenn man erst mal in den Schädel gekriegt hat, worauf es ankommt."

Wolf fühlte seine gute Laune wie ein Aschenhäuflein zusammenfallen. Gehorsam setzte er sich an Büchtings Seite und blickte angestrengt auf das weiße Papier.

Großkaufmann Gray, der zwei Häuser in der Langen Bleiche bewohnte, und eine eigene, musterhaft geführte Konservenfabrik besaß, war ein gewalttätiger und herrischer Mann, dessen Reichtum von einigen nicht hoch genug gewertet werden konnte, während andre die Meinung vertraten, daß er stündlich vor dem Bankrott zittre. Man wußte, daß die Art seines Auftretens absichtlich auf das Brüskieren der Kleinstädter abzielte, daß er die Annenstedter Bürgerschaft beleidigen wollte und es sich gern und oft ein paar hundert Mark kosten ließ, wenn er sie nur gründlich vor den Kopf stoßen konnte. So fuhr er bisweilen mit vier Pferden wie der tollgewordene Jäger durch die Straßen, achtete keines Zurufes und keiner fliegenden Rockschöße, schwang selbst die Peitsche und lachte nur, wenn bei dieser Gelegenheit ein ehrsamer Bürger fast zu Schaden kam. Lachte laut, grell, böse und brüllte zum Kutscher, der bleich neben ihm saß, es wäre an der Zeit, den „blöden Kaffern" einmal eins auszuwischen. „Soll ich mal jemand überfahren?" schrie er. „Nein, nein," bebte der Kutscher mit unsicherer Kinnlade, „man nich, Herr Gray, man bloß nich, denken Sie, was das kostet." „Kostet? Du hast's ja nicht zu bezahlen. Los! Zügel gefaßt! Peitsche! So. Nicht ausgewichen. Himmelherrgott, könnt ich den Stephanikirchturm übern Haufen rennen, ich täts. Wirst du die Zügel locker lassen, du feiger Esel?" Und fort flog der Wagen, rasselte und sauste hüpfend übers Pflaster, daß die Einwohner erschreckt an die Fenster liefen und sich an den Kopf faßten: was das wieder geben konnte!

Es bedurfte dieses kurzen Personalausweises, um die folgende Szene, deren Absonderlichkeit auffallen könnte, erklärlich zu machen. So war also Herr Gray draußen und es genügt die Bemerkung, daß er drinnen in seinen zwei Häusern und Lagerräumen nicht anders auftrat. Frau Gray, von deren hellblonder Schönheit und Güte immer noch die Nachbarn schwatzten, hatte sich, nach Meinung der Annenstedter, „vor ihm unter die Erde gefürchtet". Sie pflegte, wenn der Gatte auf Reisen war, mit müdem Lächeln leichthin aufzuleben. Doch wenn er wiederkam, fiel sie vor dem Zorn dieses Mannes zusammen. Übrigens kannte der Zorn weder Grenzen noch Ausnahmen. Er richtete sich gegen eine dickflüssig gewordene Tinte mit der gleichen Heftigkeit wie gegen eine Tischkante, an der er sich vielleicht gestoßen haben mochte. Nur seine Tochter Erna schien einen gewissen Einfluß auf ihn zu haben, von dem noch zu reden sein wird. Umso wilder machte ihn der Anblick seines Sohnes Dietrich.

Mit Dietrich, einem hochgewachsenen blonden Menschen, dessen offenes Gesicht den unverkennbaren Stempel des Geistes trug, stand es so: die Lehrer des Gymnasiums Stephaneum in Annenstedt hatten einer nach dem andern und jeder auf seine Weise Versuche angestellt, diesen Jüngling in einen Musterschüler zu verwandeln. Leider mit totalem Mißerfolg, denn jedesmal wenn Dietrich spürte, daß einer der Herren eine besondere Erziehungsmethode ergrübelte, mit deren Hilfe er zu einem glattgeleckten Scholaren von musterhaftem Schnitt aufgestockt werden sollte, erhob sich in ihm dumpfer Widerstand. Dieser Widerstand formte sich zur Empörung, ja zum Hasse des in Ketten gelegten Freien, dem — so erschien es Dietrich — die Freiheit mit demütigenden Vorschlägen und wertlosen Gnadenbeweisen abgekauft werden sollte. Die Folge war, daß seine Lehrer die Anwendung effektvollerer Erziehungsmethoden beschlossen: man ließ Dietrich Gray sehr einfach zu Michaeli sitzen. Da saß

er nun und begriff es nicht, daß man gewissermaßen aus liebevoller Pädagogik, aus Einsicht in sein unzulängliches und obstinates Wesen ihn hatte sitzen lassen. Wie sollte er es auch sogleich begreifen, da doch seine Zensuren keineswegs diese grobe Maßregel gerechtfertigt hatten.

Und nun kam das Ärgste: der Vater. Herr Gray war auf ein Sitzenbleiben nicht vorbereitet. Er erfuhr es beiläufig, bei Tisch, zwischen zwei Gabelbissen, als sein Sohn die Bitte aussprach, ihn aus der Schule zu nehmen und Schlosser werden zu lassen. Schlosser oder Handwerksbursche oder Fabrikarbeiter oder —

„Waaaaaa—as?" röchelte der Alte, der es oft genug gehört hatte, daß Dietrich begabt sei, zu großen Hoffnungen berechtige und lediglich an einem schlechten Charakter zugrunde gehe. „Waas," flüsterte er, „du — bist — sitzen — geblieben?"

Dietrich zuckte die Achseln.

„Du faules Vieh!" krachte eine orkanartige Stimme durchs Zimmer. Teller klirrten, Gläser stürzten um, ein Gegenstand pfiff an Dietrichs Ohr vorbei, schlug an die Wand. Der Stuhl, von dem Herr Gray aufgesprungen, flog polternd zurück. Seine Faust griff in die Höhe, als wolle er aus der Luft eine Peitsche reißen, doch nur der Kronleuchter kam ins Schwanken.

Dieser Augenblick, der noch ärgere zu verheißen schien, wurde von Erna Gray benutzt, um dem Alten mit Elan an den Hals zu fliegen. Aufschreiend umarmte sie ihn. „Vater!" bettelte sie, „du, du, du ... tu's nicht, tu's nicht!"

Kalkweiß stand Dietrich vom Tische auf, eisig lächelnd, ohne sich zu rühren.

„Laß ihn doch, Vater. O, mein Gott, tu ihm nichts! Du bist doch sein Vater," schluchzte Erna. Und zu Dietrich mit gänzlich veränderter Stimme: „So geh doch! Geh, reiz ihn nicht noch mehr! Geh raus, geh!" Es war wunderbar, was Erna alles vermochte.

Solche Szenen pflegten sich gelegentlich, wenn auch nicht in der gleichen Stärke, zu wiederholen. Die Zeit bis Ostern war nicht gut für ihn. Er stellte Überlegungen an, die sein Wesen auffällig veränderten. Manchen Tags stand er bewegungslos am Fenster seines kleinen Parterrezimmers und starrte auf die Straße.

An demselben Tage nun, wo Brassen jenes wundersame Erlebnis im Golde der hinterem Johannisturm versinkenden Sonne hatte und voll neuen Begehrens und wogender Entschlüsse seinen Freund Büchting aufsuchte, an diesem Tage hatte Dietrich Gray abermals eine jener stürmischen Unterredungen mit seinem Vater.

Die Szene nahm folgenden Verlauf: die große Uhr im Eßzimmer hatte fünf geschlagen und Erna ihren Bruder zum Tee gerufen. Dietrich, der seinen Vater im Bureau glaubte, wo er sich meist bis zum Abend aufzuhalten pflegte, war erschienen, hatte es sich im Schaukelstuhl bequem gemacht und die Zeitung vorgenommen.

Der Frieden dauert eine Minute, dann betritt Herr Gray das Zimmer.

Erna sagt zu Dietrich: „Komm, der Tee steht da."

Dietrich zögert einen Augenblick, weil ein Artikel im Blatt ihn zu interessieren scheint.

„Hast du gehört?" fragt der Vater halblaut, drohend.

„Ja," murrt Dietrich.

„Und warum kommst du nicht?" schwillt die Stimme.

Dietrich steht schweigend auf.

„Antworte!" donnert der Vater.

In Dietrich kocht es. „Ich bin ja da," sagt er verhalten.

„Willst du einen Pfannkuchen, Papachen?" erkundigt sich Erna liebenswürdig. Sie lächelt, als scheine die Sonne heiteren Friedens überm Tische.

Der Vater beachtet sie keineswegs. Er beugt den Kopf vor, sieht seinen Sohn eigentümlich an, lächelt unangenehm, be-

wegt nur die Lippen. Dietrich blickt auf die Tischdecke. Er trinkt seinen Tee; es ist sonst nichts um ihn, das seinen Anteil hätte.

Pause.

„Ich habe heute Herrn Professor Bauch getroffen," unterbricht Gray das Schweigen.

„So?"

„So?" äfft er die gleichmütige Frage des Sohnes nach. „Weißt du auch, was er mir gesagt hat?"

Dietrich zuckt die Achseln.

Der Alte nagt mit den Zähnen an der Oberlippe. Die störrigen grauen Schnurrbarthaare feuchten sich. Er sucht nach Worten, findet sie nicht. Die Ader an der braunen Schläfe zuckt. Plötzlich überkommt es ihn, er schlägt mit der Faust auf den Tisch, brüllt: „Sieh dich vor, daß ich dich nicht wie einen tollen Hund niederschieße!"

Dietrich blickt auf. Seine hellen Augen begegnen ruhig dem Vater. Mit großer Anstrengung lächelt er: „Das sähe dir ähnlich."

„Was sagst du?"

Dietrich erhebt sich und geht stumm zur Tür.

„Hiergeblieben! Ich habe mit dir zu reden!"

Dietrich umkrallt die Klinke. Sein Blick heftet sich an die schadhafte Diele. Der braune Anstrich ist längst abgetreten.

„Trinkst du noch eine Tasse Tee, Papa?" fragt Erna und hebt die Kanne.

Der Vater gibt keine Antwort. Er betrachtet seinen Sohn, schließt die grünlichen Augen zu abschätzigem Blinzeln und stößt durch die Zähne: „Verstockter Sünder. Herr Professor Bauch hat mir heute ein Lichtchen über dich aufgesteckt."

Dietrich erwidert kein Wort.

„Also, ich gieß' dir noch ein, Papa. Du kannst es ja dann stehen lassen," erklärt Erna laut.

Gray beachtet seine Tochter nicht. Sein Auge bohrt sich in Dietrichs bewegungslose Gestalt.

„Du könntest, wenn du wolltest. Das weiß ich nun. Du könntest tausendmal besser als alle anderen. Deine Aufsätze verraten, was du könntest, aber —" der Alte beugt den Oberkörper stierartig vor, „aber du willst nicht. Du verlachst deinen Lehrer, du verspottest ihn. Herr Professor Bauch hat mir gestanden, daß du in den Stunden sogar versuchst, ihn lächerlich zu machen. Du stellst niederträchtige Fragen, du stellst Fragen, die eines Schülers, eines dummen Lümmels in deinen Jahren nicht würdig sind. Und wie du," schreit Gray mit trompetenartiger Stimme, „wie du vor deinem Vater keine Achtung mehr hast, so hast du auch vor deinem Lehrer keine Achtung mehr. Aber ich werde dich lehren, Achtung kriegen, mein Bürschchen. Wenn dein nächster Schulaufsatz nicht mit einer zwei zensiert wird, quartier ich dich aus! Alle Bücher, außer den Schulbüchern werden verbrannt, und du wanderst in mein Bureau hinüber — huit!" pfeift er und knippst mit Daumen und Zeigefinger in Richtung auf die Lagerräume.

Danach verläßt er seinen Platz am Tische, nähert sich seinem Sohn, blickt ihm ins Auge und fragt: „Na?"

Dietrich hebt langsam den schmalen Kopf, aus dem alles Blut gewichen ist, betrachtet das zornverzerrte Gesicht vor ihm und sagt leise: „Ich wünschte einmal, daß du mich schlügst."

Der Vater weicht ein wenig zurück, blinzelt ihn an. „Das kannst du gleich haben," entgegnet er heiser.

Dietrich steht blond und schmal vor ihm. Er bewegt sich nicht, nur sein Auge ist starr auf den Vater gerichtet.

Lautlos, erblaßt vor Angst, erhebt sich Erna vom Tische, ihre Hände zittern. Die Linke preßt sie an den halbgeöffneten Mund.

Das Schweigen wird böse.

Vielleicht hat Dietrich mit seinem hellen Blick den alten Mann für Sekunden in Unruhe gebracht. Gray tastet über

seine Weste, steckt die rechte Hand in die Tasche und holt das Schlüsselbund heraus. Seine Faust umschließt die Schlüssel wie einen Schlagring.

Dietrich senkt den Kopf und flüstert: „Wie ist das wohl, liebst du mich noch, Vater?"

In dem Augenblick klingelt das Telephon. Mit einem Ruck dreht sich Gray zur Seite. Er steckt die Schlüssel wieder ein und begibt sich zum Sprechapparat an der Wand. Es scheint, daß seine Hand, die den Hörer vom Haken haben will, einen winzigen Moment zögert und schwer am Griff hängt. Gleich darauf ist die Ordnung wieder hergestellt. Er spricht Geschäftliches. Rauh und hart klingt seine Stimme, doch sie klingt nie anders. Es ist keine Musik in ihr, und er weiß nicht, was Musik ist.

Erna atmet tief auf. Sie macht sich daran, das Teegeschirr abzuräumen. Dietrich verläßt den Raum.

In seinem kleinen Zimmer angelangt, geht er auf und ab. Bisweilen bleibt er vor dem Tische stehen, der voll Bücher und Papieren liegt, bisweilen stützt er die Arme aufs Pult, den Kopf auf die Hände und starrt vor sich hin. Auch vor den Bildern an den Wänden, die aus Zeitschriften ausgeschnitten und mit Reißnägeln an die Tapete befestigt sind, macht er gelegentlich Halt, wie um sie zu betrachten. Endlich wirft er sich auf den Diwan, den ein altes Fell bedeckt, sieht in die Luft, immerzu in die Luft und bewegt sich nicht mehr. So liegt er lange Zeit.

2

Es klopft ans Fenster. Dietrich fährt auf. In der Dämmerung kann er mit Mühe ein Gesicht erkennen.

Wie er die Tür öffnet, steht Elias Dunker vor ihm, der Unterprimaner, ein überzarter Junge von siebzehn Jahren. Dietrich ist im Augenblick leicht verwirrt. Er war auf seinen

Gedankenrossen weit fortgeritten; auf einmal steht Dunker vor ihm. Alles ist wieder da, Annenstedt, das Gymnasium, der Vater.

Sie begrüßen sich. Dietrich entschuldigt seine Zerstreutheit, doch der andre bemerkt sie nicht. Es scheint, daß er stark mit sich selbst beschäftigt ist und zum Freunde kam, um ihn etwas zu fragen.

„Setz dich, Elias," sagt Dietrich. „Ich steck' die Lampe an, damit man sich ins Auge sehen kann."

„Hast du geschlafen? Hab' ich dich gestört?"

„Nein."

Dietrich sucht Zündhölzer. Immer fehlen Zündhölzer, Gott weiß, wo er sie wieder hingelegt hat. „Warte einmal," wendet er sich an Elias Dunker, „ich geh' hinaus und hole welche."

Dunker aber bittet ihn, dazubleiben. Er will keine Helligkeit. Im Gegenteil, die Dämmerung tue gut. Es sei schon am besten so, wenns dunkel um einen sei.

Dietrich lächelt, tritt an den Sitzenden heran und hebt sanft seine Beine auf den Diwan.

„Leg dich und erzähl."

„Ach Gott," seufzt Elias.

„Du hast recht, aber das hilft nichts."

„Also, ich habe eine Fünf in Mathematik."

Dietrich schweigt.

„Weißt du warum?"

„?"

„Zola hatte in meinem Heft ein Blatt mit Lyrik gefunden. Ein Gedicht von mir. Es war, weiß der Teufel wie hineingeraten."

„War das Gedicht wenigstens gut?"

Elias macht eine Pause. Dann sagt er verquält: „Du kannst darüber lachen. Aber ich weiß, daß die Fünf nie wieder gutzumachen ist."

„Ich lache gar nicht," antwortet Dietrich. „Ich fragte aus einem bestimmten Grunde — aber lassen wir das einstweilen. Hattest du die Aufgaben richtig gelöst?"

Etwas kleinlaut gibt Elias Dunker zurück: „Das gerade nicht, aber —"

Jetzt lacht Dietrich wirklich auf.

„Nein, nein," fährt er fort, „sie waren gar nicht alle falsch. Vier waren falsch, die Fünfte richtig. Und die richtige letzte Aufgabe, die hat das Gedicht von mir auf dem Gewissen."

„Ja, Zola ist kein Schöngeist, mein Sohn, das wissen wir alle. Doch es ist zu reparieren."

„Wie?"

„Durch reuevolle Einkehr. Sage ihm, du hättest, angeregt durch die Deutschstunde und Schillers Lyrik —"

„Das ist unmöglich," unterbricht Elias.

„Warum?"

„Weil das Gedicht an eine Frau gerichtet ist."

„Ordinär?"

„Das nicht, aber ich preise ihren Körper."

Dietrich verläßt seinen Platz und geht im halbdunklen Zimmer hin und her, als suche er etwas. Nach einer kleinen Zeit bleibt er vor dem Fenster stehen, an dem tiefblau der Abend lehnt.

„Willst du eine Zigarette, Elias?"

„Danke." Er winkt müde ab.

Dietrich tritt wieder ans Fenster. „Auch darüber wird Gras wachsen," sagt er nach einer Weile und wendet sich zum Freunde, dessen weißes Gesicht der einzige helle Punkt im Dunkel der Schatten ist. Dann setzt er sich wieder zu ihm, streichelt langsam den blassen Kopf und bettet ihn etwas bequemer auf die Kissen.

Draußen poltert ein Lastwagen vorbei. Im Hofe bellt der große Bernhardiner sein tiefes Wu—wu. Danach ist wieder Stille um sie.

„Liebst du die Frau?" fragt Dietrich leise.

„Ich weiß es nicht."

„Und ihr Körper?"

„Ich kenne ihn gar nicht."

Dietrich nimmt eine Zigarette aus der Schachtel, will sie entzünden, doch es fällt ihm ein, daß die Zündhölzer fehlen. Da legt er die Zigarette wieder fort.

„Wu—wu—wu" bellt von neuem der große Hund im Hofe.

„Ist das Odin?"

Dietrich nickt.

„Frau Simoni", erzählt Elias, „hat einen kleinen Hund, so ein Wollknäuel mit Glasaugen. Ich kann sein Gekläff nicht leiden."

Dietrich versucht im Dunkeln das Gesicht des Knaben zu erkennen. Er bemerkt, daß sein Blick weit offen steht. Die Stirn ist heiß.

„Hast du Frau Simoni bei Tupelius kennen gelernt?"

„Ja."

„Ist das die mit der Hornbrille?"

„Ja, denk dir, sie trägt manchmal eine Hornbrille. Übrigens ist sie noch jung oder jedenfalls verhältnismäßig jung. Vierundzwanzig Jahre. Von ihrem Manne ist sie im vorigen Jahr geschieden worden. Es war ein alter Mann, jedenfalls ein viel älterer Mann als sie. Ich glaube er war vierzig oder so."

Wieder klopft es ans Fenster. Elias Dunker zuckt zusammen. Dietrich blickt auf und erkennt beim Laternenlicht, das ein Teil des Bürgersteigs erhellt, drei kleinere Schüler mit roten Mützen.

Er öffnet das Fenster: „Guten Abend, Jungens. Was wollt ihr denn?"

„Wir wollen dich bloß besuchen!" rufen die Kleinen mit hellen Stimmen.

„Geht weiter, Bürschlein, ich habe jetzt keine Zeit."

Die roten Mützen trollen sich ab.

Dietrich setzt sich wieder zu Häupten des Liegenden.

Die Uhr von der Stephanikirche schlägt sieben langsame Stunden. Wie sieben violette Vögel mit breiten Schwingen, die in immer weiteren Kreisen über die Dächer der Stadt fliegen bis hinaus ins flache Land, wo sie mit dem Gewölk des Abends sich vereinen. Gut ist der Abend, er breitet seidene Gewebe über Bedrückung und Kümmernis. Er öffnet die Herzen, lebendig werden Worte, die tagüber stumm in den Winkeln schliefen.

Dietrich fragt: „Was will sie von dir?"

Elias zuckt die Achseln. Wie soll er es auch wissen, wo er das Rätsel der Frau weder vernommen, noch gelöst hat. Er sieht im Geiste etwas Wunderbares und Schreckliches. Es ist eine riesige marmorne Frauengestalt, deren Brüste und Schultern in erster Röte des Morgens flammen, um Hüfte und Nabel liegen Schatten, herrlich ist das Nachtblau der kräftigen Schenkel und edlen Gelenke. Ihr Schoß aber lächelt. Wie er nun das Antlitz erkennen will, steht es im Dunste der Frühe, eingehüllt in lichte Wolken. Immer nur sieht er den lächelnden Schoß und die morgenroten Brüste. Verhüllt bleibt das Gesicht.

Mit unruhigem Atem erzählt er: „Ich brachte sie von Tupelius heim. Verstehst du, nicht weil ich verliebt war, sondern weil es sich gehört, sie heim zu bringen und wir ja denselben Weg hatten. Da nahm sie meinen Arm. Mädchen habe ich schon manchmal am Arm gehabt, nie eine Frau. Plötzlich mußte ich daran denken, daß sie einem Manne gehört hat. Ich fand es gemein, daß sie es hat können und noch gemeiner, daß ich es immerzu denken mußte. Ich sagte mir: sie müßte sich doch immerzu schämen, doch sie schämte sich nicht, sondern lächelte. Fragte mich, ob ich auch schon wie die anderen mit jemandem ginge und was ich außerhalb der Schule täte. Mir war der Mund zugeschlossen. Ganz schwer

lag jedes Wort auf der Zunge. Am Tor zog sie den Lederhandschuh aus und bot mir die nackte Hand. Ich weiß, daß sie sie hob, damit ich sie küssen sollte, doch ich konnte sie nicht küssen."

„Ist das alles?"

„Gestern war ich bei ihr zum Abendessen. Ich solle öfter kommen, sagte sie. In ihrem Salon hängt ein großes Aquarell von Rops, ein splitternacktes Mädchen, das einen infernalisch anschaut. Frau Simoni zeigte mir alle Bilder in der Wohnung. Ich hatte Totenangst, sie könnte vor dem Aquarell stehen bleiben und wünschte gleichzeitig, sie möchte es tun. Sie sah mich an. Ich fühlte, daß sie mich verachtete, weil ich so jung und dumm war. Da sagte ich: ‚Ein hübsches Bild. Ist das ein Original?' Sie nickte und lächelte mich an. ‚Warum werden Sie rot, Elias?' saugte ihre Stimme richtig an meinem Blut. Und ganz kalt und gleichgültig fragte sie weiter: ‚Haben Sie noch keine nackte Frau gesehen?' ‚O ja,' sagte ich. ‚Nicht wahr, im Museum?' ‚Ja,' sagte ich. Sie strich leise über meine Haare und meinte: ‚Sie sind ja auch noch sehr jung. Wie alt sind Sie?' ‚Ich werde achtzehn,' murmelte ich, denn es war mir wie eine große Scham, daß ich erst siebzehn war. Da betrachtete sie mich, ließ ihre weißen Zähne sehen, nickte mit dem Kopf und wandte sich ab."

Inzwischen ist es ganz dunkel im Zimmer geworden. Von der Laterne, die seitab in der Straße steht, fällt ein heller Reflex auf die Tapete. Dietrich kann das Gesicht seines Freundes nur noch mit Mühe erkennen. Seine Hand tastet zur heißen Stirn und streichelt den gelockten Scheitel.

„Und auf Frau Simoni hast du das Gedicht gemacht?"

„Nein. Eigentlich nicht auf sie. Sondern auf eine marmorne nackte Gestalt mit lächelndem Schoß und rosenfarbenen Brüsten."

„Ich will dir etwas sagen, Elias, aber behalte es für dich, denn die wenigsten verstehen es. Der Frau soll nur begegnen, wer für sie gerüstet ist. Das bist du nicht, mein Junge, und

du bist, dünkt mich, zu schade dafür, von einem schönen Raubtier gefressen zu werden, denn du bist kein Hase, dessen Los es ist, Stärkeren zur Speise zu dienen."

„Und wohin soll ich gehen, Dietrich?"

„Zu Freunden. Gott hat dem Freunde seinen Freund gegeben, damit dieser ihn vor der Gefahr des Weiberschoßes bewahre, bis die Stunde gekommen, da er stärker ist als das Weib. Die alten Griechen wußten es, und darum stand der männliche Eros bei ihnen hoch in Ehren, und es waren Tempel ihm gebaut, und die Menschen dienten ihm. Wir wissen davon heute nichts mehr, vielmehr glaubt jeder Ladenschwengel seine Mannheit schon damit bewiesen, daß er ein Verhältnis mit einer Dirne hat, und es ist ihm eine Ehre und ein Orden für seine Kraft, sich an ihr anzustecken. Denn hast du schon einmal darüber nachgedacht, was dies bedeutet: die Ansteckung am Weibe? Es ist das Samsonschicksal aller Männer, die sich von ihr überwinden ließen. Die, anstatt dem Weibe ihre Kraft zu geben, von ihr das Zeichen ihrer Schwäche empfingen."

Elias antwortet nicht. Seine Augen brennen ins Dunkle. Dann wendet er den blassen Kopf, sucht Dietrichs Hand und drückt sie.

„Allen hilfst du. Immer bist du da. Ich danke dir."

Dietrich erhebt sich und tritt ans Fenster: „Mancher kann seine eigenen Ketten nicht lösen und doch ist er dem Freunde ein Erlöser. Sagt Nietzsche."

Auch Elias Dunker steht auf. „Hat dein Alter das Sitzenbleiben jetzt verdaut?"

„Einigermaßen," nickt Dietrich. „Ich bin mit ihm zufrieden."

Elias sucht im Dunklen seine Mütze. Dietrich reicht sie ihm.

„Hat Zola das Gedicht dem Volz gegeben?"

„Nein, ich habe es wieder."

„Du hast es?"

„Ja, Zola gab es mir mit den Worten zurück: ‚Sehen Sie zu, ob Sie mit Versemachen in die Oberprima kommen. Der nehme die Unkosten auf sich, welcher sie tragen kann.‘“

Dietrich lacht, denn Elias verstand es, mit einer gewissen nadelspitzen Kühle die Sprechart des Mathematiklehrers lebensvoll nachzuahmen.

„Da hast du Zolas Anstand,“ sagt er.

„Und die Fünf dazu,“ vollendet Elias den Satz. „Danke dir, Dietrich, für die Stunde. Leb wohl.“

Am Nachmittag des folgenden Tages machte sich Dietrich Gray auf und ging durch die Lange Bleiche mit den ihm eignen großen Schritten in Richtung auf die innere Stadt davon. Er trug die rote Mütze mit den weißgoldenen Streifen der Oberprima und blickte abwesend, verschlossen, ja grimmig, geradaus. War es sonst seine Gewohnheit, Kameraden, die ihn grüßten, auf ein paar Worte anzusprechen, so schien es nun, als wolle er ihrer Begegnung ausweichen. Jedenfalls nahm er den Weg durch die Johannispromenade, eine mit Gärten und Beeten bestandene Straße des alten Annenstedt, deren vielfach mit Benutzung des Stadtwalls erbaute Häuser dem Spaziergänger den Eindruck eines vergangenen Jahrhunderts gaben. Durch diese Promenade, am grauen Johannisturm vorüber, schoß Dietrich mit langausgreifendem Schritte. Er wußte, daß es ein Umweg war und daß er in die Friedrichstraße rascher käme, wenn er stracks den Weg über Rathaus und Holzmarkt genommen hätte. Doch er mußte wohl seine Gründe haben. Jedenfalls konnte auch der Umstand einige Merkwürdigkeit beanspruchen, daß er, schließlich vor einem Hause in der Friedrichstraße angelangt, welches augenscheinlich sein Ziel war, plötzlich, und am Ende ihm selbst überraschend, zurücklief. Er lief die Friedrichstraße zurück, um die Post herum, über den Bonifaziuskirchhof, blieb an Läden stehen und umwanderte so, unter Verlust von gut zehn

Minuten, ein beträchtliches Geviert. Gewonnen war nichts. Er stand nämlich nach Ablauf dieser Wanderung erneut vor dem bewußten Hause. Wieder zögerte er, indessen mochte er die Sinnlosigkeit des Ausweichens vor seinem eigenen Willen nunmehr selber eingesehen haben. Denn unter plötzlichem Entschluß klingelte er an der Pforte und ging mit gebeugtem Kopfe die Treppe hinauf.

Wenige Minuten später stand Dietrich Gray vor dem Manne, der dieses Haus bewohnte, einem bäuchigen, schwerfälligen Greise mit schlaff und fältig herabhängenden Hosen. Kurz und gut, er stand vor Professor Doktor Bauch, seinem Deutschlehrer, der in Vertretung des Direktors bis Michaeli auch Homer mit der Prima interpretierte. Es ist über Professor Bauch wenig mehr zu sagen als bereits geschah. Sein braunes rissiges Gesicht zeigte die Mundwinkel des verbitterten Menschenfeinds. Sein grauer Schnurrbart hing mit gewollter Lässigkeit über diesen Mundwinkeln. Die rote Stirn zeigte eine Schlägernarbe. So war auch er einst erwartungsvoll ins Leben getreten und hatte mit gekrümmtem Arme seinem Gegner ins Antlitz geschaut. Jetzt hob er verdrossen die blauen entzündeten Augen zu dem größeren Dietrich Gray, fragte mit müder Stimme, warum er gekommen und hielt es für überflüssig, ihm Platz anzubieten.

Dietrich Gray hatte sich den Anfang dieser Begegung vermutlich nicht anders vorgestellt, wußte im voraus alles, was geschehen würde und konnte es wagen, ohne Veränderung sein augenscheinlich auswendig gelerntes Anliegen vorzutragen.

Während er nun sprach, war es ihm zuwider, dem Lehrer ins Gesicht zu sehen; er blickte fort und gab sich Mühe, seine sichtliche Abneigung gegen den alten Mann durch eine falsche Demut, die er zur Schau trug, aufzuwiegen. Indessen blieb diese Demut nur an den ersten Sätzen hängen. Nach kurzer Frist sprach er so, wie es sein Gesicht kundtat, bitter, gequält und voll mühsam zurückgedrängten Hasses.

Dietrich Gray schaute an dem mißvergnügten Manne vorbei, übersah das rote, von einem Hieb lädierte Ohr und blieb an dem alten Ledersessel hängen, der vor den Schreibtisch gerückt war. Er wolle, so sagte Dietrich zum Ledersessel, den Herrn Professor nicht aufhalten, sondern gedrängt von der Schwierigkeit seiner Lage und den Vorwürfen des Vaters, sich Klarheit über die Möglichkeit verschaffen, jemals beim Herrn Professor das Prädikat „Gut" in Deutsch zu erhalten. Denn, so fuhr Dietrich fort und bemerkte mit flüchtigem Augenaufschlag, daß die Nase des Professors auch jetzt eine weiße Spitze trug, also einmal abgeschlagen und wieder angenäht worden war, denn bei aller gebührenden Achtung vor dem Urteil des Lehrers sei und bleibe er nun einmal der Ansicht, in Deutsch nicht nur „Genügend", sondern „Gut" verdient zu haben. Wenn er diese Zwei nicht von Herrn Professor Bauch erhielte, sei es unmöglich die Vier in Mathematik aufzuwiegen, und die Hoffnung, das Abiturium zu bestehen, schwinde gänzlich. Wenn nun der Herr Professor einmal seine eigene Ansicht prüfen und vielleicht in Ansehung dieser schwierigen Situation —

„Lage!" unterbrach ihn Professor Bauch, „sprechen Sie doch deutsch."

In Ansehung dieser schwierigen Lage zu einem anderen Urteil kommen wollte, so wäre ihm sehr geholfen.

Dietrich Gray schaute, nachdem er die Anrede vollbracht, flüchtig auf, erhaschte abermals die angestückte Nase und sah mit dem deutlichen Empfinden, eine selbsterniedrigende, völlig wertlose Dummheit begangen zu haben, die Bitternis des Lehrers sich zu folgenden, in schwerfälligem Basse gesprochenen Worten formen: „Ja, nu lassen Sie mich auch mal reden, Gray. Lange genug haben Sie ja jetzt gesprochen. Also jetzt hören Sie zu, was ich Ihnen sagen werde. Ihre Aufsätze habe ich, das wissen Sie, fast durchweg mit Zwei zensiert. Wenn ich von einigen Maniriertheiten Ihres Stils absehe,

so machten sie auch immer den Eindruck eines, wie soll ich sagen, eines gewissen journalistischen Geschicks. Aber gerade das ist die große Gefahr bei Ihnen — Sie bilden sich ein, Sie können, weil Ihnen ein paar Aufsätze gelingen, alles andre links liegen lassen und sich mit Nebendingen beschäftigen. Daß Sie deshalb im Mündlichen gänzlich versagen, das werden Sie doch wohl selbst nicht abstreiten! Was? Ach, nun fangen Sie nicht gar noch an, sich auszureden," zürnte Professor Bauch mit verbittertem, scharfem Raucherorgan. „Was Sie da sagen wollen, ist alles Unsinn. Das weiß ich schon vorher, ich brauch's gar nicht erst anzuhören. Sie sind jedenfalls nie bei der Sache, Sie haben Ihre Gedanken immer stets anderswo. So oft ich Sie aufrufe —"

Hier brach der Professor ab, drehte den weißhaarigen Kopf zur Seite, zog die künstliche Nase kraus, legte die Hand an den Mund und nieste krachend. Dietrich Gray wartete bewegungslos, bis diese Manipulation durch Hinzuziehung des Sacktuches beendet war. Er hatte, da die unförmige Gestalt des Lehrers den Ledersessel verdeckte, nunmehr auf das Muster des alten Perserteppichs seine Aufmerksamkeit gerichtet und zeichnete in Gedanken dieses Muster nach.

„So oft ich Sie aufrufe," fuhr Professor Bauch fort, „sind Sie mit Ihren Gedanken ganz wo anders. Entweder wissen Sie gar nicht auf meine Fragen zu antworten oder Sie haben noch renitente Redensarten, mit denen Sie mich abzufertigen hoffen. Sie glauben immer mit ein paar schönen Redensarten — unterbrechen Sie mich nicht! — mit ein paar schönen Redensarten alle Probleme lösen zu können. Ich bin ein alter Mann, lassen Sie sich das von mir gesagt sein. Sie müssen erst überhaupt einmal gründlich arbeiten lernen. Deswegen kann ich Ihnen auch keine Zwei in Deutsch geben, weil Sie nicht arbeiten können. Und wer nicht arbeiten kann, der hat eben auch noch nicht das Rüstzeug, um die Reifeprüfung zu bestehen. Draußen im Leben kann man nur

Menschen gebrauchen, die arbeiten können und keine Phrasen dreschen. Mit Ihrer Schöngeisterei werden Sie es nie weiter bringen als bis zum Journalisten. Solche Leute können wir in der Wissenschaft aber nicht gebrauchen. Also überlegen Sie sich das, was ich Ihnen gesagt habe, beweisen Sie mir, daß Sie arbeiten können und arbeiten wollen. Präparieren Sie vor allem Ihren Homer besser! Sie mit Ihrem sogenannten freien Übersetzen, das ist ganz dieselbe Sache. Schlagen Sie jede Vokabel sorgfältig nach und übersetzen Sie wörtlich. Sie denken immer, über μεν und δε, da könnten Sie so drüberweghusten. Und damit wollen Sie mir weiß machen, Sie verstünden etwas von den dichterischen Schönheiten Homers. In Ihrem letzten Aufsatz habe ich Ihnen an den Rand geschrieben, wie oft Sie die Zitate aus der Ilias ungenau übersetzt haben. Und dann behaupten Sie, Ihre Aufsätze seien befriedigend. Viel zu gut habe ich Sie noch zensiert. Denn wenn ich Ihre Leistungen in Homer ansehe, wo Sie gänzlich abfallen, sind mir schon Zweifel aufgestiegen, ob Sie Ihre Aufsätze überhaupt selbständig angefertigt haben. Ja, schauen Sie mich nicht so impertinent an. Ich will da jetzt keine Nachforschungen anstellen. Aber sehen Sie, so sind Sie nun! Gleich werden Sie wieder unverschämt. Sie werden doch nicht wollen, daß ich Sie noch aus dem Zimmer weise? Also lassen Sie sich das gesagt sein. Ich meine es nur gut mit Ihnen."

Er reichte ihm seine trockene, feiste Hand ohne Druck, wie man jemandem mechanisch einen Gegenstand hinreicht. Dietrich nahm sie stumm, verbeugte sich und ging.

Auch jetzt geht Dietrich nicht den kürzesten Weg heim, vielmehr scheint er ein neues Ziel zu haben, denn mit demselben raschen, langbeinigen Schritt, der ihn in die Friedrichstraße geführt, biegt er zum Bonifaziuskirchhof ein.

Da erreicht ein Pfiff seine Ohren. Halb unbewußt zögert er.

Es ist Eberhard Jason, der im eleganten Frühjahrsulster die Stufen zur Post hinabsteigt und Dietrich erkannt hat.

„Halt, halt, min Söhn," ruft er, „warum diese jüdische Hast? Du enteilst doch nicht deinem Verderben."

Mißmutig reicht Dietrich dem Kameraden die Hand. Jason neigt zur Fülle. Sein etwas schwammiges Gesicht mit den schwarzen Augen ist klug, bewußt ironisch. Er trägt einen Sportklemmer und hat die rote Mütze auf dem runden Schädel.

„Willst du durch die Breite Straße?"

„Nein."

„Ich rate dir ab, Gray. Man soll daselbst Bauernfeind erblickt haben, wie er mit der Würde eines Ministerpräsidenten zur Linken seines ihm ehelich angetrauten Weibes den heimischen Penaten zustrich. Er hat natürlich Willi Gast mit einem jungen Mädchen gesehen. Pech muß der Mensch haben, denn dieses junge Mädchen war Willis verheiratete Schwester, die gestern aus Hamburg zu Besuch nach Annenstedt gekommen ist. Bauernfeind indessen wird, zweifle nicht daran, im nächsten Lateinextemporale für das arme Pepchen Gast die logischen Konsequenzen daraus ziehen. Du schaust aus wie eine Zitronenlimonade ohne Zucker, Dietrich, vermutlich, weil ich ohne Bremse daherschwatze."

„Ja, das tust du."

„Du hast recht. Aber jetzt will ich etwas Vernünftiges sagen: sei heute abend bei mir. Mein Weg führt zum nächsten Wein- und Delikatessenhändler. Du errätst den Grund. Also hilf uns, den Maitrank auslöffeln."

Dietrich schaut vergrämt aus. Er überlegt, schüttelt den Kopf.

„Wer ist denn da?" fragt er mißmutig.

„Raspe, Brassen, Kappel, der kleine Peter Capelle natürlich. Büchting ist ‚dienstlich' verhindert. Willi Gast vielleicht. Also komm, ja?"

Dietrich reicht ihm die Hand zum Abschied: „Vielleicht. Ich werde sehen."

Jason entschließt sich indessen, ihn noch ein Stück zu begleiten. Er fragt, wohin Dietrich gehen wolle, doch dieser weicht aus. An der Breiten Straße trennen sie sich. Fast fluchtartig biegt Dietrich in die stille Wilhelmspromenade ein, während sich Jason mit behaglichem Schritt dem Getriebe des spätnachmittaglichen Verkehrs überläßt, der diese Straße zum Mittelpunkt Annenstedts erhoben hat.

Von sechs bis sieben Uhr pflegen die Schüler des Stephaneums, sauber gebürstet und blanken Auges, durch die Breite Straße zu promenieren. Sie tun dies gruppenweise, zu zweien und dreien und wissen, warum sie es so tun. Denn genau um die gleiche Stunde erscheinen die Schülerinnen der Höheren Mädchenschule und des Lyzeums und gehen ebenfalls zu zweien und dreien durch diese, in Wahrheit enge und keineswegs ‚breite' Straße, schlendern hin und her, spazieren hinauf und zurück und wieder hinauf und wieder zurück, bis sie den entdeckt, welchen ihre Augen suchen. Man grüßt sich, die Schüler reißen ergeben ihre Mützen vom Kopfe, und dieser oder jener verläßt lächelnd und etwas verlegen seine Kameraden, um bis zur nächsten Ecke den jungen Mädchen nachzugehen, von denen sich nun ihrerseits die, nach der sein Herz schlägt, ablöst und eilfertig in eine der stilleren Nebenstraßen einbiegt. Das alles ist, so kann man wohl sagen, stillschweigend verabredet. Eine Organisation, welche gelegentlich die Ungeduld des Schülers ein wenig auf die Probe stellt, sonst aber vorzüglich klappt. Denn wenn das Mädchen erst einmal ohne Begleitung in die stillere Gasse abbog und mit leichtem Seitenblick sich vergewissert hat, daß jener Schüler, an den sie denkt, ihr nachgeht, wenn das erst alles bis zu diesem Punkt gediehen ist, dann knüpft sich auch das folgende in müheloser Ordnung weiter: Der Schüler wartet nämlich noch ein wenig, stürzt nicht gleich vor, sondern bleibt hinter ihr in

züchtiger Distanz. Doch siehe, das Mädchen selbst unterläßt es, weiterhin so eilfertig wie vordem übers Pflaster zu galoppieren. Sie hemmt den Gang, bleibt schließlich sogar stehen und, ach, lustig blinken ihre Augen unter der blauen Kappe des Lyzeums. Indem entblößt auch schon der Stephaneer mit devotem Ruck seinen Kopf. Man lacht sich an, man reicht sich die Hände, in freundlichem Rhythmus klingt Schritt neben Schritt.

Diesen sogenannten „Bummel" suchen auch diejenigen unter den Schülern ungern zu vermeiden, welche, wie beispielsweise Jason, keinen Mädchenkopf mit liebenden Blicken suchen. Auch ohnedies hat die Sache ihren Sinn. Man geht eben hin, trifft sich, plaudert, grüßt, wirft sich Blicke zu. Verabredungen werden geschlossen, ein wenig Klatsch wird aufgewärmt, außerdem sind die erleuchteten Läden da, vor denen man stehen bleiben und Bücher oder Herrenwäsche betrachten kann.

Langsam, nach allen Seiten grüßend, zufrieden mit dem Tage, der keine besonderen Erschütterungen gebracht, durchwandert Eberhard Jason die Breite Straße. Mit Walter Kappel hat er an der Engelgasse einen kleinen Schwatz gemacht und Peter Capelle, dem hübschen schwarzäugigen Klassenkameraden, hat er an der Krügergasse eingeschärft, ja nicht die Maibowle heute abend bei ihm zu versäumen. Da Peter Capelle gerade nichts Besseres vorhat, kommt er mit. Sein hübsches Gesicht guckt rechts und links den verliebten Mädchen in die Augen, doch da keinerlei Bindungen ihm besondere Wege diktieren, bleibt er an Jasons Seite. Auch Jason ist durch keinerlei Bindungen angenehm gehemmt. Es macht ihn etwas sentimental, daß dies nicht der Fall ist. Ja, da laufen nun alle die niedlichen, blanken, lustigen Rehe vorbei, und auf keines soll man Jagd machen. Und warum nicht? Man hat Pech gehabt. Es ist eine nahezu betrübliche Geschichte. Die Freunde kennen diese Geschichte, doch Jason erzählt sie gern

noch einmal, und Peter Capelle hört sie sich gern noch einmal an.

Das war so: Eberhard Jason hatte in einem Herrentrikotagengeschäft eine blasse Verkäuferin gesehen, welche ihn aus unbestimmtem Grunde rührte. Er nahm sich vor, dieser jungen Verkäuferin regelmäßige Zuwendungen zu machen, von seinem Taschengeld monatlich etwas in Form von kleinen, nützlichen „Douceurs" für sie auszusetzen. Schön. Das junge blasse Mädchen hieß Auguste. Jason fand diesen Namen nicht gerade köstlich, aber angemessen. Schließlich konnte man ihn nett abkürzen, etwa Gustchen sagen. Leider strebte sie aus der Haltung einer nur dankbar Nehmenden hinaus und wollte dem Herrn Gymnasiasten ihrerseits Freundliches tun. Beide verabredeten sich zu kleinen Spaziergängen im Umkreis Annenstedts; Auguste legte ihren Arm in den bewegungslosen Jasons. Schließlich fühlte er ihre Wärme nicht unangenehm an seiner Seite, doch ihre Ausdrucksweise hatte Mängel. Dieserhalb entschloß sich Jason, etwas für Augustes innere Bildung zu tun, er lieh ihr Oskar Wildes „Dorian Gray", außerdem Ibsens „Gespenster" und Georg Hermanns „Jettchen Gebert", einen Roman, den er selbst, Onkel Jasons wegen, sehr liebte. Gehorsam nahm Auguste alles, was Eberhard ihr in die Hand drückte. Doch als acht Tage verstrichen waren, brachte sie die Bücher wieder und sagte gekränkt, daß sie nicht wüßte, warum er ihr so „langstietzigen Koks" gegeben hätte, lesen habe sie gelernt und das brauche er sie nicht mehr zu lehren. Was aber die andern Herren Kavaliere anginge, die nähmen ihre Freundin mal mit in ein Café oder auf den Maskenball. Der Wunsch war berechtigt, denn um den Februar pflegten die Restaurants über den Steinen oder in der Ritterstraße mit bunten Girlanden ihre Gäste zu Würste- und Bockbierstimmung einzuladen. Es war Jason unmöglich, aus ästhetischen, sozialen und Vernunftgründen unmöglich, mit Auguste dorthin zu gehen. Er stellte ihr also frei, am

kommenden Sonnabend nicht zu erscheinen. Und weiß Gott, sie erschien nicht! Die Freunde beglückwünschten Jason allgemein zu diesem Verlauf der Dinge. Er war der gleichen Meinung, fühlte indessen eine gewisse Trauer, wenn er so die jungen, verliebten Gesichter durch die Breite Straße glänzen sah. Man konnte sagen, was man wollte, jedenfalls hatte er wieder einmal vorbeigeschossen.

„Ja, ja," bestätigte Peter Capelle, „das ist so, mein Lieber. Tröste dich, wir sind noch jung. Es kann alles noch kommen."

„Ja, das sagst du, Peter. Aber wir Juden werden vergleichsweise alle mit sechzig geboren —"

Capelle grüßte und Jason beeilte sich, dasselbe zu tun.

„Guck mal an," lachte Capelle, „der Büchting hat sich ein kleines Mädchen geholt."

„Kennst du die Donna?"

„Nein. Vom Lyzeum ist sie nicht."

„Irre ich mich, wenn ich sie den niederen Schichten der hiesigen Bevölkerung zuzähle?"

„Nee," lachte Peter Capelle, „ich glaub' gar, du hast recht. Warum er ausgerechnet mit ihr durch die Breite Straße peest? Die würde ich nicht ohne weiteres den Blicken der Zeitgenossen aussetzen."

„Das war hübsch gesagt, Peter. Du hast manchmal eine verfeinerte Ausdrucksweise, die mich für deine Entwicklung, trotz Karens gegenteiliger Ansicht, viel erhoffen läßt. Sag mal, wie steht es mit dem Aufsatz über den Humor in Lessings Minna von Barnhelm? Hast du schon die Disposition fertig? Frei nach Heine: a) der Humor bei den Alten, b) der Humor bei den Elefanten, c) der Humor bei —"

„Ich warte," unterbrach ihn Capelle, „mit dem Mist so lange, bis mir der Humor der Minna überhaupt mal erst aufgegangen ist. Kannst du drüber lachen?"

„In Karens Hand wird jedes Lustspiel zur Tragödie.

Aber daß eine Mathematikaufgabe zum lyrischen Gedicht werden kann, habe ich erst durch des armen Elias Pech erfahren."

„Dunker?"

„Ja, in brünstigen Strophen besang er —" Jason, soeben noch bereit, umständlich die jüngste Affäre des Elias Dunker darzustellen, fühlte im selbigen Augenblick sein Wort im Munde erstarren. Beide Schüler drängten sich schweigend aneinander und grüßten mit jenem unvergleichlichen und besonderen Gesicht, mit dem man einen Lehrer grüßt, die große Gestalt eines Mannes im Flügelmantel. Es war der Mathematikprofessor Edelreich, genannt „Zola", ein grauhaariger, blasser, schnell daherschreitender Greis, der mechanisch seinen steifen Hut lüftete und mit kalten Augen finster ins Ungewisse blickte.

Die Kameraden hatten ihr Thema verloren. Zolas Anblick flößte wie der Chor der attischen Tragödie Furcht und Mitleid ein. Furcht vor ihm, Mitleid mit sich selbst, wie Brassen formuliert hatte.

Sie standen in der Straße, die „Hinter dem Turm" hieß, und sahen in der Dämmerung die Fassade des Rathauses fast mittelalterlich ihre Kontur in den abendlichen Himmel zeichnen.

Jason erspähte einen Laden, in dem er die gewünschte Weinmarke fand. Peter Capelle ging am plätschernden Marktbrunnen vorüber und blieb einen Augenblick an der Reformierten Kirche stehen, aus deren halboffenem Portal Gesang und Lichtschein drang. Flüchtig überkam ihn die schwermütige Lust, einzutreten und an dem weihevollen Tun im alten gotischen Bau wärmenden Anteil zu haben. Doch die unvollendeten Schularbeiten zwangen seine Schritte weitab zum „Tie". Unfern von hier wohnte Frau Xeidel, die Wirtin, deren gleichmütigen Händen seine leiblichen Sorgen anvertraut waren.

3

Am folgenden Tage stellte der Ordinarius der Prima, Herr Professor Bauernfeind, mitten in der Stunde das Fehlen Dietrich Grays fest.

Über Herrn Professor Bauernfeind, eine überzeugende Persönlichkeit, die in Annenstedt besondere Achtung genoß, könnte zu gelegener Zeit mehr gesagt werden. Im Augenblick nur dieses, daß er, durchaus überraschend, und zwar während der Interpretation einer Cicerostelle, seinen väterlichen Blick auf den leeren Platz einer Bank heftete und mit dem ihm eigenen vorgeschobenen rechten Mundwinkel leise fragte: „Wo ist 'n der Gray? Hat er sich entschuldigt?"

Ja, wo war Gray?

Zu Hause geblieben, natürlich. Vermutlich erkältet. Ob er sich entschuldigt hatte? Nein.

„Weiß einer, was ihm fehlt?"

Schweigen. Augenscheinlich wußte wirklich niemand etwas.

Gerade wollte Professor Bauernfeind nach mißbilligendem Kopfschütteln wieder im Texte der Cicerorede fortfahren, als ein Schüler wie unter erleuchteter Improvisation ausrief: „Ich glaube, er hat's mit seinem Bein ..."

Verwundert wiederholte der Professor: „Bein? Was soll's mit seinem Bein? Drücken Sie sich doch deutlicher aus, Gast."

Willi Gast dehnte tiefatmend seine breite Brust und sagte, auf sein Buch blickend: „Ich weiß auch nichts Genaueres. Er klagte schon lange über Schmerzen im Bein. Er ist doch neulich gestürzt."

„Er ist neulich gestürzt?"

„Ja, ja," riefen jetzt Brassen und von Raspe, die Gast helfen wollten, „er ist neulich furchtbar hingefallen."

Gast bestätigte die Zurufe durch mehrfaches Kopfnicken. „Jawohl, ganz recht, so war es."

Mit Würde blickte Professor Bauernfeind von einem zum

andern. Mißtrauisch fragte er: „Darum kommt er wohl morgens immer zu spät? Ich bin im Bilde. Fahren wir fort."

In der Pause gab es unter den Kameraden des engeren Kreises Unruhe.

„Was ist mit Gray los?" wandten sich mehrere an Willi Gast.

„Na, ich hab' doch keine Ahnung," erwiderte er mit seinem dröhnenden Organ.

Jason erzählte, daß er gestern Gray an der Post getroffen und in trübster Stimmung verlassen habe. Abends sei er ausgeblieben. Willi Gast entschloß sich, in der großen Pause bei Grays nachzusehen, was los wäre. Langstreckenlauf fünf Minuten hin, fünf Minuten zurück. „Ob du's schaffst?" fragte von Raspe. „Allemal," rief Gast zurück. Also gut, Gast sollte es machen. Die Freunde konnten eine gewisse Sorge nicht verscheuchen. Gray hatte nie gefehlt, war nie krank, pflegte nie zu schwänzen, weil ihm kein Vater, keine Mutter, keine Pensionstante, überhaupt niemand, einen Entschuldigungszettel geschrieben hätte. Jason, der alles gern in düsteren Farben malte, meinte: „Wenn ihm bloß der Alte nichts getan hat!"

„Das werden wir ja feststellen," sagte Gast.

Als es zur großen Pause schellte, fuhr Gast hoch, entschlossen, seinen Marathonlauf anzutreten. Mit vier Sätzen war er unten, überquerte den Hof und stand vor der kleinen Hinterpforte. Zuerst guckte er ganz beiläufig umher, ob niemand ihn sah. Auf einmal duckte er sich und fegte hinaus. Ein Blick auf seine Armbanduhr hieß ihn überlegen: dreizehn Minuten Zeit. Das reichte aus. Als Sportleistung war dieser Lauf nicht übel, eine Aufgabe, die von einem trainierten Leichtathleten ohne Schwierigkeit gelöst werden konnte. Also flog er in großen Sätzen auf die Augustapromenade zu, indem er sich vornahm, die Angelegenheit in zwölf Minuten hinter sich zu bringen. Doch er hatte noch nicht hundert Schritt

zurückgelegt, als eine Frauenstimme ihn anrief. Weiter stürmend schaute er sich um. Plötzlich bremste er. Es war Dietrichs Schwester Erna. Erna Gray stand da und machte Miene, ihm nachzulaufen.

„Ist Dietrich krank?" rief Gast.

„Verschwunden ist er! Die Nacht über nicht bei uns gewesen! Im Lagerhaus hatte er mit Vater geredet. Dann ist er auf die Straße gegangen. Heute morgen kam er nicht. Das Bett ist unberührt. Der Vater weiß noch nichts davon, gottlob! Nun dachte ich, er habe vielleicht bei einem Freunde übernachtet. Hat er denn nicht bei Ihnen geschlafen?"

„Nein," sagte Gast. Blickte in Erna Grays Augen, erkannte die Unnötigkeit jeder weiteren Unterhaltung und empfahl sich nach einigen beruhigenden Worten.

„Ob man die Polizei benachrichtigen soll?" schrie ihm Erna hinterher.

„Nein, bloß nicht! Das geht die Polizei nichts an."

„Aber was soll ich dem Vater sagen?" klagte sie.

„Irgendeinen glaubhaften Kohl. Adieu, Fräulein Erna, die Pause ist gleich um."

Er ging zurück und erklärte der Klasse, daß Dietrich mit Fieber und Husten im Bett liege. In ein paar Tagen, vielleicht schon morgen würde er wieder zur Stelle sein.

Als Dietrich Gray sich von Eberhard Jason an der Breiten Straße getrennt hatte, versank sofort Jason hinter ihm. Es war, als hätte er ein Plakat gelesen, sei zerstreut vor diesem Plakat stehen geblieben und, nachdem er es durchgelesen, weitergegangen, ohne noch zu wissen, was er erblickt und wie es ausgesehen hatte. Sofort aber stellte sich wieder jenes quälende Empfinden ein, das ihn oben bei Professor Bauch befallen, als er begriff, wie unnötig und töricht dieser Weg gewesen war: tiefe Demütigung. Ihm war, als hätte man ihn nie so erniedrigt wie heute, wo er sich selbst sinnlos

erniedrigt hatte, indem er bittend zu einem Manne ging, den er verachtete. Die große Dummheit, welche er heute begangen, stellte sich ihm nunmehr deutlich als folgender Widersinn dar: er wollte von Professor Bauch, obwohl er spürte, daß nichts sie verband und tiefe beiderseitige Abneigung sie trennte, etwas erbitten, das seine Lage verbessert hätte. Von jenem, dessen Einsicht noch nie zulänglich gewesen, wenn sich etwas in ihm, Dietrich, begab, der nicht einmal einsah, daß Dietrichs Aufsätze reifer waren als die der andern, von jenem Fremden verlangte er einen Akt des Mitleids, ja, der Caritas, der Gnade!

Mein Gott, stieß er halblaut aus, fast wär's schlimmer, der Alte hätte meinem Wunsche widerfahren, als es nun ist, wo er ihm widerstanden hat. Ich habe eine gedankenlos-kindhafte Handlung begangen, indem ich über alle Logik der Verhältnisse hinweg das Wunder des Vergebens erwartete. Lerne daraus, daß man dieses Wunder nie erwarten soll, es sei denn dort, wo es sich schon im stillen erfüllt und immer bereit ist, sich zu erfüllen, zwischen den Gegnern des Geistes oder der Liebe.

Doch das half nun alles nichts. Keine Einsicht in sein mangelhaftes Denkvermögen und seine fehlerhafte Psychologie half ihm weiter, er blieb der Gefangene, dessen Kerkermeister ihn haßte und ihm nie verstattet hätte, auch nur auf Minuten ins Freie zu treten. Er hatte diesen Kerkermeister um ein bißchen frische Luft gebeten, und er hatte es abgeschlagen. Vielleicht nicht einmal aus Haß, sondern weil er nicht einsah, daß dieses Begehren aus den Tiefen einer Seele kam. Der eine braucht nicht, wonach der andre dürstet und woran er dürstend zugrunde geht. Verschieden sind die Menschen. Er aber war einer von denen, die das tiefste Leid ertragen konnten, unter dem atmosphärischen Druck einer verkrüppelten Lehrerseele aber zusammenbrachen. Es galt nunmehr, das wußte Dietrich, eine Entscheidung zu treffen und

er wußte gleichzeitig, daß es ein Zeichen noch ungebrochener Kraft ist, Entscheidungen herbeizuführen, ein Gedanke, der ihn fast mit erneuter Hoffnung erfüllte.

Darüber hatte er die Ringpromenade verlassen und war nach Überschreiten des Flusses der Höhe zugeschritten, die in den Stephanspark verlief. Als er nun auf dem Bostberg stand und in der Spätdämmerung zu seinen Füßen das Dächergewirr, verschlungen von Dunst und abendlichem Abglühen, freier ausgebreitet sah, überkam ihn überraschend eine neue Ahnung. Was er aber sah, hing zunächst mit dem, was ihn bewegt hatte, gar nicht zusammen, bis er verdutzt erkannte, wie beides ineinander floß und aus zweien eines wurde. Er sah den spitzen Stephaniturm aus dem grauen Massiv ins Licht grüßen und sah die Türme der alten Stadtmauer ebenfalls aus den Niederungen der dunkelnden Gassen ins Licht treten. Die Dächer duckten sich, doch ihre Türme stiegen frei auf. Rundum die Stadt aber breiteten sich Felder und Obstgärten, Buschwerk und Gehöfte. Dies alles trat, indem es Abend ward und die Sonne sich unter den Horizont begeben hatte, in eine wunderbare Sphäre. Vielmehr es trat aus der Sphäre des Nutzens und der Lebensbetätigung in die des Seins schlechthin ein. Stadt und Landschaft vereinten sich der sie behütenden Natur, schufen aus dieser Einheit das wunderbare Gebilde, welches keinem andern Zweck diente als dem, zu *sein*. Sie wurden frei vom Fron des Nutzens, indem sie nur „waren" und friedlich zurücksanken in den Schoß der Natur. Nie war ihm bisher dieses Bild in seinem *Sinn* vor Augen getreten. Er bemerkte, daß friedlich jeden Tag die Loslösung der Dinge vom Fron ihres Zwecks vor sich ging, ohne Schmerz und Zorn, ohne Verzerrung und Feindschaft.

Wenn dies aber täglich mit den Dingen so geschah, mußte nicht ein Gleiches mit ihm möglich werden? Mußte es nicht gelingen, dieses So-sein zu finden und damit die „frische

Luft" zu haben, welche der Kerkermeister nicht gewähren wollte?

Dietrich fühlte sich heftiger ergriffen von dieser Frage. Drehte sich zum Park um und erkannte den Frühling. Er mußte nun sogar lachen, trotzdem nichts Lächerliches um ihn war. Denn obwohl der Kalender ihm täglich berichtet hatte, daß der Frühling begonnen habe und es der Welt obliege, demnächst grün zu werden, war dies nie in sein tieferes Bewußtsein gefallen. Jetzt, wie er auf den Park zuschritt und ihm, vom Gebirge her ein kühler Nachtwind entgegenwehte, ward sein Sinn für das Erlebnis aufgetan. Dies war der Frühling, das heißt die Jahreszeit, in der es nicht um zweckhaftes Vollbringen, sondern nur um ein seliges Sein ging. Die Jahreszeit, in der nicht die Natur allein ihres Wesens sich bewußt wurde, sondern der Mensch und die Dinge, ja, auch die Dinge, ahnten, daß es galt, den Fron des Nutzens abzustreifen und in ihrem innersten Sein sich heiter zu erschließen. Frühling war nicht eine Jahreszeit, sondern der „Gottesfriede", in dem die Kreaturen sich aller Gegensätzlichkeit begaben und einander erkannten.

So kam es, daß Dietrich von einer neuen und kaum geahnten Seite her begriff, warum sein Weg zu Professor Bauch eine Torheit gewesen. Was konnte er noch vom dürren Nutzen erhoffen, solange er unter der Fron der Schule litt! Bauch seinerseits hätte freilich die „treuga dei" des Frühlings begreifen müssen, hätte aus diesem Gottesfrieden der ruhenden Dinge heraus die Verbindung zum mißachteten Schüler herstellen sollen. Doch Bauch war längst erstarrt zur Marionette billigen Tageszwecks. Er wußte nichts von den Wundern, die um ihn in der Welt vorgingen und hätte es für einen „Mangel an positivem Wissen" erklärt, wenn Dietrich in einem Aufsatze behauptet hätte: der Frühling sei eigentlich gar kein „Frühling" (wie der Kalender berichtet), sondern der Sonntag im Kosmos.

Mit diesen Vorstellungen war die Einsicht in das, was zu geschehen hatte, deutlicher in ihm geworden. Auf Schritt und Tritt half ihm der Frühling zur Entscheidung. Die jungen Bäumchen des Stadtwaldes standen in knospender Erwartung, von der westlichen Ebene her aber dufteten die aufbrechenden Äcker. Wenn er die Augen schloß, war es ihm, als könne er ringsum in seltsamen Symbolen und Farben die Seelen der ruhenden und wachsenden Pflanzen erkennen. Er sah und atmete den Duft des Veilchens, die erdhafte Herbheit des Krokus und den Odem des Nachttaus. Aus dem Balsam der Rosenknospen schwang in die Dämmerung ein unhörbares Geläut. Es gestaltete sich ihm das Unbegreifliche: er hatte in der Segnung inbrünstigen Fühlens den Punkt erreicht, wo Farbe, Duft und Klang der Dinge eins werden, wo Ton in Hauch und Hauch in Farbe überschwingt, eines im andern sich schmerzlos erfüllt, und der Mensch nichts andres vermag, als dem Wasser gleich, aus Erstarrung aufzubrechen in lebendiges Strömen. Damit war ein andres Geheimnis gefunden: die drei Aggregatzustände hatten untereinander eine wundersame Bedingnis: scharf abgegrenzt und scheinbar Drei konnten sie, wenn ihre Stunde gekommen, schmerzlos die Geburt des neuen Zustands finden. Das Eis wurde zu Wasser, doch der Sturm des Eisgangs war nur ein „Geläut"; im Innern gebar sich in wundersamer Ruhe der neue Zustand. Und während das Eis zum Wasser wurde, stand er überm eigenen Gefälle atmend in Gischt und Dampf, sich so selber erkennend und im Gegensatze erfüllend.

Ja, sagte Dietrich, indem er stehen blieb und die Silhouette eines Baumes anstarrte, den die Nacht vor den letzten Schimmer des erbleichenden Horizontes wie einen stummen Rufer gestellt hatte, dies ist das Gesetz alles Lebens und Erkennens: höre im Gedonner des Eisgangs nur das „Geläut der Verwandlung" und ruhe aus, indem du ohne Schmerz und Klage lächelnd aus einer Form in eine neue steigst. Nichts andres

ist der Frühling und der Abend über der Stadt, und nichts andres ist mein Aufbegehren gegen den Kerkermeister: während meine alte Form an den Fesseln zerrt, steige ich ohne Schmerz in eine neue.

Damit entschloß sich Dietrich, den Weg zu gehen, an den er vordem nicht einmal gedacht hatte und dessen Wert ihm auch nur ein Wert der Ordnung und der Sauberkeit war. Etwa wie man sein Haus in Ordnung bringt, bevor man es verläßt, um eine lange Reise anzutreten.

Er bog wieder zur Stadt ein, doch diesmal nicht durch den Stephanspark, sondern über die Alte Burg, jenen Hain, den die pietätvolle Sorge langverstorbener Stadtväter um den verfallenen Rundbau gepflanzt hatte, von dem wir eingangs berichten konnten.

Daheim angelangt, ging er geradewegs zu seinem Vater ins Bureau und bat um eine kurze Aussprache. Herr Gray wies ihn ab, weil Geschäftliches drängte, doch da Dietrich zehn Minuten und mehr bewegungslos an der Tür stand, witterte er Schlechtes und fragte unwirsch, was es gäbe. Dietrich sah ein, daß er nie mehr als diesen flüchtigen Augenblick vom Vater erreichen werde und erklärte geradeheraus, daß seine reiflichen Überlegungen zu einem Entschlusse geführt hätten, für dessen Ausführung er die Genehmigung des Vaters erbäte.

Was es sei? Los, beeilen!

Dietrich hielt einige Sekunden inne, wie um das Bedeutende der Angelegenheit dem Vater ins Bewußtsein zu prägen: darnach erklärte er, daß eine Unterredung mit Professor Bauch ihm endgültig die Wertlosigkeit seiner Schulexistenz bewiesen habe und er nicht neuerlich ein Jahr im Frondienst vergeuden wolle, um am Ende dort zu stehen, wo er heute stehe. Er sei entschlossen, sich sein Brot auf würdigere Weise zu verdienen, erbäte nichts andres als ein paar Mark Taschengeld für die ersten Tage und den Freibrief für seine Wanderschaft.

Merkwürdigerweise hatte ihn der Vater aussprechen lassen. Er fragte sogar noch mit verhältnismäßiger Ruhe, was er denn zu werden beabsichtige. Als aber Dietrich antwortete, er wolle dorthin zurückkehren, wo seine Großväter und Ahnen sich ihr Dasein erbaut hätten, aufs Land, wolle als Knecht arbeiten und einem sinnvollen und vernünftigen Tagwerk nachgehen, da brach der Zorn des Vaters in Gelächter und Drohung aus.

Dietrich blieb allen Schmähungen gegenüber unempfindlich, ja, gab sich offener und freier als sonst. Er versuchte sogar, den Vater von der Notwendigkeit zu überzeugen, dieses alte Leben mit einem neuen zu vertauschen, indem er auf die Gesetze der Biologie und Naturgeschichte hinwies. Vielleicht, weil er dachte, daß Argumente aus der „Bildung" seinem Vater noch am stärksten einleuchteten, da es ja sein Ziel war, aus dem Sohn einen Bildungsträger und Gelehrten zu machen.

Nein, es änderte sich der starre Sinn des Alten nicht. Bedenklich wuchs der Dialog ins Arge, um plötzlich ein jähes und unsinniges Ende zu nehmen.

Plötzlich lief nämlich Herr Gray zum Kassenschrank, öffnete ihn, riß aus einem Päckchen mit Banknoten einen Zwanzigmarkschein und gab ihn Dietrich mit den Worten: „Da! Kauf dir einen Revolver und schieß dich tot!"

Gottlob blieb dieser Rest der Unterredung ohne Zeugen. Ein knöcheriger Buchhalter, der den größten Teil des unerfreulichen Meinungsaustausches mit stumpfer Gleichgültigkeit, am Pulte sitzend, und irgend etwas in ein großes Buch eintragend, mitangehört hatte, wurde ins Lagerhaus gerufen. Sohn und Vater standen sich allein gegenüber. Dietrich erklärte: „Ich werde Bauer," und der Vater stürzte darauf zum Kassenschrank.

Dietrich nahm die zwanzig Mark mit bemerkenswerter Gleichgültigkeit entgegen, steckte sie in die Westentasche und empfahl sich.

Eine Viertelstunde später stand er auf der Straße. Er schlug den Weg zur Chaussee ein, die ins offene Land führte.

Rascher als er sonst zu gehen pflegte, verließ er die Stadt. Erst nachdem er die Kalksteinfelsen linker Hand zu erkennen glaubte, somit den freien Bezirk der Feldmark erreicht hatte, fiel ihm die Überflüssigkeit dieses Geschwindschrittes ein. Er wollte ja nicht fliehen, niemand verfolgte ihn, niemand wußte, welches Ziel er sich gesetzt. Also mäßigte er das Tempo und fand im ruhigen Wanderschritt seine Gedanken als brauchbare Begleiter wieder. Er prüfte den jähen Entschluß und mußte ihn als unmittelbare und ehrliche Folge der einmal gefällten Entscheidung gutheißen. Wäre er vor einer Stunde noch schwankend gewesen, nun gab es kein Besinnen mehr für ihn, wo sein Vater die simpelste Lösung aller Schwierigkeiten gefunden hatte. Eine undeutliche Stimme rief ihm da freilich etwas Aufklärendes über des Vaters Temperament zu, demgegenüber er sich solcher Ausbrüche versehen mußte, doch eine zweite, deutlichere Stimme wußte anders zu argumentieren. Kurzum, selbst wenn er nicht heute abend auf Grund tieferer Einsichten zu dem Entschluß des neuen Lebens gekommen wäre, hätte er diesen Weg wählen müssen; denn die Schule wollte ihn ja nicht eher freigeben, als bis er zu Kreuze gekrochen wäre. Er konnte es nicht und war damit den „Mordplänen des Vaters" ausgeliefert.

So reift er mich, indem er mich als unreif und untauglich fürs Leben erklärt, frühzeitig zu einem Manne, der aus den unleserlichen Initialen des Zufalls sein Schicksal erkennt. Ich habe es erkannt und ich werde es vollenden.

Er blickte empor. Es war ein unruhiges Schimmern im Raum. Der Mond stand unsichtbar hinter wechselndem Gewölk. Doch deutlicher trat nun, wo sich Dietrich auf offener Landstraße befand, der Nachtwind auf den Plan. In seinem Mantel hielt er alle Düfte der keimenden Natur. Er griff in die Äste der alten Kirschbäume, bog sie und rauschte in ihnen,

als trügen sie statt der ersten Knospen schon das dichte Grün des Sommerkleids. Bisweilen blitzte ein Licht auf, ein Radfahrer fuhr vorbei, oder die Scheinwerferaugen eines Automobils fegten sekundenlang die dunkle Chaussee taghell auf.

So verging wohl eine Stunde. Dietrich hatte Westdorf durchschritten und Welbsleben erreicht. Seine Erregung, die er im Gespräch mit dem Vater wohl gebändigt hatte, um dann fast überraschend von ihr am Nacken gepackt zu werden, legte sich. Er ertappte sich bei nüchternen Erwägungen wie denen, ob er heute zur Nacht essen und wo er ruhen sollte. Fürs erste wollte er bis Harkerode durchmarschieren, dort bei einem befreundeten Gastwirt schlafen und morgens in Richtung auf den Harz hin weiterziehen. Als er in Harkerode ankam, war es elf Uhr, das Gasthaus hätte längst geschlossen sein müssen. Lediglich der Zufall, daß in Welbsleben Schützenfest gewesen und einige der Harkeroder Schützen die Angelegenheit weiter in der „Erholung" verfolgen und zu allgemein beseligendem Ende führen wollten, hielt den Gasthof offen. Die Fenster der Wirtsstube waren erleuchtet, Dietrich nahm den Rucksack von der Schulter und trat ein.

Durch den Betrieb, welchen vier Männer mit Gesang und Bierseideln pausenlos aufrecht erhielten, wurde er umständlicher Erklärungen über seinen Besuch enthoben. Herr und Frau Kuchenbeker freuten sich, zu so später Stunde noch dem Herrn Gray einen Platz an ihrem Tische einräumen zu dürfen und versprachen ihm für die Nacht billiges Quartier in der Bodenkammer (da er schon auf die neuen Hotelzimmer nicht reflektiere).

Dietrich nahm Platz, bestellte Bier und heiße Würstchen. Kuchenbekers ließen ihn allein. Er blickte zum Tisch der vier saufenden Männer hinüber. Niemanden kannte er. Als er sein Bier getrunken, überfiel ihn unüberwindliche Müdigkeit. Nur mit größter Schwierigkeit vermochte er die Augen aufzuhalten. Er schlang mechanisch Würstchen und Kartoffelsalat hinunter

und dachte, daß es wohl am besten wäre, sich aufs Ohr zu legen.

Frau Kuchenbeker kam und führte ihn nicht auf die Bodenkammer. Sie öffnete vielmehr einen Raum im ersten Stock: „Ich kann das Gastzimmer nicht bezahlen," lallte Dietrich. „Nei, nei, lassen Sie man," erwiderte die gute Frau freundlich. Er sei ein junger Herr, er solle in eins der Gastzimmer. Das empörte Dietrich: da habe man es wieder! Klassenunterschiede! Soziale Schichten! Junger Herr hier und Wanderbursch dort! Er sei kein junger Herr mehr, zum Teufel, sei ein Wanderbursche oder etwas derart, was auf die Bodenkammer gehöre. Arbeit suche er, Knecht wolle er sein, Bauer wolle er werden.

„Ja, ja," sagte Frau Kuchenbeker, die ihn für absonderlich oder betrunken hielt. „Ist schon gut, nu gehen Sie man in die kleine Stube hier. Ich brauche Sie ja nicht die Laken zu beziehen."

Dietrich stand allein. Grell leuchtete von der Decke eine elektrische Birne. Da standen Möbel, da stand ein Bett, unbezogen, rot. Auf dem Waschtisch aber lag ein reines Handtuch. Er nahm das Handtuch, breitete es übers Kissen, zog Rock und Stiefel aus, legte sich aufs Bett, schlief.

Nach wenigen Stunden erwachte er. Sofort begann sein Gehirn zu arbeiten: er wußte, wo er war, er wußte, was er wollte. Er wußte auch, daß Frau Kuchenbeker ihn als „jungen Herrn", als Sohn des reichen Konservenfabrikanten Gray ins Hotelzimmer geführt hatte. Wenn er ihr sagen würde, daß er sich aus den verlogenen Beziehungen gelöst und zu einem neuen Leben bekannt habe, Arbeit suchen, nicht mehr als tausend andre rundum im Lande werden wolle, hätte sie einen Boten nach Annenstedt geschickt, um den Vater von dieser vermeintlichen Verwirrung des jungen Herrn zu benachrichtigen. Da klaffte ein schrecklicher Spalt. Er wollte über diesen Spalt, traute es sich zu, ihn zu überspringen, doch

die, welche drüben standen, wichen mißtrauisch vor dem Fremdling aus höherem Bezirk zurück. Mit großer Klarheit erkannte er das Unheil der sozialen Schichtung, erkannte die Fälschung, Verlogenheit, Verirrung, welche darin lag, Menschen um ihrer verschiedenen Tätigkeit willen einander zu entfremden, während doch alle im Grunde an einem Werke schaffen sollten, jeder nur auf einem andern Platze. Der Schlosser und der Lehrer und der Gelehrte und der Kaufmann, sie alle standen an einem und demselben Werke, dem Kulturbau der Nation. Es gibt, sagte Dietrichs Gehirn so klar, daß er fast empfand, als spräche es eine Stimme im finsteren Raum laut aus: es gibt nur geistige, nicht soziale Schichten. Die Trennung der Geister ist unüberbrückbar. Nie wird der niedere Mensch zum höheren den Weg finden. Nie wird der starre mit dem Lebendigen, der stumpfe mit dem Ahnungsvollen an einem Platze stehen.

Diese Gedanken umgaben ihn wie ein Kranz von Lichtern. Mit unwiderlegbarer Präzision schloß sich eine Erkenntnis an die andre. Er begriff, daß er gar nicht unter der Kette litt, nicht unter dem Druck überflüssiger und lästiger Schulaufgaben, nicht unter der Härte seines Vaters und der Öde des Gefangenendaseins, sondern darunter, daß er, ein Mensch höheren Ranges, der Macht solcher Kreaturen niederen Ranges überantwortet war. Und er sah im Geringsten, überall, wohin er blickte, sich diese grundlegende Scheidung vollziehen: Warum hielt der Kreis seiner Freunde eng zusammen und stand ohne Verbindung mit den übrigen achtzehn oder zwanzig Klassenkameraden? Warum waren nur sie, Gast, Capelle, Jason, Brassen, Kappel, von Raspe, Büchting, ein Ring, in den niemand von außen eindringen durfte? Warum duzten sie sich und nicht auch die andern? Hatten die andern ihnen oder sie den andern etwas getan? Nein. Es war weder Haß noch Liebe zwischen ihrem Kreise und allen andern. Weder Achtung noch Verachtung. Es war nur ein Zweck- und Nutzverhältnis

da. Man sagte sich vor, man schrieb voneinander ab, man hielt Kameradschaft. Das war alles. Und wäre nur einer von jenen in ihrem Kreise aufgetaucht, hätte mittrinken und mitsprechen oder mitwandern wollen, das Band wäre zerrissen gewesen.

Und plötzlich wußte er noch etwas: im Kreise der Geistigen bindet der Geist nicht allein. Nicht der Geist bindet sie allein, sondern eine andre Gewalt, die erst dort zu wirken beginnt, wo der Geist keimt, das ist der Eros. Er bindet und baut alle Liebe der Geistigen erst auf, er läßt sie schaffend werden, er gibt ihr Macht, daß jeder am andern verwandelnd wirken kann. Dies ist das Wunder des Eros im Geiste: es geschieht durch ihn die Verwandlung.

Da wußte Dietrich, wie sein Erlebnis der abendlichen Stadt und des Frühlings mit dem des neuen Lebens zusammenhing. Er erkannte das Geheimnis des geistigen Kreises, in dem der Mensch mit dem Menschen „ruht" und, indem er im andern ruht, durch ihn neue Form findet. Und diese Form ist nicht die Form des andern, sondern es ist die eigene, die zweite, so, wie es die zweite Form des Eises ist, Wasser zu sein und die dritte Dampf. Und in allen dreien bewährt sich sein Wesen, aber niemand vermag zu sagen, welches die eigentliche Form ist. Dieses weiß Gott allein, der im Eros fortwandelnd wirkt. Herrlich ist diese Erkenntnis. Leicht und frei wird die Seele, wenn sie darum weiß.

Er stand auf, trat ans Fenster und blickte in die Nacht. Und wie er hinausblickte und in die Lungen die frische, herbe und harte Luft der Gebirgstannen einsog, kam es ihm vor, als sähe er jetzt erst die Nacht wie sie war, gewissermaßen als überrasche er sie plötzlich bei sich selbst und könne nun in sie hineinschauen wie in einen Kelch. Der Mond blieb unsichtbar, lag am Ende schon unterm Horizont; doch eine große Helligkeit stand hinter dem Hügel, daß alle Spitzen und Gruppen der Bäume sichtbar ins Freie traten. Den Hügel aber krönte eine mächtige Ruine, der Arnstein. Und nun schien es Dietrich,

als ob auch der Arnstein nicht schliefe, sondern um das Geheimnis der Nacht wüßte. Denn er war von einem stummen, horchenden Leben erfüllt. Durch seine leeren Fenster blitzten Sterne. Sein Turm reckte sich atmend und beherrschend dem Zenith entgegen. Um die Ruine, um den Hügel, ja selbst um den Garten des Gasthofes und die Wiese ging wieder dasselbe Wehen, welches er am Abend vorher als eine Weisheit der Natur ihr abgelauscht hatte: die Dinge begaben sich ihres Gewichts und ihres Zweckes und glitten ineinander. Mühelos und ohne Schmerz gelang es ihnen, sich ineinander zu verlieren, ohne ihr Wesen einzubüßen. Und während Dietrich dies erkannte, wußte er mit nie dagewesener Klarheit, daß alles, was er in der Schule gelernt, was man ihm im Elternhause vorgeschrieben, und was man ihm in der Kirche gepredigt hatte, gar nicht für ihn, sondern für die Menschen niederer Ordnung gesagt war (und für diese auch Geltung hatte), für ihn aber ohne jeden Sinn blieb, sehr nutzlos, ein gleichgültiger, toter Kram. Und daß alles, die Gesetze des Staates und der Gesellschaft, die Regeln der Sitte, des guten Lebens und der Gemeinschaft, ebenfalls nur für die niederen Menschen geschrieben waren, für die Menschen, welche nicht den Eros kannten, sondern allein das Geschlecht. Für diese war es geschrieben und für diese hatte es Geltung, Sinn und Nutzen, für ihn aber blieb es leer, eine ungenießbare Speise. Und während er den Nicht-Sinn dieser Gesetze und Ordnungen für sich begriff, erlebte er, wie von oben, vom Zenith her, dort wo die Ruine des Arnstein hinaufschaute, senkrecht gleich einem Meteor, ein neues Wort hernieder sauste, das ihm galt und denen, die gleichen Geistes und gleicher Liebe waren: erschaffe für dich neu alle Ordnungen und Gebote. Frei von den Regeln der Gesellschaft, stelle dich nun unter die härteste der Forderungen: Wachse wie die Natur in dein Werk hinein. Ruhe, indem du dich verwandelst, doch bleibe du selbst, indem du schaffst. Und sei in jeder Stunde bewußt, daß es gilt, rein

zu bleiben vom Irrtum der kleinen Zwecke, und wisse, daß du verloren bist, wenn du dich verlierst.

So stand Dietrich Gray am Fenster, sah zum Arnstein hinauf, durch dessen Scharten und Höhlungen die Sterne blitzten und predigte sich selbst das erste Wort vom Bewußtsein des Lebens. Und mit jedem Worte war ihm fröhlicher zumute, denn „Wort" war ihm nicht mehr Klang und Begriff, sondern das Wort war der Sinn selbst. Wie er aber das Wort für sich aussprach, sprach er auch den Sinn aus und erfaßte ihn für sich mit steigender Ahnung, ja mit Begierde, in dieses Leben einzudringen und sich in ihm zu beweisen.

Indessen ward es heller, das Gefunkel der Sterne wich einem blassen Schimmer. Die erste Vogelstimme zuckte verschlafen, vom Walde her girrte ein Hänfling. Bald darauf wurde es auch im Dorfe wach. Hunde bellten und ein Wagen fuhr.

Dietrich ließ seinen Rucksack im Gasthof und ging ins Freie, um den Morgen zu sehen. Weil aber die östliche Hügelkette den Horizont verbarg, blieb auch die Sonne verborgen. So wandte er sich dem vorgenommenen Tagesplane zu. Er begab sich zu den Bauern, um sie nach Arbeit zu fragen.

Der erste, den er antraf, kannte ihn. Seine Frage wurde als Witz aufgefaßt. Dann, als Dietrich nachdrücklicher zu ihr stand, als vorsätzliche Verhöhnung angesehen.

Gut, sagte er, so gehe ich zu einem, der mich nicht kennt. Zuvor aber begab er sich in den Gasthof, bezahlte, und fragte Frau Kuchenbeker, wie es mit der Arbeit hier im Orte stünde und ob sie jemanden wüßte, vor dem seine Anfrage Erfolg hätte. Frau Kuchenbeker schüttelte den Kopf. Ja, wolle er denn wirklich und wahrhaftig Bauer werden?

Und warum nicht?

Knecht?

Ja doch!

Aber die Arbeit! Er denke sich das gewiß so leicht. Das sei

schwere, schwere Arbeit. Von seinem Gelernten könne er da nichts brauchen.

Dietrich senkte den Kopf. Zwecklos, der guten Frau klarzumachen, was er wußte oder gar, warum er diesen unverständlichen Weg einschlagen wollte. Sie blieb dabei, daß er darum doch nicht das schöne Gymnasium besucht habe, um am Ende ein gemeiner Knecht zu werden. „Mein Gott, das viele teure Schulgeld!" rief sie erschüttert.

Als dann Herr Kuchenbeker schwerfällig die Treppe herunterkam und an der Unterhaltung teilnahm, sah sie ihn nur sorgenvoll an. Herr Kuchenbeker ließ sich ordnungsgemäß den Inhalt des Gesprächs berichten und erkundigte sich, wie das jetzt sei und ob denn Herr Gray Landwirt werden wolle.

Jawohl, stimmte Gray entzückt über diese vernünftige Wendung des Gesprächs ihm bei. Jawohl, just das sei sein Ziel.

Darauf verfiel der Wirt in längeres Nachdenken. Endlich faßte er Dietrich an einem Knopf und sagte: „Da wüßte ich einen Rat."

Dietrich atmete auf.

„Da wüßte ich einen Rat. Aber," unterbrach er sich. „Sie müssen auch die grobe Arbeit nicht scheuen?"

Dietrich schüttelte den Kopf.

„Na, groß und kräftig sind Sie ja. Also gehen Sie mal nach Olsrode hinüber, das ist eine Stunde Wegs. Fragen Sie nach Herrn Kisker, verstehen Sie mich? Nach Herrn Kisker fragen Sie, das ist der Inspektor vom Gut Olsrode. Der beliefert eine Meierei und hat erstklassige Viehwirtschaft. Er kennt mich gut, grüßen Sie von mir, sagen Sie: einen Gruß vom Herrn Kuchenbeker und Sie möchten anfangen, lernen, scheuten keine Arbeit."

Ja, sagte Dietrich, das wolle er tun. Verabschiedete sich und schlug den Weg nach Olsrode ein. Als er die Landstraße betrat und kaum zwölf Schritte gemacht hatte, begegnete er einem

Automobil, dessen Besitzer ihn erkannte und ansprach. Es war Herr Simoni, der Schwiegervater jener jungen Frau, um die des kleinen Elias Dunker Gedanken ungebührlich kreisten. Herr Simoni, ein jovialer, alter Herr, war übrigens wenig erstaunt, Dietrich um acht Uhr früh auf der Landstraße zu finden.

„Geschwänzt?" fragte er.

„Ja," sagte Dietrich.

„Das ist recht. Immer raus in die freie Natur!"

Dann fragte er nach dem Vater, nach der Schwester, nach Willi Gast, den er besonders gern hatte, weil er das Leben herzhaft und frisch anpacke und lud ihn zu sich in seine Westorfer Villa ein. Dietrich sagte zu. Das Gespräch belebte ihn, er war fröhlich, weil man ihn frei und natürlich als das genommen hatte, was er war. Schon empfand er die Segnung eines in fruchtbarer Arbeit und ehrlichem Geldverdienen sich ordnenden Lebens. Fast hätte er Herrn Simoni seinen jüngsten Plan verraten. Doch er fürchtete sogar hier das Kopfschütteln des Gebildeten und erzählte, sein Weg führe nach Pansfelde hin.

Indessen hatte sich der Tag bewölkt, ohne Regen anzukündigen. Graue Wolkenkähne schwammen auf blauem Himmelsgrund, überm Harz stand eine dunstige Wand. Aber die Lerchen stiegen unbekümmert in die Freiheit des Lichts.

Als Dietrich in Olsrode eintraf, fand er Herrn Kisker nicht anwesend. So wartete er geduldig, bis sein Landwagen vor dem flachen Hause erschien. Darüber war es zwölf geworden. Das Gespräch hatte kein gutes Ergebnis. Herr Kisker erklärte sich nicht gleich, ob er überhaupt einen Knecht brauchte oder ob er einen angelernten, einen „gebildeten" nicht haben wollte. Er blieb zwar freundlich, doch unbestimmt und schälte nach einigem Hin und Her am Ende das Nein unzweideutig aus dem Gespräch heraus.

Dietrich wanderte zurück. Lag im Grase, überlegte und

stellte Erwägungen an, die schließlich wieder in Harkerode bei Herrn Kuchenbeker halt machten.

Ja, Kuchenbeker wußte jetzt auch keinen Rat. Er versprach natürlich, er wolle sich umschauen, wolle herumhören und, sobald er etwas erführe, Dietrich Nachricht geben. Es könne schon in wenigen Tagen sein, daß er auf ihn zurückgriffe. Es sei April. Bald gäbe es mehr als genug Arbeit in der Landwirtschaft.

Dietrich nickte. Ja, ja danke. Er begriff vollends, daß er als sogenannter „Herr" nie Arbeit auf dem Lande finden würde. Er mußte als Knecht, als einfacher Mann ausziehen. Also wieder heim, Wanderkittel angetan und in den Harz marschiert, wo ihn niemand kannte, niemand etwas von seinem reichen Vater wußte. Außerdem konnte er dies und jenes verkaufen und vom Erlös schlimmstenfalls eine Weile leben.

Damit brach er auf, verabschiedete sich von Kuchenbekers. (Die gute Frau sah ihn immer noch kopfschüttelnd an.) Legte sich den Rucksack um und pilgerte nach Annenstedt zurück.

In Welbsleben trank er Kaffee als Ersatz für das fehlende Mittagessen. Das machte müde. Er stützte die Arme auf und legte nachdenkend den Kopf auf die Hände. Viel war noch zu überlegen. Alles mußte gut im klaren sein. Dort summte schon eine Fliege. Ja, viel war noch zu überlegen. Doch die Müdigkeit verschlang seinen Willen. Die Vorstellungen glitten ihm davon. Er schlief, wie er da saß, vor der leeren Tasse Kaffee ein, der Kopf sank zur Seite, weg war er.

Die Wirtin weckte ihn nicht. Es kam öfter vor, daß sich jemand bei ihr ausschlief. Doch ein junger Mann, der in die Gaststube trat, ein Zweirad an die Wand lehnte, ebenfalls einen Kaffee verlangte und dann Platz nahm, schien beim Anblick des Schlafenden stutzig zu werden. Schon stand er auf, ging zu Dietrichs Tisch und blickte auf den blonden Kopf, der in den Händen vergraben lag.

„Schläft er?" wandte sich der Fremde an die Wirtin.

„Wird wohl,“ gab sie gleichmütig zurück.

Da holte der Fremde auch seine Kaffeetasse herüber und setzte sich. Er tat es leise und mit viel Rücksicht. Immerfort gingen seine Blicke über Dietrich hin. Er bedauerte vermutlich, daß dieser schlief, schien ungeduldig zu sein und vermied es gleichwohl, ihn zu stören.

Plötzlich schlug eine Tür. Dietrich fuhr auf und erkannte Willi Gast.

„Pepchen ...“ sagte er.

„Jawohl, bin's,“ antwortete Gast.

„Sieh mal an, du hier. Ich habe wohl geschlafen ... Warum bist du denn hier?“

„Bißchen nach dir gucken. Dachte schon, du hättest eine Dummheit gemacht.“

„Im Gegenteil,“ antwortete Dietrich, „ich bin auf dem Wege, eine große Gescheitheit zu begehen.“ Er goß sich den Rest des Kaffees in die Tasse und berichtete.

Auf einmal unterbrach er sich: „Bist du mich suchen gegangen, Pepchen? Wie hast du denn herausgekriegt, daß ich hier sitze?“

Willi Gast lachte. Sein hübsches Gesicht war ganz hell vor Freude über diese Frage.

„Das erzähle ich dir, wenn du mir versprichst, reuig in den Schoß deiner Freunde zurückzukehren.“

Dietrich schüttelte den Kopf. „Ich werde Bauer,“ sagte er.

Gast erfuhr die Unterredung mit Professor Bauch, erfuhr den Dialog mit Gray im Bureau und wie er dadurch beendet ward, daß der Alte zum Kassenschrank stürzte. Dietrich erklärte alles, begründete seine Absichten und bat den Freund, sich nicht zwischen ihn und seine Idee zu stellen.

Gast schwieg.

Eine lange Zeit verging darüber, daß keiner von beiden den Mund öffnete.

„Mir fällt etwas ein,“ brach Willi Gast das Schweigen.

Dietrich sah auf.

Willi Gast fuhr sich über das dichte dunkle Kraushaar und zog die schwarzen Augenbrauen zusammen.

„Mir ist eingefallen, daß du ein Esel bist," sagte er.

Dietrich sagte nichts.

„Gestatte," fuhr Gast fort, „daß ich nach der ‚sokratischen Methode', der Mäeutik oder Hebammenkunst, eine Frage an dich stelle: Wenn du Bauer wirst, für wen wirst du es? Fürs Vaterland?"

„Was hast du vor?" fragte Dietrich unwirsch.

„Wirst du's fürs Vaterland?" beharrte Gast auf seinem Willen.

„Nein."

„Wirst du's für deine Freunde?"

„Nein."

„Also wirst du's augenscheinlich für dich?"

Dietrich zuckte die Achseln.

„Gut, du wirst's für dich. Das ist ja auch dein Recht soweit. Dummheiten soll man auf die eigene Kappe nehmen. Daß du ausreichst, den Pflug zu führen oder einer Kuh ans Euter zu greifen, daran zweifle ich nicht. Du wirst ein Bauer und damit basta. Aber hast du schon mal die Stelle in der Bibel gelesen, wo einer sein Pfund vergräbt und dann als Belohnung vom lieben Gott einen Kinnhaken für die Ewigkeit kriegt? Das ist nämlich einer, der hat ein geistiges Gut in die Wiege gelegt bekommen, so etwas, womit man der Welt oder seinen Freunden dient, und er vergräbt's, weil er's keinem gönnt. Siehst du? Und wenn du nun Bauer wirst, du elender Trottel, dann wirst du's gewissermaßen für deinen eigenen Mist oder auch für deinen eigenen Bauch und *vergräbst* das Pfund, was dir der liebe Gott in den Dötz gesenkt hat. Und das ist ein Verbrechen, wofür du noch eins über den Löffel kriegen wirst, und sei's auch nur von deinem Freunde Willi Gast, der wie du weißt, Boxen gelernt hat."

Er machte eine Pause. Dietrich wollte ihn unterbrechen, da

schrie er ihn grimmig an: „Stille bist du! Bin noch nicht fertig. Wenn du aber dies Dreckjahr bis zum Abitur noch durchpaukst, wozu wir dir alle mit Abschreiben und Vorsagen helfen werden bis die Wolle platzt, so bekommt dein albernes Pfund einen Sinn! Dann wirst du nämlich der, welcher du bist und nicht der, welcher du sein möchtest. Du wirst der Erzieher, den die deutsche Jugend braucht, um zu sich selbst hinzufinden. Und indem du's wirst, schmeißt du alle Kaxe und Kixe von ihren Sesseln. Das weiß ich! Ich bin kein erleuchteter Schädel, aber ich weiß es, weil ich dein Freund bin und dich liebe, du Hundsfott. Lerne aber das vom Sport, mein Söhnchen, daß es eine Revanche in der Welt gibt, für die man sich meinethalben ein Jahr lang trainiert. Und diese Revanche ist keine ‚Rache', sondern das ist der Wille des Mannes, stärker zu sein als der andre. Und wer diesen Willen nicht hat, der ist kein Mann."

Er stand auf. „Zahlen!" rief er, ehe noch Dietrich eine Antwort gegeben. „Halt den Rand jetzt, ich will nichts hören, sondern tun, was zu tun ist. Ein kleines Gespräch mit deinem Herrn Papa, wobei alle Konserven in ganz Annenstedt wackeln werden."

„Willi — du bist verrückt! Laß den Alten!"

„Ich werde ihm schon nicht sein Raubtiergebiß ausschlagen," beruhigte ihn Gast, zahlte, drehte sich um und ging zu seinem Rade, das in einer Ecke stand. Dietrich trat vor die Tür. Willi Gast reichte ihm die Hand.

„Wie bitte?" fragte er.

„Ich habe nichts gesagt," antwortete Dietrich mit müdem Lächeln.

„Nichts? Na, das ist dein Glück. So. Jetzt fahre ich ab, und du trottest hinterher. Und heute abend trinken wir einen Schoppen auf Willi Gasten seiner Bude."

Damit schwang er sich aufs Rad und fuhr davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

4

Eines Sonntagmorgens sagte Wolf Brassen erleuchtet zu sich selber: heute fange ich „das Leben" an. Seit jenem wundersamen Nachmittag gab es für ihn darüber keinen Zweifel, daß er nur einmal stark und heftig wollen müsse, um plötzlich „mitten drin" zu sein. Er sprang vom Bett auf, zog die Vorhänge beiseite und sah den strahlenden Aprilmorgen. „Heute wird es geschehen," sagte er. Er sagte es, weil die Kastanien der Herrenbreite ihre weißen und roten Kerzen aufgesteckt hatten, weil die Wiesenfläche grünte, weil vom nahen Bahnhof der Pfiff einer Lokomotive ertönte. Bei Gott, just diese Lokomotive pfiff ihm einen Gruß des „Lebens" zu. „Ja, ja," rief er lachend, „ich habe gehört. Du bist da, du wartest auf mich. Wart nur, ich komme!"

Ihn dünkte es, als bestünde zwischen seiner Person und dem Leben nur noch eine dünne Schicht, die zu durchstoßen wäre, wie die Wand zwischen zwei Tunnelgängen. Schon hört er drüben die Stimmen der Menschen und das Zucken der Maschinen. Ein Druck, das Gestein bricht auseinander, hurra, da sind wir! Los die Lokomotive! Fangt an!

So nah erschien ihm an diesem Aprilmorgen die „brausende Welt". Eine dünne Wand stand zwischen ihm und ihr, doch schon hörte er sie brausen, hörte ihre Lokomotiven pfeifen, vernahm ihre schmetternde Musik, Orchesterklang, Posaunenton. Ach, wie die Banner und die Wimpel im Morgenwinde flatterten!

Noch ein andres erschien ihm an diesem Tage gewiß, das war die Reinheit. O, er wußte, daß die Welt voller Unrat und Falsch steckte und die Menschen sich ihre Stellungen durch Schlechtigkeiten und Betrug zu erwerben pflegten. Deshalb, weil er dieses wußte, weil dies so war, stand in ihm die Forderung der Reinheit auf. Dieses will ich, sprach er, ich will rein bleiben, nicht teil haben an den Instinkten der vielen,

lächelnd meinen unbefleckten Weg gehen. Und während er unterm Wasserschwall des ausgedrückten Schwammes (zwischen ‚brr‘ und ‚haa‘) also sprach, glaubte er in sich schon diese Reinheit zu bemerken; gleichsam durch geputzte Scheiben in sein Inneres zu blicken, das hell unterm Lichte des jungen Tages lag. Wunderbar, diese Erkenntnis. Neu und groß. Am liebsten hätte er sie niedergeschrieben, doch er fand keine Worte dafür. Es war ein kristallenes Gefühl, nichts weiter.

Nach und nach glitten seine Gedanken auf andre Dinge. Er zog sich an, er überlegte, was für diesen Sonntag vorzunehmen sei. Dabei kam ihm das schwarze Mädchen vor Büchtings Haus in den Sinn. Er blieb stehen, sah im Geiste ihre üppige Figur, ihr südliches Gesicht, die nachtdunklen Haare, sah den roten offenen Mund —

Dieses Mädchen und das „Leben“ glitten ineinander. Es erschien ihm beides verwandt, vereinbar, aus gleichem Stoffe geformt. Da schrak er zusammen. Hatte er nicht soeben in sich hinein wie durch geputzte Glasfenster geschaut? Wer hatte sich rein gewußt von Unrat und trüben Gefühlen? Wohnen reiner Wille und dumpfer Trieb so nah? Wie schwankte nun alles um ihn, und wie verworren wurde der Mensch, dessen Wesen er leichthin erkannt zu haben glaubte.

Indem er so weiter grübelte, kam ihm ein andres in den Sinn: war denn — fragte er sich — sein Trieb zu jenem Mädchen hin unrein? Wollte er Arges von ihr? War es nicht möglich, sich ihr „rein“ zu nähern, nichts andres vom Beisammensein mit ihr zu verlangen als, als beispielsweise — — hier stockte Wolf. Was wollte er von ihr und warum trieb es ihn zu ihr?

Wollte er mit ihr ein Verhältnis anfangen?

Nein.

Wollte er sie küssen?

Vielleicht.

Wollte er, wollte er sie beispielsweise nackt sehen?

Da ging es wirrend und heiß in ihm um. Es schien, als ob durch einen Spalt der Mauer schon das Brausen nahte, wie ein schmaler heißer Wind ihn ergriffe und wirbelig um die eigene Achse drehte.

Vor Tisch ging Wolf Brassen auf der „Alten Burg" spazieren, dem liebevoll angelegten Parke, der sich in den freien Stadtwald fortsetzte und weiten Blick auf Felder und Berge bot. Der Himmel erglänzte in tausend gepufften Wattewolken, festlich blitzte das frische Grün der Sträucher.

Am Hange traf er Eberhard Jason und Walter Kappel. Beide trugen sie nagelneue Anzüge und die roten Mützen des Gymnasiums. Aber Kappel hatte seinen großen Kopf mit der steilen Stirn und dem buschigen dunkelbraunen Haar entblößt. Die Mütze schwenkte er hin und her, warf sie in die Luft, fing sie wieder auf. Seine leicht aufgestülpte Nase schnupperte in der Frühlingsluft. Die drei begrüßten sich und kamen ins Gespräch. Man schlug den Weg zur Westorfer Warte ein.

Jason, der stets voller Geschichten steckte, wußte das Neueste zu berichten: ein tête-à-tête von Pepchen und dem alten Gray.

„Wann?" fragte Wolf.

„Vorgestern," antwortete Kappel, warf seine Mütze in die Luft und fing sie auf. „So zähmen Männer — hoppla! — Löwen," sagte er, das Spiel mit der Mütze fortsetzend. „Erzähl's ihm, Jason, du hast die breite epische Ader und weißt umständlich zu berichten."

Jason lächelte ironisch. „Wenn das Wort ‚breit' auf meinen Körper geht — à la bonne heure, ich kann's nicht hindern. Aber episch, frage Kay nach meinen Aufsätzen." Er machte eine Pause und blickte Kappel an. „Walter, du bist reif fürs Varieté. Wem versuchst du eigentlich die Mütze immer auf den Kopf zu werfen? Einem Geiste?"

„Meinem Geiste, dessen Größe ihr nicht erkennt," erwiderte er mit gespielter Selbstgefälligkeit.

„Also los jetzt! Erzähle!" kommandierte Wolf.

„Du kennst die Geschichte mit den zwanzig Mark? Gut. Alles übrige auch? Schön. Aber jetzt tritt Willi Gast, unser Pepchen, auf den Plan, und damit folgt das Satyrspiel der Tragödie. Er meldet sich beim Konservenkönig Gray an, wozu schon Mut gehört. Es gelingt ihm, seine Ansicht vorzubringen, als welche dahin geht, daß Dietrich sich erschossen hätte, wenn nicht die Freunde dazwischen getreten wären. Es gelingt ihm weiterhin, dem staunend und bereits wie ferner Donner vernehmlich grollenden Manne noch zu erklären, daß Dietrich nunmehr den Willen habe, Bauer zu werden, was auch geschehen würde, wenn der Vater ihm, Willi Gast, nicht gewisse Versicherungen gäbe. Der Alte, das Wort Versicherung hörend, erinnert sich möglicherweise an ungezahlte Policen, der Donner grollt nahe, das Gewitter bricht aus, es prasselt über unser Pepchen wie ein Wolkenbruch. Doch umsonst ist man nicht Athlet; man kann es sich erlauben, sogar einem Naturgeschehen gegenüber Lächeln zu bewahren. Der Alte macht eine Atempause, Willi trompetet (und du weißt es, wie dieser Lungenprotz trompeten kann): ‚Ja oder nein?‘ trompetet er. Ich verlange jetzt eine eidesstattliche Erklärung von Ihnen, daß Dietrich bis zu seinem Abiturium in Ruhe gelassen wird —“

„Nein,“ unterbricht Kappel, „eine eidesstattliche Erklärung, daß Sie sich ihm gegenüber als Vater und nicht als Anstifter zum Selbstmorde —“

„Nein, jetzt weiß ich's,“ fährt Jason fort: „Daß Sie sich ihm gegenüber als Vater und nicht als Selbstmordanstifter beweisen. Nobel, der Löwe, holt mit der Tatze aus, Pepchen, auf Schläge dressiert, biegt den Kopf zur Seite, der Hieb geht leer, der Alte dreht sich um die eigene Achse und kegelt um ein Haar zu Boden. Pepchen will's mit der Ruhe zwingen, sagt irgend etwas Baldrianhaftes. Was tut der olle Gray? Nun, was wird er tun, er droht, Anzeige zu erstatten. Pepchen darauf: ‚Dann weiß morgen die ganze Stadt von Ihrem Griff

in den Kassenschrank.' Gray bekommt Radaugen, fühlt seine Kräfte ins Grenzenlose wachsen und schlägt auf die Tischkante, daß sein Geschirr einen Ballettanz aufführt. ,Das kann ich besser,' lacht Pepchen; es saust seine Faust — Krach! Tischkante ab. ,So, nun können wir ja an uns selbst versuchen, wer's am besten versteht,' sagt er und strahlt übers ganze Gesicht. Da glotzt der Alte ihn an, sperrt den Mund auf, eine ganze Weile, dann klappt er ihn zu und geht zur Tür. An der Tür dreht er sich um und sagt — rate mal, was?"

„Polizei holen?" fragt Wolf.

„Ahnungsloser. Er sagt: ,Du Lauselümmel, mit dir könnt' ich Freundschaft schließen. Nimm dir 'ne Zigarre und mach, daß du raus kommst!'"

„Herrlich," ruft Wolf begeistert aus.

„Unjuristisch, aber erfolgreich," setzt Kappel hinzu. „Die rohe Gewalt triumphierend, doch diesmal in der Hand des Gerechten. Die Geschichte ist übrigens geheim. Es soll sie von den andern niemand erfahren. Auch Dietrich will's nicht."

Wolf sinnt vor sich hin: „Dieser Schlag, das war's nicht, was überwand. Das Lachen war's. Siehst du, Gast hat die Wand durchbrochen, der ist mitten im Leben drin ..."

„Was für eine Wand?" fragt Jason.

„Es ist da eine Wand zwischen uns und dem Leben. Sie ist dünn, jeden Augenblick kann sie kaputt gehen. Aber sie ist da, und nur wenigen gelingt es, sie so entzwei zu schlagen."

„Nach dem Maturum fällt sie von selbst zusammen," tröstet Kappel.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Ich glaube, sie fällt nur vor dem, der lachend zuschlägt. Und das hat mit dem Pennal nichts zu tun. Ich hätte Lust dazu, den Dingen auf meine Weise an den Leib zu gehen."

„Vorsicht vor den Worten ,Lust' und ,Leib'", sagt Jason.

Sie sind stehen geblieben. Die grüne Halde fällt steil ins Tal hinab, übersät mit Himmelsschlüsseln. „Schaut nur",

ruft Wolf begeistert. Westorf liegt zu ihren Füßen. Die ersten Obstbäume blühen. Ein weiches Wehen ist in der Luft. Die jungen Felder strecken sich wie erwachende Frauen. Dunstig und drohend steigt am Horizont das Massiv des Brockens auf.

Wolf Brassen geht die steile Treppe zum Erdgeschoß hinunter. Es ist bereits dämmerig, kein Licht brennt, er stolpert. Frau Kneizel, welche gerade das Teegeschirr in die Küche tragen will, bleibt behäbig unten stehen, blickt durch ihre Brillengläser hinauf und sagt: „Man nich! Sie wollen doch nicht gar runterkegeln, Herr Brassen?"

Wolf langt unten an. Nein, das sei nicht seine Absicht, versichert er.

„Ein junger Mann ist hier gewesen und hat nach Ihnen gefragt. Sie möchten doch zum Herrn Büchting kommen."

Wolf erklärt, daß er gerade auf dem Wege zu Büchting sei.

„Na, dann ist ja gut. Was ich sagen wollte . . . Wollen Sie noch ne Bretzen? Der Herr Scheym hat heute keinen Tee getrunken. Er kömmt nicht mehr."

„Wenn Sie die Bretzel überhaben, Frau Kneizel, will ich sie gerne nehmen. Danke schön."

„Soll ich sie auf Ihr Zimmer legen?"

„Ich nehme sie mit."

Wolf hat immer etwas Hunger. Eine Bretzel auf den Weg ist nicht übel. Er beißt hinein und läuft quer über die Herrenbreite zum Bonifaziuskirchhof. Was nur Büchting von ihm will? Der junge Mann, den er geschickt hat, war sicherlich Frau Mehls Sohn, Otto Mehl. Er muß lachen, wenn er an ihn denkt. Der Otto ist nämlich kein Führer des geistigen Deutschland, sondern recht besehen, so ein bißchen dumm. Neulich kam er hinauf, brachte die Schnäpse seiner Mutter und sagte zu Büchting mit heiserem Organ: „Sehen Se mal!" Ja, was war da schon zu sehen? Er wies nämlich sein Hinterteil vor und drehte sich so um, daß dieses Hinterteil in die

richtige Beleuchtung kam. Kopfschüttelnd bemerkte Büchting, daß Otto Mehl sich dort, wo andre zu sitzen pflegen, eine kleine Kuhglocke angebracht, irgendwie festgesteckt hatte. Sogleich begann er mit seinem Gesäß in höchst unwürdiger Haltung zu wedeln. Die Kuhglocke läutete. Otto Mehl geriet darüber in Entzücken, lachte mit weit aufgerissenem Munde unbändig und fragte: „Na, was sagen Sie nu?" Was sollte Büchting schon sagen. Es war ihm eigentlich peinlich, denn Otto Mehl lief steißwackelnd weiterhin durchs Zimmer, selig, daß die Glocke an seinem unwürdigen Hinterteil unablässig läutete. Übrigens war er, was Geld anging, von diebischer Schläue. Büchting pflegte seine getrunkenen Schnäpse mit Bleistiftstrichen am Flaschenetikett zu bezeichnen. Frau Mehl wußte dann schon: so und soviel sind anzukreiden. Otto Mehl verstand es nun, besagte Striche gelegentlich durch doppelt so viel zu vermehren. Als diese kleine Unredlichkeit festgestellt wurde, sagte er: „Ku-Klux-Klan", und lachte widerwärtig. Dieses Wort hatte er irgendwo gelesen und auswendig gelernt. Es war seine ganze Verteidigung. Dennoch verstand Otto im Laden ausreichend zu bedienen. Sein magerer Arm griff in die Gurkenfässer und holte triefende Gurken ebenso geschickt heraus, wie er zerflossenen Harzerkäse mit roten Fingern ergriff und zwischen Butterbrotpapier legte.

Genug von Otto Mehl. Dieser dürftige Jüngling spielt nur insofern eine Rolle, als er heute der Anlaß zu einer Begegnung von Wolf Brassen und der schwarzen Ida wurde. In Wahrheit hatte Büchting gar nicht seinen Kameraden auf Spätnachmittag in die Steinbrücke gebeten, sondern er hatte lediglich Otto Mehl aufgetragen, sich bei Wolf Brassen zu erkundigen, ob er wohl abends nach Tisch auf eine Stunde heraufkommen könnte. Otto hatte bald danach alles durcheinander geworfen und wußte nur noch, daß Brassen zu Büchting kommen sollte. Nun war aber Büchting nachmittags vor Helenens Haus spaziert und hatte es zuwege gebracht, mit

ihr eine Stunde die Eislebener Chaussee hinauf und hinab zu pendeln. Als Wolf Brassen um diese Stunde bei ihm anpochte und öffnete, fand er das Zimmer leer. Frau Mehl, die im Sonntagsstaat mehrere Frauen der Nachbarschaft mit Kaffee und Zwiebelkuchen bewirtete, wußte auch nichts Näheres. Sie erhob sich in ihrer bedeutenden Fülle und sagte mit tiefem Baß: „Ja, da weiß ich nu auch eigentlich nicht zu sagen, was und wie." Sie sprach gern langgeschwungene Sätze ohne Bedeutung.

So verließ Wolf das Mehlsche Haus. Wie er die Straße betrat, stand keine zehn Schritt vor ihm jene Ida Fitze von gegenüber. Otto Mehl hatte gerade seinen Sketch mit der Kuhglocke ihr und einer Freundin laut quäkend vorgeführt und, weil er damit großen Effekt erzielte, noch eine Steigerung dieses Effektes dazu erfunden: er löste die Kuhglocke, welche mit einer Sicherheitsnadel an der Hose befestigt war, hinten ab und band sie vorne an eine Stelle, deren Wahl allein ungeheures Jubelgeschrei von seiten der Mädchen zur Folge hatte. Nachdem dies geschehen, begann er abermals zu wackeln und die Glocke läuten zu lassen. In diesem Augenblick trat Wolf aus der Tür, stellte sich etwas abseits und sah zu.

Als Ida den Gymnasiasten erkannte, schränkte sie ihr Wohlgefallen an Otto Mehls Produktion ein. Sie schien sich zu schämen. „Aber, Herr Mehl!" rief sie laut, „ach nee, das mag ich gar nicht sehen." Otto drehte sich verblüfft um und erkannte Wolf. Begrüßte ihn und versuchte mit verlegenem Lächeln der Angelegenheit eine feinere Wendung zu geben. Indessen reichte seine Phantasie dazu nicht aus. Er wandte sich also an jenes zweite Mädchen, das sichtlich dem Annenstedter Proletariat angehörte und sagte ihr etwas ins Ohr, worüber sie grinste und zwei vordere Zahnlücken sehen ließ.

Die schwarze Ida trat abseits, es sah aus, als erwarte sie etwas. Wolf wußte selbst nicht, wie ihm geschah, daß er so rasch vor ihr stand und irgendeine törichte Frage an sie richtete.

Doch seltsam, was er auch fragte und sagte, alles wurde von ihr mit unverhohlener Achtung aufgenommen. Dabei glutete sie ihn mit den schwarzen Augen unablässig an. Ihre Haare waren gescheitelt und über den Ohren wirkungsvoll ins Gesicht hineingezogen. Ihre Haut erschien ihm so blendend, wie er nie zuvor eine Frauenhaut gesehen. Ida hielt die Hände unter der Schürze und wippte mit den Füßen auf und ab. Sie berichtete noch einmal, daß Herr Büchting fortgegangen sei, sie habe ihn selbst fortgehen sehen. Etwa vor einer Stunde oder mehr, habe sie ihn selbst fortgehen sehen. Ja ..

„Ja," sagte auch Wolf.

Otto Mehl rief im Fistelton: „Kohlrabi" und „Ku-Klux-Klan".

Das Mädchen mit den Zahnlücken juchzte vor Begeisterung.

„Was der sich hat," meinte Ida zu Wolf. „Sein Bruder ist aber Bürgermeister."

„Bürgermeister? Wo denn?"

„Ich weiß nicht wo, irgendwo. Der hat studiert."

„So?"

„Ja."

„Also der ist Bürgermeister."

„Ja, ja. Wahrhaftig."

Wolf erkannte die Notwendigkeit, etwas zu sprechen. Entweder unterhalte dich oder geh fort. Eins von beidem. Doch nicht so stehen und auf die Steine glotzen. Aber was redet man mit einem solchen Mädchen? Das ist auch eine Kunst, die gelernt sein will. Sie gehört zum Leben.

„Was ich sagen wollte," begann er. Ida richtete ihre dunklen Augen schelmisch und schwermütig zugleich auf ihn. Mein Gott, sie war wirklich schön. Eine exotische Schönheit.

Plötzlich schoß Wolf heraus: „Sind Sie hier geboren?"

„Ja doch. Warum nicht?" fragte sie.

„Sie sehen nicht nach Annenstedt aus. Sie könnten in Sizilien oder Spanien geboren sein."

Ida, die vermutlich über die geographische Lage von Sizilien nicht genau Bescheid wußte, stieß einen hohen Ton aus, der dartun sollte, daß dies doch wohl ein schlechter Scherz vom Herrn Gymnasiasten wäre. „I woher denn!" rief sie. „Ich bin aus Ballenstedt."

Damit war das Gespräch wieder beendet. „Nee, ich bin aus Ballenstedt," sagte Ida noch einmal, wahrscheinlich, um den kümmerlichen Dialog etwas zu strecken.

Auf einmal prustete sie laut heraus, denn Otto Mehl hatte einen neuen, sinnreichen Scherz erfunden. Er steckte seinen rechten Arm zwischen Weste und Hose, ließ überraschend einen gekrümmten Finger aus dem Schlitz hervorgucken und trug mit diesem Finger die Kuhglocke. Dann bimmelte er. Sein Erfolg war sehr groß. Das Mädchen, dem er diesen Trick vorwies, kreischte ganz einfach drauf los. Ida nahm keinen Anlaß sich länger zusammenzuhalten, sie jauchzte ebenfalls. Wolf drehte sich um und überlegte, ob er ohne oder mit Gruß davongehen sollte. Er entschied sich für die Höflichkeit und sagte Adieu.

Im gleichen Augenblick stand Ida an seiner Seite.

„Gehen Sie schon?" fragte sie, ihr Lachen mühsam verbeißend. „Hach nee, der Otto hat ja einen Knall. Der ist gänzlich lütütü."

„Ich muß jetzt gehen. Auf Wiedersehen," sagte Wolf.

„Auf Wiedersehen," gab Ida freundlich zurück.

Wolf steckte seine Hände in die Rocktaschen des Sommermantels und fühlte sich überflüssig. Gegen diesen Kohlsuppendampf kam er nicht an. Natürlich sind es einfache Leute, aber daß die Mädchen über so etwas lachen! Wenn sie über so etwas lachen, müssen sie doch mit allem Bescheid wissen, und *wie* Bescheid wissen! Vielleicht sind es Dirnen? Vielleicht ist das kleine Haus ein übles Haus? Erschreckt blieb er stehen. Prostituierte? Aber Büchting sagte doch, daß Ida Fitze im Konsumverein angestellt sei. Dann kann sie doch

nicht so eine sein ... Sie ist auch nicht so eine. Sie hat den Trieb zum Höheren. Hatte sie sich doch deutlich von der Freundin und Otto Mehl abgesondert und war zu ihm getreten. Man sollte ihr da entgegenkommen, ihr hilfreich die Hand bieten. Sie gehörte dem Arbeiterstande an. Gut. Aber konnte er dies als Mangel empfinden? Unter einfachen Leuten fand man oft mehr Herz und Charakter, als unter den sogenannten Gebildeten. Es mußte schön sein, gerade mit einem Mädchen aus dem Volke, das liebt und wiedergeliebt wird, gewissermaßen für sich, ganz privatim, das soziale Problem zu lösen. Man umarmte sich, man gab sich unvoreingenommen hin, nur um seiner selbst willen tat man es, nicht aus Gründen des Parfüms oder der sinnlichen Mode. Wieder blieb er stehen, stirnrunzelnd und betroffen über sich selbst. Konnte er doch abermals durch die blankgeputzten Scheiben seiner Reinheit den simplen Wunsch aller Wünsche bemerken: So steht es mit dir, sagte er. Mach dir nichts vor! Du willst dasselbe, was alle wollen.

Das rhythmische Gequäke eines Grammophons, welches „Unter dem Sternenbanner" spielte, verursachte eine zeitweilige Störung seiner Gedankenposten. Er haßte Grammophonmusik und ärgerte sich, daß die bekannte Melodie sich in seinem Hirn festgehakt hatte und ihn unablässig verfolgte.

Bis zum Nachtmahl ging Wolf spazieren. Der kühle Aprilabend war voll des Odems junger Gewächse. In der Johannis- und Augustapromenade fiel das Licht der Laternen auf gläsernes Frühlingsgrün. Schwarz und gleichsam lackiert lag das Wasser der Eine zwischen den alten Mauern. Ein paar Fenster waren erleuchtet. Sie spiegelten sich als zitternde Funken im Fluß. Am Apothekergraben sah er ein Paar in herzhafter Umschlingung auf einer versteckten Bank. Er wußte, daß es sich nicht gehörte, hinzusehen. Doch blitzartig hatte sein Auge das Mädchen auf dem Schoße des Mannes bemerkt.

Wolf erinnerte sich, daß manche seiner Kameraden am Sonntag Nachmittag mit ihren Mädchen draußen zwischen den Feldern saßen. Ja, die durften lieben und wurden wiedergeliebt. Aber keine wollte von ihm etwas wissen. Er war allein.

Abends traf er Büchting in seinem Zimmer, noch ganz trunken vom Glück des Spazierganges auf der Eislebener Chaussee. Was war geschehen? Nichts von Belang. Büchting und Leni hatten unter Schwierigkeiten (da Leni eigentlich hätte daheim bleiben müssen) „Venedig" aufgesucht und waren dann durch Venedig über die Eine auf den Kirschberg gegangen. Er hatte sie an der Hand gefaßt, sie hatte es nicht gewehrt. Er war stehen geblieben, hatte in die lichten Abendwolken geblickt und zwei Verse von Matthisson (Büchting nannte sie) zitiert. Leni seien die Tränen nur so über die Wangen gelaufen, ein Zeichen, welch tief empfindendes Mädchen sie sei. Dann habe er ihre Hand erhoben und mit Küssen bedeckt. Kein Wort sei währenddessen zwischen ihnen gesprochen worden. „Sie ist ein schlichtes Mädchen," beendete Büchting seine Erzählung, „doch das ist es gerade, was ich suche. Ich will nichts wissen von den mondänen Weibern. Ich will an ihrer deutschen Geradheit und Keuschheit innerlich gesunden. Leider hat sie einen Fehler, der indessen meine Liebe zu ihr nicht beeinträchtigt. Sie hat beinahe schwarze Zähne. Darum ist sie auch immer so ernst, das arme Geschöpf, und tritt beiseite, wenn andre scherzen. Nun hast du doch einen Freund in Berlin, der Zahnarzt ist. Kannst du nicht mal an den schreiben und ihn fragen, wie dieser Fehler zu beseitigen geht? Vielleicht kann man die Zähne mit irgendeiner haltbaren Masse weiß überlackieren. Ich würde es gern bezahlen. Ich hab' auch nicht viel, doch vom Taschengeld läßt sich ja schließlich was absparen."

Wolf versprach, an seinen Freund in Berlin zu schreiben.

„Hast du schon deine Schularbeiten?" fragte Büchting.

„O je, schweig still! Ich graue mich vor der Geschichts-

repetition morgen. Wenn Mule wieder fragt: ,Was ging im Jahre 1660 vor sich?' bin ich aufgeschmissen."

„Mach dir doch 'ne umgekehrte Tabelle. Links: Zahlen, rechts: was vor sich ging. Das kannst du am Rücken deines Vordermannes anheften. Wer sitzt vor dir?"

„Gropel."

„Der ist 'n bißchen klein. Aber er soll gerade sitzen, dann geht es schon. Mule verläßt doch nicht das Katheder."

Die Freunde nahmen auf dem Sofa Platz. Büchting entzündete eine lange Pfeife. Wolf Brassen setzte die Zigarette in Brand, welche er seit gestern in seiner Brusttasche trug.

„Was hältst du von der Ida unten?" fragte er.

„Gott — pff — was soll man von ihr halten — pff," Büchting blies eine süßliche Rauchwolke ins Zimmer, „sie hat einen Busen, der zum mindesten auf Geschlechtsreife schließen läßt. Leni ist übrigens vorne wie 'n Brett, doch das kommt noch alles, sie ist ja blutjung."

Wolf quälte sich mit seiner Zigarette ab, die nicht ziehen wollte. „Ja," versetzte er, „du hast recht, darauf kommt es nicht an. Wir jungen Menschen von heute sind alle durch die Raffinements der Kultur verdorben. Wir müssen, wie Rousseau sagt, zur Natur zurück. Das heißt, wir müssen zum Volke zurück, zum werktätigen Volke. Wir müssen dies Volk bei seiner Arbeit belauschen, wir müssen wissen, welche geistige Nahrung es hat, müssen dadurch einen Ausgleich der Interessen herstellen, daß man an seinem Innenleben teilnimmt. Man sollte sich nicht scheuen, mit einem Mädchen aus diesem Volke Freundschaft zu schließen, meinethalben sogar einen Liebesbund. Glaubst du," fragte er nach kurzer Pause, „da du doch auch die Meinung vertrittst, daß wir an dem gradlinigen Charakter eines schlichten Mädchens gesunden sollen, glaubst du, daß es möglich wäre, auch an einem Mädchen aus dem Volke, ich sage beispielsweise der Ida von gegenüber, zu gesunden?"

Büchting schmatzte zufrieden an seiner Großvaterpfeife.

„Ist der Rauch gut?" fragte er.

„Vorzüglich," antwortete Wolf.

„Ja also, sieh mal, mein Herze, das stimmt alles, was du da sagst. Aber an der Ida gesunden? Nee. Da glaube ich eher das Gegenteil."

„Hat sie ein Verhältnis?"

„Wird wohl."

„Der Mann, mit dem du sie neulich gesehen hattest, ist aber ihr Bruder. Das habe ich selbst feststellen können."

„Glaub' ich gern. Indessen, ich rate ab. Ich weiß nicht, ich hab's so im Gefühl. Sieh mal, als ich in Schulpforta war, bin ich manchmal nachts mit Schulkameraden über die Mauer geklettert. Dann sind wir in eine Schenke gegangen, haben gesoffen wie die Schweine und na, wie das so ist, da waren denn auch Weiber zur Stelle. Ich kann dir sagen, davon hast du nichts. Das bläst dich an, eine Minute lang hörst du die Engel geigen und dann ist's Essig."

Wolf legte seine Zigarette fort. Büchting gab ihm eine andre. Doch die Unruhe ließ ihn nicht mehr in der Sofaecke. Er spazierte im Zimmer hin und her, ernsthaft mit sich zu Rate gehend.

„Ich will ja nichts von ihr," gestand er ein wenig bedrückt. „Aber sie hat so was Exotisches. Vielleicht öffnet sie mir ihr Herz und dann sieht man Dinge, die man sonst nicht sieht. Du weißt nicht, wie die einfachen Leute fühlen, was sie erleben und durchmachen. Ich möchte, daß sie sich mir öffnet."

„Sie wird dir ihre Bluse öffnen, das ist alles," winkte Büchting ab. „Nu paß mal auf: nachher kriegt sie ein Kind von einem andern, behauptet aber, du bist's gewesen. Pardauz — da liegst du auf der Straße, ein Vierteljahr vorm Maturum."

„Ich will ja gar nicht so weit gehen."

„Ja, trotzdem. Das wird eben ausgenutzt. Da hat mal

einer gesehen, daß du sie angefaßt hast, und dann schwört er gleich, du seist der Vater."

Wolf versinkt in Nachdenken. Er sagt sich, daß Büchting hier voreingenommen denke. Dumpf fühlt er zwar selbst die Berechtigung jener bitteren Argumente, doch sein Empfinden sträubt sich voller Trotz gegen die Warnung des Verstandes.

„Spiel mal was," bittet er schließlich.

Büchting klappt das Klavier auf und greift in die Tasten. Es klingt und rauscht. Große Rhythmen fluten wie dunkle Wasser durch den Raum. Musik tut wohl in so verworrener Lage.

„War das von Beethoven?"

„Chopin. Das ist die Musik für unser Gefühlsleben. Ich pfeife auf die moderne Musik. Wenn ich bei ihr anpoche und frage, ob ich unterkriechen kann, weil ich hoffe, nun wird's warm und licht um mich — dann trete ich in einen Maschinenraum."

„So ist's mit der ganzen Kunst heute," bestätigt Wolf, „sie ist gewissermaßen ein Objekt der Industrie, etwas für Spekulanten und dicke Leute, denen es im Grunde schnuppe ist, ob sie mit Kunst oder mit Fahrrädern Geschäfte machen. Und wir, die Jugend? Was ist für uns da? Nichts. Das, was da in den Zeitungen steht, können wir alle nicht brauchen. Aber wo ist was, das wir brauchen können?"

Büchting zündet sich wieder seine Pfeife an, die erloschen ist.

„Oder kannst du vielleicht das Stroh brauchen, das im Pennal kleingeschnitten wird?"

Büchting haucht eine Dampfwolke aus dem Munde, fährt sich über das wilde blonde Haar und geht mit etwas einwärts gerichteten Füßen auf und ab. Er weiß nicht zu antworten. Wolf hat recht, nichts ist zu brauchen. Dabei hungert man nach Nahrung.

Wolf begibt sich ans Fenster, öffnet es und blickt in die Nacht hinaus. Im kleinen Haus gegenüber sind alle Holz-

läden geschlossen. Überm niedrigen Dach schauen vom Garten her hohe Bäume herüber.

„Ist sie da?“ erkundigt sich Büchting über seine Schulter hinweg.

„Nein.“

Pause.

„Manchmal ist mir, als könnte ich das Leben hören. Es braust gar nicht ferne. Bald ist es ein richtiges Brausen, dann wieder Musik oder Pfeifen einer Lokomotive.“

Büchting nickt und wandert auf und ab. Eine Rauchfahne begleitet ihn.

„Wenn man über sich selbst nur klar wäre,“ beginnt Wolf wieder. „Ich weiß manchmal gar nicht, was mit mir ist. Neulich in der Betrunkenheit habe ich dem kleinen Peter einen Kuß gegeben.“ Er meint den schwarzäugigen Capelle. Alle nennen ihn, wenn sie an ihn denken, den kleinen Peter.

„Das tun wir alle, wenn wir betrunken sind,“ erwidert Büchting. „Ich hab's übrigens noch nicht getan, aber es kann noch kommen.“

„Siehst du, das ist es, was ich meine: niemand ist vor sich selber sicher. Ich will dies tun und während ich es tue, tue ich schon wieder ganz etwas andres, vielleicht das Gegenteil. Man will gut sein, und ist plötzlich böse. Du wirst von Hexen geritten, aber keiner kann dir das Wort sagen, das sie bannt.“

Büchting nickt und raucht. Als die Pfeife erlischt, setzt er sich ans Klavier und beginnt aus der Phantasie eine einfache Melodie zu spielen, die er in gewagte, fast dissonante Harmonien bettet. Das Leben ist ein wunderbarer Wald mit Blumen, Früchten und Schlangen.

Am folgenden Tage geht ein warmer Regen nieder. Die Sonne schillert durchs Gewölk, doch es rieselt und rauscht, und alle Bäume zittern voller Durst.

Wolf Brassen sitzt in Werner von Raspes Zimmer (er wohnt

zwanzig Schritt entfernt in der Neuen Straße) und gibt ihm Hilfestellung beim Hausaufsatz. Es ist der Aufsatz über den Humor in Lessings Minna von Barnhelm. Wolf versucht seinem Kameraden diesen Humor zu erklären, doch glaubt er selber nicht daran.

Das Fenster steht weit offen. Duft weht vom Garten in die Stube. Lindenblüten und junges Grün.

Werner von Raspe, der als einziger in der Oberprima ein kleines Schnurrbärtchen trägt, hebt seinen schmucken Kopf, setzt den Klemmer auf und blickt betrübt hinaus.

„Ob's noch lange regnen wird?"

„Bist du verabredet?" fragt Wolf.

„Um fünf Uhr. Eine Gemeinheit."

Wolf schüttelt mitleidig den Kopf. Der arme Raspe. Natürlich kommt die Lisel nicht, wenn's regnet.

„Kommt die Lisel auch wenn's regnet?"

„Ja, aber wir können uns nirgendwo hinsetzen, überall ist's naß."

Dann beugen sie sich wieder über den Aufsatz, und Wolf Brassen beweist seinem Freunde, daß Just und Franziska die „komischen Figuren" in der „Minna" seien. Werner von Raspe nimmt es als Gegebenheit hin und notiert sich alles, was Wolf sagt.

Eine Stunde danach gehen beide über die Herrenbreite. Der Regen hängt nur noch wie ein feuchter Hauch in der Luft. Südlich hat schon der Himmel ein großes Stück blaue Seide ausgespannt.

Werner ist glücklich. Die Sonne kommt hervor, in einer halben Stunde wird alles trocken sein. Übrigens hat er einen Gummimantel mitgenommen. Lisel kann sich darauf setzen, dann ist alles gut.

Am Hopfenmarkt trennen sie sich. Wolf schaut ihm nach. Er ist ein schlanker, eleganter Bursch. Man merkt ihm an, daß er gut reiten kann. Auch die Lisel Stein ist gertenschlank,

graziös, dabei sanft wie ein Reh. Raspe hat eben Glück, andre müssen einsam gehen.

Wolf holt Paul Büchting ab. „Komm," sagt er, „laß den blöden Lessing. Wir wollen die Eislebener Chaussee hinaufmarschieren, am Kirschberg vorbei. Dorthin, wo die Landstraße in den Horizont steigt. Merkst du nicht, daß es Frühling ist?"

„Und ob!" entgegnet Büchting. „Ich kann Leni nicht vor Sonntag sehen. Das arme Mädel hat den ganzen Tag bei ihrer Tante wie ein Dienstbolzen zu arbeiten. Es ist eine Roheit, dieses zarte Geschöpf so auszunutzen. Sie ist doch eben erst aus der Pubertät heraus und muß meiner Ansicht nach geschont werden."

Sie setzen sich ihre roten Mützen auf und poltern die Treppe hinunter. Im Laden steht Frau Mehl und verkauft Mandelseife. Sie bricht eine duftige weiße Stange entzwei, legt sie auf die Wage, nimmt sie mit raschem Griff vom Teller und wickelt sie in Zeitungspapier.

„Soll's sonst noch was sein?" fragt sie die Käuferin.

Auch Otto Mehl ist anwesend. Sein finniges Gesicht grinst die Freunde an. In der roten Hand hält er einen Teppichklopfer und droht damit.

Jetzt scheint die Sonne hell und warm auf die feuchte Straße. Wolf blickt zum kleinen Haus hinüber, in dem Ida wohnt. Sie ist nicht da, sondern in der Nordstadt, jenseits der Eisenbahn. Dort steht sie und verkauft im Konsumverein billige Ware an Sozialdemokraten.

Am Kirschberg bleibt Paul Büchting stehen. Er weist hinauf: „Dort," sagt er, „sind wir gegangen. Dort oben standen wir. Um uns war Dämmerung, die Lichter der Steinbrücke schimmerten durch die Zweige. Es roch nach Erde. Mir war ganz heilig zumute. Ich werde sie nicht antasten. Als ich sie fragte: ‚Wie finden Sie es hier?', sagte sie nichts, sondern seufzte nur. Nächsten Sonntag nenne ich sie bestimmt Du und küsse sie."

Wolf nickt. Sie wandern weiter.

Nach einer kleinen Zeit fragt er: „Wußte Leni, daß das Gedicht, welches du aufgesagt hattest, von Matthisson war?"

„Ich hab's gleich darnach hinzugesetzt. Und wenn sie's schon nicht gewußt hatte — was ist dabei? Ich meine, wir müssen die verfluchte Bildung aus unsern Gefühlen schmeißen, sie ist daran schuld, daß unsre Gefühle so schwer vorwärts kommen wie Schleppdampfer. Denk einmal an Bauern. Wie einfach wickelt sich da alles ab. Man nimmt sein Mädel an die Hand, führt sie ins Bett oder zum Altar, je nachdem."

„Das ist der Grund, weshalb ich auch immer wieder an die Ida denke," antwortet Wolf. „Ich liebe sie nicht, aber ich fühle, daß an ihr alles einfach, wahr und klar ist."

Die Landstraße biegt aufwärts, die Obstbäume am Rain blühen. Ein wundersames Licht ist in der Luft. Die Freunde fühlen die Lust des Wanderns. Die Bewegung ergreift sie, ihre Füße schreiten aus, ihre Wangen röten sich. O Landstraße, o ferne unbekannte Ziele, o keimende Äcker, rauschendes Leben!

Wolf denkt: wie rätselvoll dieses Dasein ist. Sein Herz strebt zu einem Mädchen, dem er sich ganz hingeben, in perlenden Stunden friedsam verbinden könne. Und nun, wo er den Wind der fernen Berge spürt und der Weg unter seinen Füßen dahin strömt, möchte er frei sein von allen Bindungen und begierig die Welt durchfliegen. Wenig gilt ihm noch die Frau. Wandern ist alles und die Liebe allein das Ewig-Einende. Liebe zu Wolken, Winden, Göttern und aller Kreatur.

5

Der Direktor des Gymnasium Stephaneum, Professor Schiller, ehemaliger Pfarrer, hatte für den Wochenbeginn eine kurze Andachtstunde in der Aula eingeführt. Diese Frühandacht diente ihm gleichzeitig dazu, vor den ver-

sammelten Schülern des Instituts gewisse Mängel und Versäumnisse, die ihm zu Ohren gekommen, aufzurufen und die Knaben erneut auf Zucht und Ordnung zu verpflichten.

Da man sich vor dem Montag gewohnheitsgemäß graute, erschien den meisten Schülern diese Viertelstunde als eine unnötige Verlängerung der Qual. Die Vernünftigsten unter ihnen fanden sich damit ab und präparierten hinter dem Rücken ihrer Vordermänner das Tagespensum vor. Gelegentlich schrak einer auf, da ihm schien, die Brille des beleibten und gleichwohl beweglichen Mannes dort oben habe ihn zornig angefunkelt. Er fühlte sich sofort getroffen, erinnerte sich an seine Sünden und erwartete für die kommende Stunde beim Direktor nicht das Beste.

In einer solchen Lage befand sich Elias Dunker, der blaß und fröstelnd hinter Willi Gasts kräftigen Schultern mathematische Formeln murmelte, tief erfüllt von Angstschauern vor diesem lichtlosen Montag. Da er gar nicht in die Gruppe der Oberprimaner gehörte und nur wegen Gasts unvergleichlichem Rücken dort stand, beherrschte ihn ohnehin leichte Nervosität. Indessen sprach Direktor Schiller noch über Matthäus 13, Vers 24 bis 30, verglich den bösen Feind, welcher Unkraut unter den Weizen säte, mit den schlechten Einflüssen der Außenwelt, die gerade den schwachen Schüler anfielen, ihn verwirrten und unfähig zur Bewältigung seines Pensums machten. Leider blieb der Direktor nicht lange bei Jesu Gleichnis, sondern fand in überraschender Schnelligkeit den Übergang zur nächsten Gegenwart. Elias Dunker fühlte sich durch Willi Gasts Rücken hindurch von einer Brille angefunkelt und empfand sofort, gleichsam telepathisch, daß nun etwas kommen mußte, was sich unmittelbar auf ihn bezog.

„Ich habe erfahren," sagte Direktor Schiller mit erhobenem rechten Arm, „daß einige der älteren Schüler in der Stadtbibliothek abonniert sind. Die Namen dieser Schüler sind mir zu Ohren gekommen und ich wundere mich keinen

Augenblick darüber, daß es die sind, welche ihrer mangelhaften Leistungen halber lieber die Nasen in die Logarithmentafel oder in den Thukydides stecken sollten. Bei dieser Gelegenheit verbiete ich ausdrücklich die Lektüre schöngeistiger Romane, soweit sie nicht in der allen Schülern zugänglichen Gymnasialbibliothek enthalten sind. Meine Sekundaner und Primaner haben dort nichts zu suchen, wo Kommis und Kaufleute sich ihre Bildung herholen. Ihre geistigen Bedürfnisse werden in unsrer Anstalt vollauf befriedigt. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie abends nach der Schularbeit bei einer Zigarre oder einem Glase Bier zusammensitzen, wohl auch mal ins Café gehen und in die Zeitung schauen, falls das nicht gleich wieder übertrieben wird. Aber ich wünsche keine Zusammenkünfte in der öffentlichen Lesehalle, an deren Spitze ein sozialistischer Stadtverordneter steht, und untersage, — untersage die Lektüre einer Literatur, die unsrer Kontrolle entzogen ist. Wenn Jesus vom Unkraut spricht, das unmerklich unter den Weizen gesät wird, so lassen Sie sich das in diesem Zusamenhange eine Lehre sein. Das Unkraut schlechter Lektüre geht beim Abiturium auf. Dann scheidet sich die Spreu vom Weizen. Amen."

Elias Dunker irrte kaum, als er diese Ansprache auf sich bezog. Er hatte vor vierzehn Tagen ein Abonnement in der Stadtbibliothek unterschrieben und das Pech gehabt, beim Verlassen der Lesehalle dem Doktor Hitzig, seinem französischen Lehrer, zu begegnen. Ein Versuch, die Bücher rasch unterm Mantel verschwinden zu lassen, mißglückte. Gerhart Hauptmanns „Weber" fielen zur Erde, und Doktor Hitzig sagte, nachlässig den Gruß erwidernd, „aha, soso!"

Die Bestätigung dafür, daß die Rede des Direktors, der den Spitznamen „der Bolz" trug, zum Hauptteil durch dieses Ereignis veranlaßt worden war, erhielt Dunker in der griechischen Stunde. Seine Übersetzung wurde auf das schärfste kritisiert und, als er nicht wußte, daß die Stadt Krenai in

Akarnanien liegt, mit ironischem Bedauern erledigt. „Sie hätten wirklich allen Grund, sich auf die Hosen zu setzen," sagte der Bolz.

Nach dem Gesetz der notwendigen Akkumulierung von Pech, welches der Volksmund mit dem Sprichwort vom Unglück, das selten allein komme, sinnvoll umschrieben hat, fiel Dunker auch im Französischen und in der Mathematik hinein. Das geschah gerade an einem Tag, der wie ein Symbol vor der Woche stand, und geschah ausgerechnet auf Grund gewissenhafter Schularbeiten.

Elias Dunker, von jeher Depressionen ausgesetzt und schlimmen Zufällen gegenüber ohne viel Widerstand, fühlte sich von allen Göttern verlassen und ging mit dem Gefühl eines Verurteilten heim. Er wohnte bei einer Schwester seiner Mutter, Tante Berta, die sich in den Kopf gesetzt hatte, in ihm den künftigen Pfarrer der Heiligengeistkirche, in der sie, Tante Berta, konfirmiert und getraut worden war, zu erwarten. Sie rechnete es sich schon aus, daß ihr Neffe Elias in spätestens sechs Jahren auf der Kanzel stehen könnte. Weil nun Elias einmal sitzengeblieben war, fühlte sie sich verpflichtet, ein tägliches Bulletin seines Schultags zu fordern und nach seinen Fortschritten in der Religion zu fragen. Da sie es bei Tisch tat, verspürte Elias statt Hunger Widerwillen, stopfte sich einige Stücke zähes Ochsenfleisch und zwei Kartoffeln ein und entschuldigte sich mit notwendigen Arbeiten.

Die Post brachte zwei Briefe. Der eine kam von seiner Mutter aus Groß-Schierstedt und erkundigte sich klagend nach seinen Erfolgen in der Schule. Man dürfe wohl nun endlich erwarten, daß er das Vertrauen seiner Lehrer rechtfertige und ohne lange Faxen in der vorgeschriebenen Zeit die Schule absolviere. Sein Vater habe viel Sorgen und leide neuerlich wieder an seinen nervösen Anfällen, stoße das Essen weg und zerknülle die Zeitung. Auch das teure Schulgeld des Sohnes drücke ihn, er knappse sich viel um dieses Schulgeldes

willen ab. Onkel Hans liege an Blinddarmentzündung im Krankenhaus. Dies bereite Sorgen. Schon viele seien an einer Operation gestorben. Am 5. Mai werde die alte Frau Lehrerswitwe Schütz, die gute Großtante Hotto, wie er sie immer genannt habe, als er noch klein gewesen, neunundsiebzig Jahre alt. „Mach ihr doch zu diesem Ehrentage ein paar Verse. Wenn einer so alt wird, läßt sich schon vieles sagen, und dir wird es ja so leicht."

Soweit hatte Elias gelesen, als er abbrach und plötzlich, gleichsam unter magischem Zwange, zum zweiten Briefe griff. Eine unbekannte, schöne, sichere Handschrift hatte seine Adresse aufs Blatt gesetzt. Großes Format, gelbes Papier. Plötzlich begann sein Herz wie tollgeworden zu klopfen. Er öffnete den Umschlag und las:

„Lieber Herr Dunker!

Sie haben sich ja gar nicht mehr sehen lassen und wollten doch einst mit großem Eifer an meiner milden Führerhand in das Gebiet der Kunstgeschichte eindringen? Nun, ich verstehe, daß die Schularbeiten Sie vollauf hinnehmen und Ihnen wenig Zeit lassen, der illegalen Liebe zur Kunst nachzugehen. Darum sei Ihnen Ihre Treulosigkeit verziehen und nur noch dies vermerkt, daß zurzeit ein Vetter von mir, Student im zweiten Semester, sich hier aufhält, der gern Ihre Bekanntschaft gemacht hätte. Rufen Sie mich an, wenn Sie einmal Lust auf andre Gesellschaft haben, oder überraschen Sie ganz einfach Ihre Sie herzlich begrüßende

Helga Simoni."

Elias las den Brief, las ihn ein zweites Mal. Dann legte er ihn vorsichtig in den gelben Umschlag, versteckte ihn im Koffer unter seiner Wäsche und ging auf und ab. Plötzlich blieb er vor dem Spiegel stehen und betrachtete sich. Sein schmales Gesicht war blaß, die dunkelblauen Augen blickten mit einem Ausdruck, der nicht ihm gehörte. Alles war fremd, erregend, wundersam.

Er trat ins Zimmer zurück.

Als er das Fenster öffnete, quoll ihm der Duft des Faulbaums entgegen. Ein süßlicher, fast betäubender Hauch. Verwirrend und erfüllend wie der Atem einer Frau.

In der Johannis- und Augustapromenade blühte der Flieder. Die Kastanien leuchteten in roten und weißen Kerzen. Auf der alten Burg führte der Botaniklehrer Pirkhuhn seine Quarta umher, wies ihnen Sträucher, Bäume und Pflanzen, fragte und belehrte sie über die deutschen und lateinischen Namen der jungen Gewächse.

Das Café Ramdohr hatte die großen Glasfenster hinuntergelassen. Nun saß man gleichsam auf der Straße wie in Italien, trank seinen Kaffee, drehte die gute Zigarre zwischen Daumen und Zeigefinger, zwischendurch einen Blick in die Kreisblätter werfend. Der Zigarrenrauch zog hinaus, wölkte sich in den Frühlingshimmel empor und kitzelte die geschäftigen Schwalben, welche am Rathaus und der Reformierten Kirche Nester bauten, in ihrer kleinen Nase.

Plötzlich schraken die ehrsamen Cafébesucher aus ihrer friedlichen Betrachtung der Dinge empor: ein wildes Gedonner trappelte vierspännig durch die Taubenstraße, Konservenfabrikant Gray. Mit Peitschenknall und rauhem Ruf hielt er Ausschau nach guten Bürgern, die er überfahren könnte.

Aus der Höheren Töchterschule am Burgplatz, um den blühende Anlagen sich bis zur Eine und hügelauf zum Stephanspark ausbreiteten, strömten um diese Zeit die Mädchen der ersten Klasse mit Juhu, Gesang und fliegenden Zöpfen. Sie hatten Zeichenstunde gehabt, anderthalb Stunden lang mit verkrampften Fingern und umeinander gedrehten Beinen vor Reißbrettern und Majolikatöpfen gesessen und ihrem Bewegungstrieb nur soweit nachgeben können, daß sie unaufhörlich miteinander schwatzten. Endlich hatte es geläutet, die Stunde war vorüber, die Sonne schien, die Gärten

blühten, der Frühling zuckte, zappelte und zog an ihren jungen Gliedern. Sie faßten sich zu vieren unter, liefen zu zweien hierhin, dorthin, stahlen blühende Zweige und schwenkten ihre blauen Mützen.

Am Steintor oder an der Darre stand wohl auch schon ein Gymnasiast, der genau wußte, daß um fünf Uhr die Zeichenstunde der obersten Klasse des Lyzeums schloß. Scharfäugig hielt er Ausschau. Plötzlich trat in seine Augen ein heller Glanz. Er entdeckte die, welche er entdecken wollte, ging nunmehr ganz zufällig und mit erzwungenem Gleichmut schräg an ihr vorüber und war von Empörung gequält, wenn sie noch eine Zeitlang mit listigem Lächeln bei ihren Freundinnen blieb oder gar so tat, als habe sie ihn nicht bemerkt.

„Geh!" stieß die aschblonde Barbara Birkner ihre Freundin Käthe Freitag an, „da steht er ja schon. Geh! Lauf!"

Käthe Freitag hob trotzig das rotbäckige Gesicht: „Was? Wer? Ach, der Herr Kappel. Na, der kommt doch nicht meinetwegen. Laß ihn doch stehen, solange er lustig ist."

Barbara Birkner lachte: „Du bist gut. Alle Welt weiß, daß du mit Walter Kappel gehst. Du kannst mir nichts vormachen. Lisel!" rief sie, „komm mal rasch her!"

Lisel Stein, die sich soeben wider alles Gebot der Stadtverwaltung einen schönen Fliederzweig vom Strauch brach, drehte mit der ihr eigenen graziösen Ruhe den klugen Kopf zu den Freundinnen.

„Die Käthe behauptet, daß sie Walter Kappel nicht kennt."

„Kohl! Behaupte ich gar nicht! Ich habe bloß gesagt, er kann ruhig noch 'ne Weile stehen, wegen dem hab' ich's nicht gleich so eilig, wie du denkst."

Lisel Stein blickte dorthin, wo Kappel gewartet hatte.

„Wo ist er denn?" fragte sie.

Mein Gott, wo war Kappel? Verschwunden.

Käthe Freitag blieb stehen, schaute sich ratlos um. Kein Wort sagte sie.

„Siehst du, das hast du nun," schalt die blonde Barbara. „Jetzt ist er futsch."

„Meinethalben," brummte Käthe böse.

„Wir müssen ihn suchen," entschied Lisel, „los, Kinder, kommt!"

In diesem Augenblick lief mit fliegenden Haaren und dunkelroten Wangen die üppige Sabine Hetterle vorüber.

„Hast du Walter Kappel gesehen?" rief ihr Barbara zu.

„Jawohl," schrie sie zurück, „er ist das Steintor hochgegangen. Links!"

„Wo rennst du denn so rasch hin?"

„Keine Zeit!" Ab.

Käthe Freitag faßte Lisel unter, beugte sich über ihren Fliederzweig und steckte tiefatmend die Nase hinein.

Lisel lächelte. „Geh," sagte sie, „sonst entwischt er dir vollends."

Käthe hob den Kopf: „Was der Flieder duftet. Ich wünschte, ich hätte eine ganze Stube voll."

„Komm zu uns in den Garten," lachte Barbara, „da blüht mehr als du tragen kannst."

Käthe blickte ein paar Sekunden zu Boden, warf plötzlich ihren rotbäckigen Kopf zurück, sagte „auf Wiedersehen" und lief in der Richtung zum Steintor davon.

Barbara und Lisel hatten den gleichen Weg. Die lebhafte Barbara, deren große blaue Augen nicht genug sehen konnten und voller Lebenslust rund um die Welt wanderten, schwatzte noch eine gute Weile von Käthes albernem Gehabe, sprang dann auf Walter Kappel über, fand ihn eingebildet, hochnäsig —

„Aber klug!" unterbrach sie Lisel Stein.

„Ja, klug schon, aber schrecklich eingebildet. Was sei das nun auch, gleich davonzurennen! Wenn die Käthe den Kappel mal heiraten sollte, wird sie es merken, wie der ihr auf den Kopf trommeln kann. Aber sie liebt ihn ja gar nicht —"

„Doch, sie liebt ihn.“

„Glaubst du? Warum ist sie denn nicht gleich zu ihm gelaufen? Wenn ich mal jemanden liebe und der kommt zu mir, dann fliege ich ihm um den Hals, vorausgesetzt, daß er mich auch liebt. Er muß mich sogar viel mehr lieben. Wie ist es denn mit Werner? Ist Werner gut zu dir?“

Lisel hob den Kopf und lächelte. „Ja,“ sagte sie.

„Was will er denn werden?“

„Offizier oder Diplomat.“

„Könntest du dir denken, daß du seine Frau wärst? Eine Frau Oberleutnant, eine Frau Major?“

Lisel schwieg.

Am Eichamt begegneten die Mädchen Elias Dunker. Elias kannte Lisel, grüßte tief und ging eilig vorüber.

„War das Dunker?“ fragte Barbara.

„Ja.“

„Findest du ihn hübsch? Er ist zu blaß.“

„Ja, er arbeitet viel. Doch, er ist schön. Er hat eine griechische Nase und seelenvolle Augen, auch das wellige Haar steht ihm gut. Werner erzählt mir manchmal von ihm. In der Schule hat er Pech.“

An einem Laden mit Konfitüren blieben sie stehen. Sie zogen ihre Börsen, zählten das Geld und überlegten, ob sie es wagen könnten, ein Viertelpfund Likörbohnen oder Marzipankartoffeln zu erhandeln. Sie beschlossen schließlich, diesmal davon Abstand zu nehmen, nichts zu kaufen. Indessen befanden sie sich gleichwohl wenige Minuten später im Laden und verließen ihn mit vollen Backen.

Ein gläserner Mond hängt über den hellen Dächern der Altstadt. Er ist von einem riesigen Lichtkranz umgeben, den sich Elias Dunker nicht zu deuten weiß. Wenn man stehen bleibt und den Mond ansieht, begreift man, wie weit er ist und daß er hoch oben im eisigen Weltenraum schwebt.

Elias stapft durch eine Straße mit schiefen Häuserfronten. Schatten und Licht sind schroff verteilt, wie dunkle und helle Tücher ausgespannt. Wenige Laternen leuchten. Er klettert eine Stiege empor und blickt sich um: riesenhaft steigt der Turm der Stefanikirche aus dem Gassengewirr empor. Vor ihm aber liegt eine ruhige, gartenfreie Straße, und der Hauch des nahen Parks erfüllt ihn mit Wohlbehagen.

An der Pforte einer Doppelvilla bleibt er stehen: Wüßte ich nur, ob ich recht täte. Bin ich im Labyrinth? Und ist das schmale Licht dort oben das Lächeln der Tochter des Königs? Ich habe es nicht gewagt, Dietrich zu fragen. Mein unklares Gewissen hat es nicht gewagt. Es ist wohl so, daß der Mensch stets nur allein den Weg zu seinen dunklen Seligkeiten findet.

Doch dann gleitet oben alles in bequeme Ordnungen hinein. Die Sphinx liegt nicht mehr lächelnd in der Wüste. Eine junge Frau gießt ihm Rotwein ins Glas, er darf ihr Gesicht anstarren, sie verbietet es nicht.

Er darf es nicht anstarren, weil er nicht allein an ihrem Tische ist. Der alte Herr Simoni sitzt bequem im Armstuhl und weiß dies und jenes gemächlich in breitem Basse zu berichten. Und noch ein junger Mann ist zur Stelle, Herr Studiosus Quint, der in München Kunstgeschichte studiert.

Quint sagt: „Hör, Onkel, wenn ich im Herbst nach Florenz gehe, will ich von dir eine Empfehlung an Professor Riccardoni haben."

Der alte Herr nickt. „Er wohnt unfern der Kirche Santa Maria del Carmine. Du kannst dort Masaccios Fresko der Vertreibung bewundern."

Frau Simoni lächelt. Ruhe und Glanz ist im Raum.

Florenz ... denkt Elias und fühlt es heiß in seine Augen treten. Im Geiste spricht er langsam das Wort nach: Santa Maria del Carmine. O enge Zelle meiner Bahre! O Gefängnis, hinter dessen Mauern die Freiheit auf weißem Rosse über die Täler und Hügel sprengt.

Bald danach ruft man Herrn Simoni telephonisch an. Es handelt sich wohl um eine Verabredung, bei der auch sein Neffe erwartet wird. Doch dieser, im schweren Gobelinsessel, leicht angereizt vom Weine über die Welt der Galerien plaudernd, erhebt sich ungern.

„Wie gern bliebe ich hier —" murrt er.

„So bleiben Sie," sagt Frau Simoni.

Er zögert. Elias fühlt wieder sein Herz klopfen. Geh! stößt er in Gedanken heftig vor. Bleib nicht!

Quint betrachtet den Akt von Rops, überlegt, schüttelt den Kopf und empfiehlt sich.

Helga Simoni löscht das Licht der Deckenkrone und läßt nur die Stehlampe in der Sesselecke brennen. Bronzen fallen die Schatten ins weiche Zimmer.

Elias fragt, er erschrickt vor seiner Frage: „Ihr Vater heißt Simoni. Tragen Sie nicht den Namen Ihres Gatten?"

Sie wendet ihren dunklen Blick von einer Bildermappe zu ihm: „Es ist nicht mein leiblicher Vater. Es ist der Vater meines geschiedenen Mannes."

O mein Gott, was habe ich mit meiner Frage angerichtet, denkt Elias. Taktlos bin ich gewesen. Doch verwirrend ist der Duft dieser Frau. Das Leichte wird schwer, das Wesenlose bedeutend.

„Nun, das ist nicht so verwunderlich wie es scheint: Er hält zu mir lieber als zu seinem Sohne."

„Wer täte es nicht!" sagt Elias mit heißem Aufblick.

Sie dreht den schönen Kopf zur Seite.

Auf einem gepolsterten Stuhl liegt der kleine Hund, das Wollknäuel mit den Glasaugen, zusammengerollt. Die Glasaugen sind geschlossen, das Knäuel schläft.

Von irgendwo kommt gedämpftes Klavierspiel. Ein fremder Walzer.

Flüchtig horchen sie auf. Helga Simoni erklärt, daß man wegen der schlechten Wände stets die Amüsements der Nach-

barn verfolgen könne. Auch das Maschinengewehrfeuer des Ehegezänks.

Diese Frau ist eine leichte Schwimmerin auf den Wellen. Ihre gutgeformten Worte tanzen wie Bälle auf bewegtem Wasser. Elias hat viele Vorstellungen, wenn er ihre Stimme hört, ihre Bewegungen sieht. Sie ändert immerfort ihre Gestalt, eine zauberische Halbgöttin Griechenlands. Es bleibt ihm deshalb unverständlich, warum sie hier mit seiner minderwertigen Person den Abend verbringt. Er wird achtzehn Jahre und kennt nicht Florenz. Was für ein lächerliches Alter und welche Last, so unerträglich jung zu sein.

Doch langsam sinkt die unübersteigliche Barriere. Ihm ist, als näherten sich ihre Naturen wie zwei Wasserhöhen in ausströmender Schleuse. Weiß sie doch ohne Schwere alles Dürstende, alles Ungestaltete in Form zu bringen, zwischen die Grenzen eines Sinns zu legen.

Elias schwärmt für Malerei, doch zuchtlos strömte sein Wille bisher über Gegenstand und Bild in neblige Gefühle. Sie lehrt ihn, Eindrücke zu fixieren, sondern und in Wesenheit erkennen. Bebend sieht er ihre weiße Hand mit den blitzenden Nägeln über eine Reproduktion von Caravaggios Amor streichen, die wollüstigen Schenkel des hermaphroditischen Knaben berühren und die „Mittelachse" zeigen, welche vom Ohr zwischen der Brust, über den seitlich gepreßten Nabel bis zum leicht angebogenen Knie läuft. Elias begreift hinter der Sinnlichkeit des Geschöpfes das kühle Gesetz des Schöpfers. Ahnt, daß bewußte Distanz zu allen Dingen dem Menschen nicht Klarheit nur, sondern Macht gibt. Diese Distanz zu finden, muß das Ziel eines Menschen sein, der wie er stets auf den Wolkenrossen von Ahnung und Sehnsucht die Welt durchirrte.

Über diesen Unterhaltungen geschieht es, daß er in heißen Schreck stürzt. Sie entnimmt der Mappe ein Bild. Es ist kein Bildnis eines fremden Modells, eines fremden Malers. Sie selber ist es, Helga Simoni. Auf seidenem Kissen liegt sie un-

bekleidet, die vollen Arme hinter den schwarzen Locken des Kopfes verschränkt. Ihre herrlichen Augen blicken ihn ruhig, kühl, ach, unberührbar eisig an. Der rote Mund lächelt kaum sichtbar, wie eine Blume lächelt mit geschlossenem Kelche. Die runden Brüste stehen weit ab. Der Leib zeigt die Dekadenz der Zeit, er ist unsäglich in seiner Biegung der Hüften und Schenkel. Die Füße und feinen Gelenke haben in ihrer lächelnden Wendung zur Wade den Glanz der Siegerin. Diese Frau ist nie überwunden worden. Sie hat nur spielend andre überwunden und sie dann gnädig zu ihrem Schoß erhoben.

Helga spürt seine Erregtheit und dreht ihr Gesicht ihm zu: „Kennen Sie dies Bild?"

Er nickt.

Sie betrachtet den Akt: „Beachten Sie diese großartig-mondäne Geste. Aber im Esprit des Pinselstrichs zuckt schon ein Tropfen Verfallenheit an sein Modell."

Elias hat ihre Worte nicht gehört. Er sieht die nackte Helga in weißer Makellosigkeit des Leibes sich langsam vom Lager erheben und ins Riesenhafte wachsen. Der Raum dehnt sich wie ihr Körper, gewaltig, unerreichbar. Doch nicht mehr das Licht der Morgenröte hüllt ihre marmorne Haut in rosige Schatten, sondern zu ihren Füßen brennt ein Feuer, dessen Flammenlichter über Schenkel, Schoß und Brüste zucken, das grausame Kinn hell beleuchten und sich ins Gelock des Haares wie in Nacht verlieren.

„Ich erkenne Sie," sagt er leise.

Helga starrt ihn sekundenlang an. Dann legt sie das Bild beiseite.

„Sie kennen das Gemälde? Wohl kaum. Es hängt in der Akademia San Fernando in Madrid."

„Wer hat das Bild gemalt?" flüstert er.

„Goya."

Elias schweigt.

„Die nackte Maja,“ sagt sie.

Elias senkt ein wenig den Kopf.

Sie betrachtet das schöne Profil des verstörten Knaben und streichelt ganz langsam sein Haar, seine blasse Schläfe und die schmale Wange. Er bewegt sich nicht, er atmet schwer, als trüge er eine Last über Berge.

Bald darauf steht er auf und verabschiedet sich.

Geschüttelt vom Geläut der Liebeswirrnis rennt Elias durch den Park. Gespenstisch flackern die Bäume. Es raschelt und regt sich in den Büschen. Die Atmosphäre ist erfüllt von Lust. Er sieht den Mond rötlich überm Horizont und fühlt den Abscheu vor der Welt gleich einer seltsam zagen Pflanze mit blauem Blütenstern aus dem dunklen Erdreich wachsen. Eine unbändige Sehnsucht nach kühlen Mauern, Kreuzgängen und Klosterkirchen überkommt ihn, überrieselt sein Blut wie guter Regen.

Zu Hause angelangt, entkleidete er sich und wirft sich aufs Bett. Kein Schlaf. Er steht auf, lehnt den Kopf ans offene Fenster und sieht die Sterne wandern.

Halblaut spricht er die Verse Whitmans:

„Dies ist deine Stunde, o Seele, dein freier Flug in
das Wortlose.
Fort von Büchern, fort von der Kunst, der Tag ausgelöscht, die Arbeit getan,
Du, ganz emportauchend, lautlos, schauend, den Dingen
nachsinnend, die du am meisten liebst:
Nacht, Schlaf, Tod und die Sterne.“

Eberhard Jason hatte die Idee einer Frühlingsfeier mit Maibowle und angemessener Betrunkenheit zuerst gehabt, sie in der Pause zwischen Mathematik und Französisch vorgebracht und vollen Beifall geerntet.

Oben im Schützenhaus auf der alten Burg sollte sie stattfinden.

Wann? Heute noch, Aujourd'hui. Tout de suite.

Wer? Na wir: Dietrich, Pepchen, Walter Kappel, Wolf Brassen, der kleine Peter, Beethoven, Eberhard „das Lastpferd", Werner die Raspe.

Ausgezeichnet! Großartig! Arrangement übernahmen Walter Kappel und Eberhard Lastpferd, die belgische Mutterstute.

„Gib ihm eins von mir, tapferes Pepchen, er hat mich beleidigt," bat Jason mit Hinblick auf Brassen.

„Nein," sagte Willi Gast.

Das war die Pause. Gleich darauf klingelte es.

Abends um halb neun versammelten sich die Freunde im kleinen Zimmer des Schützenhauses. Die Fenster standen offen, der Hauch des regenfeuchten Maienabends zog in die Stube. Es tropfte von den Dachrinnen, wehte in den Bäumen des Parks. Der warme Wind tastete das Haus ab.

Walter Kappel kommandierte ehrfurchtsvolles Stillschweigen. Der große Moment, meine Herren! Schützenhauswirt Kunze trug breit lächelnd die Bowle hinein.

„Aaah!"

Im Glase perlte sie gut. Ihr Duft war Frühling. Büchting hob den grünen Römer und jauchzte: „Kinder, der Rhein, der Rhein! Der Rhein und die Mädchen!"

Dietrich Gray winkte ihm zu: „Einverstanden, aber spiel was. Reden später."

Wolf Brassen lief zum Klavier. Er klappte es auf und versuchte einige Akkorde. „Es jammert wie ein Postgehilfe, den man aus dem Gesangverein hinausgeschmissen hat," erklärte er.

Büchting setzte sich, griff in die Tasten — „au! Verdammt juchhe!"

„Keine Ausrede! Spielen!" riefen sie.

So blickte er versonnen die Klaviatur an, hob langsam den buschigen Kopf, schob fast grimmig das Kinn vor und spielte das Rondo aus Beethovens Pathétique. Alle schwiegen,

tranken, hörten zu. Als er beendet hatte, umarmte ihn Jason, und Wolf Brassen brachte sein Glas.

„Trinke, Paul. Es war herrlich."

„Mehr!" flehte Peter Capelle.

Er spielte mehr. Man lauschte, trank aus, füllte nach und fühlte die Seligkeit freier Töne, die keine Grenzen kennen und den Träumer durch die Luft in alle Länder tragen.

Paul Büchting trat an den Tisch zurück.

„Der Rhein, die Mädchen und die Musik!" rief er, sein Glas heruntergießend.

„Ich weiß noch mehr!" setzte Wolf hinzu, „Freundschaft und Freiheit!"

„Bravo!" applaudierte Eberhard Jason.

Dietrich forderte die Freunde auf, ein Lied zu singen. Man einigte sich auf „Wie glüht er im Glase". Also mußte Paul Büchting wieder zum Klavier. Mächtig strömte der Gesang aus den Kehlen. Dietrich schwieg und legte seinen Arm um Capelles Schulter. Werner von Raspe sang mit kräftigem Tenor, Wolf Brassen übte Kantilene, Büchting schrie wie ein Schiffbrüchiger, und Willi Gasts Baß übertönte alle sechs durch die Gewalt seiner Kanonade.

Kappel schlug vor, angesichts dieser Männerkräfte doch lieber die Fenster zu schließen und dafür die Herzklappen zu öffnen. „Nachher macht der Bolz einen Nachtspaziergang und erkennt in Pepchens Baß die Temperatur unsrer ewigen Gefühle."

Man schloß die Fenster und begann, wie befreit von Lauschern, miteinander zu disputieren. Die Schulerlebnisse vergangener Tage traten komödienhaft aufgeputzt an, man belachte, man beschwatzte sie, man trat aus ihnen heraus in die Luft freierer Bezirke. Kappel griff das Strafrecht an, Jason sprach über den Sinn der modernen Kunst, Gast verlangte vier Stunden Körperkultur statt fünf Stunden Stumpfsinn, und Raspe stieß mit Brassen auf das Wohl ihrer Mädchen an.

„Mein Mädchen?" versetzte Wolf böse. „Habe keins. Also auf Lisels Wohl. Gieß es dir in den Schlund, du Erwählter."

„Ich habe den Namen Ida läuten hören," sagte Werner.

„In drei Teufels Namen schweig!" schrie Wolf.

Die Angelegenheit wurde ruchbar. Büchting bat um Silentium, erhob sich, strich seine Mähne zurück, trank einen Schluck und lispelte: „pst!"

Nachdem dies geschehen, nahm er wieder Platz.

„Warum ‚pst' du?" fragte Dietrich.

Büchtings ausgestreckter Zeigefinger wies auf Wolf. „Ich habe es für Wolf getan. Er wird erzählen. Überschrift ‚Ida'."

„Rindvieh!" schimpfte Wolf. Dann erzählte er: „Also Ida ist ein schwarzes bebustes Mensch. Wohnt in der Steinbrücke, Beethoven gegenüber. Sie sieht aus wie der Bastard einer kastilianischen Schwiegermutter —"

„Hurra, er hat schon einen in der Krone," jubelte Peter Capelle und funkelte mit seinen schwarzen Mädchenaugen rundum.

„Und ich," brüllte Wolf, „strich ihr nach, weil sie deine, weil sie Peters schwarze Augen hatte. Voilà, das ganze Geheimnis meiner Liebe."

Peter lehnte sich lächelnd zurück. Dietrich strich über sein Haar und blies ihm den Rauch der Zigarette ins Ohr.

„Ich fahre nur auf Akklamation fort. Soll ich weiterquatschen?"

„Ja! Weiterquatschen! Du quatschest göttlich!" schrien Willi Gast und Kappel.

Wolf trank den Rest seines Weines. Eberhard füllte nach.

„Uns ist es, o Freunde, nicht gegeben, den freien Wolken Schillers gleich, durch den blauen Äther zu schiffen. Wir sind gefesselt in den Sinnen. So kam es, daß mein Begehren, auf Erkundigung der Volksseele gerichtet, plötzlich an ihrem Blusenausschnitt Gefallen fand. Ist dies Verbrechen? Ich sage: mit nichten, solange es uns gelingt, beides in einem zu

erfassen. Und warum gelingt es nicht? Weil das Weib im Grunde seines Herzens schlecht ist. Der Mann ist böse, sagt Nietzsche, das Weib aber ist schlecht. Mit dieser Sentenz laßt mich schließen." Er setzte sich.

Tumult und Protest. Weitererzählen, weitererzählen! Gebt ihm noch ein Glas. Benzin in den Motor! Das Auto läuft nicht mehr.

„Eines Abends," fuhr Wolf fort und schaute feuchten Auges geradeaus, „eines Abends will ich sie, von Paul Büchtings Erlebnissen animiert, dazu veranlassen, mit mir auf dem Kirschberg zu lustwandeln."

„Juhu!" kreischte Büchting wie besessen.

„Kein Juhu, nichts von Juhu, du Hirnkranker. Also Kirschberg. Gut. ‚Nichts da,' lispelt sie, holt sich ein Taschentuch aus der Bluse und betupft ihren angetuschten Mund. Vielmehr sie lispelt etwas andres; weiß nicht mehr was. Also sie will nicht. Sie erklärt tupfend, nicht dorthin zu können, keine Zeit zu haben, Häuschen hüten zu müssen. Erklärt fernerhin — jetzt kommt die Katharsis, ihr Hunde! — daß sie allein daheim sei, niemand hocke herum, alle Windeln trocken, ich solle doch nicht mit ihr draußen in dem kühlen Frühling stehen. Draußen zög's. Damit faßt sie meinen Arm. ‚Sie haben aber Muskeln ...' lächelt das Mensch. Herrgott, was ist das absunderlich, wenn so ein Weib einen an die Muskeln faßt, knetet, dran rumprobiert. Plötzlich bin ich in der Stube, meine geliebten Kinder, aber keine Kinderstube, comprenez-vous, mes amis. Mes amis de ses amis sont —"

„Keine Ausreden!" befiehlt Kappel.

„Was geschah in der Stube, Unglücklicher?" fragte Gast.

„Ich überraschte mich, daß ich im Verfolg zweier mühselig zusammengehefteter Sätze zu ihr ‚Ida' und ‚Du' sagte. ‚Du hast gewiß einen Schatz?' hauchte ich. ‚Setzen wir uns,' antwortete sie und roch nach einem deublischen Parfüm. Schlug die Beine übereinander, grinste, dieweil ich hinglotzte, und

fragte: ‚Häbe ich hübsche Beinä?‘ Nebel tritt in meine Sinne. Ich fühle eine Hand, welche ich wider Willen als meine eigene ansehen muß, nach ihrem Knie tasten — Und — da — rettet — mich Vater Zeus, der Donnerer, Kronion, der Lenker der Wolken. Er donnerte nämlich nebenan, der Göttervater. Er ließ einen Stuhl polternd umkegeln und erleuchtete den klaren Rest meines Hirns mit der Erkenntnis, daß im Nebenzimmer ein Lauscher an der Türspalte hockte, und, im Bestreben, die Kometenbahn meiner tastenden Hand zu verfolgen, diesen Stuhl umgeschmissen hatte."

„Und du, Wahnsinniger, was tatest du?"

„Ich fuhr wie Ares krachend davon. Schluß! Vorhang!"

Wolf setzt sich. Alle applaudieren. Jubel und Begeisterung.

„Weh über die Weiber mit ihrem horizontalen Handwerk!" schreit Gast gewaltig und heischt ein gefülltes Glas von Kappel.

„Ja, wehe, wehe, dreimal wehe!" sagt Dietrich bekümmert. „Lasset sie laufen, daß die Röcke fliegen. Haltet euch nicht ans Ungewisse, bindet euch nicht an den Dunst der Erde. Eros ist in allem, das uns begeistert, aber zwischen den Schenkeln der Weiber findet ihn nur, wer ihn vordem im Geiste gesucht hatte."

„Wo ist dieser?" fragte Peter Capelle leise.

„Der Geist? In der Freundschaft, mein Liebling. Frage Sokrates."

„Muß ich ihn auf Griechisch fragen?"

Dietrich lacht: „An dir hätte Alcibiades seine Freude gehabt."

Walter Kappel setzt sich dazu. Er hört das letzte Wort. „Vielleicht auch wir," ergänzt er.

„Alle lieben ihn, weil er das reine Lächeln hat."

Walter berührt Peters Hand, läßt sie los, steht auf und begibt sich zu Werner von Raspe.

„Still, Kinder!" ruft Wolf. „Still, hört ihr nichts? Es ist ein Brausen in der Luft. Es weht. Es weht und naht eine andre Zeit. Ich spüre sie mit bebenden Organen. Das Chaos

durchrüttelt uns ganz, und alles stürzt, das nicht auf Stein gebaut ist. Laßt fallen. Und wenn es fällt, gebt ihm noch einen Stoß, daß es zerbröckelt. Doch wisset, daß darum nicht minder in eurer Hand das Neue ist, welches ihr gebären müßt aus eurem Erleben. Auf, bejaht das wilde, unbekannte, verwirrende, heiße Leben. Laßt euch fassen, laßt euch um den Erdball treiben wie Sturmvögel, laßt euch tragen von allen Winden und lauscht dem Zucken in euch, dem andern Reiche, das da schon wird und wächst und Form und Leben findet."

„Wie sieht es aus?" fragt Raspe. „Krieg?"

Wolf senkt den Kopf: „Vielleicht Krieg, Blut, Tränen, Zerstörung, Betrug und die Pest des Bruderkampfes. Doch umso heftiger fühlt euren Sinn, je sinnloser die Zeit tobt. Was ist unsre Jugend, wenn nicht die Kraft des Stromes, der sich durch Felsen bricht, der seine Ufer formt, der durch die Länder braust, der sich nicht kennt und nicht zu nennen weiß und doch in herrlichem Gefälle den Weg zum Meere findet. Entschuldigt, ich bin betrunken."

„Ja, das bist du," bestätigt Eberhard Jason, tritt auf Wolf zu, umarmt und küßt ihn, „ich gratuliere dir zu deinem prophetischen Rausch. Ich bin ein Jude und verstehe etwas von Propheten. Hiermit sei es verkündet: du bist einer."

Paul Büchting setzt sich ans Klavier und beginnt zu phantasieren. Es ist ein unruhiges Stück Musik, Begehren und Verlangen, Fragen, Suchen und Wandern ohne Ziel. Er spielt für sich, doch Werner von Raspe nähert sich ihm und danach Eberhard, der seinen Arm um Raspes Schultern legt. Dietrich öffnet die Fenster: es rauscht und brodelt in den Bäumen des Parks. Die Nachtluft ist kühl, rein der Atem aller Pflanzen.

Peter Capelle steht mit Wolf am andern Fenster. Peter sagt: „Du, wie du mir aus dem Herzen sprachst. Sieh, ich finde ja keine solchen Worte, weißt du. Mir ist es nicht gegeben, die großen Dinge in die Luft zu zeichnen. Ich fühle aber, wenn du sprichst, daß die Welt so gewaltig ist, wie wir

sie nicht nennen können, größer, als wir sie denken können. Aber ahnen können wir sie, solange wir jung bleiben wie heute."

Wolf spürt Wasser in seine Augen treten. Er kann nichts sagen. Er weiß, daß Peter zu denen gehört, die nur durch ihr Dasein Freude geben. Doch er stammelt es nur so hin und spricht erregter: „Wir können die Welt ahnen, solange wir lebendig sind und sind solange lebendig, als wir die Liebe haben, Peter. Hast du Dietrichs Worte verstanden?" Peter nickt.

Büchtings Spiel steigt an in Not und Ruf nach dem Wege, der ins Licht führt. Die Sterne tanzen, keiner zeigt den Pfad. Alle Wegweiser haben sich gewendet. Einsam steht die Nacht, und der Mensch wandert durch sie hin mit wehendem Kleid.

„Welche Liebe meint er? Ist jede gut?"

„Jede ist gut, die unsern Geist hell macht, daß er rundum ein kleines Stück Weg beleuchtet. Herrlich ist es, ihren Strom im Worte zu fühlen und zu sehen, wie das Wort gleich einem Stern sich entfaltet, zum Werk wird und über der Liebe steht wie ein Segen."

Wolf erkennt Peters Gesicht, das aus dem Dunkel wie ein schöner Traum von unantastbaren Dingen ihn anblickt. Und er beugt sich über dieses Antlitz des Traums und preßt seinen Mund auf die roten Lippen.

Walter Kappel steht vor ihnen. Lächelnd spricht er: „So ist Eros in allem. Unendlicher Raum, doch was du suchst, ist immer nah."

„Schaut," vernehmen sie Dietrichs Stimme, „die Wolken haben sich verzogen. Die Sterne sind zu sehen."

Büchting endet sein Spiel. Er starrt vor sich hin.

Die andern gehen ans offene Fenster, vor dem Dietrich steht. Ja, es ist eine helle Nacht geworden.

„Laßt uns hinausgehen," sagt Dietrich, „das Siebengestirn und den Jupiter suchen. Mir ist seltsam zumute. Ich wünschte, ich könnte weithin über Land wandern, die ganze Nacht hindurch, und um die Morgenröte den alten Göttern opfern."

Elias verläßt in Unruhe sein Zimmer, sein Haus, läuft die Treppe hinunter, läuft durch die dämmernde Promenade, ängstlich bestrebt, niemanden zu treffen, den er grüßen müßte, vor allem keinen Lehrer.

Am Johannisturm prallt er fast mit Professor Bauernfeind zusammen, erkennt ihn zu spät, reißt zu spät die Mütze vom Kopf, erfaßt die Größe der Verfehlung und bleibt wie erzgegossen stehen.

Vor ihm erhebt sich grau die alte Mauer.

‚Mein Gott, ich habe ihn nicht gegrüßt. Ich habe ihn gegrüßt, doch er hat es nicht mehr gesehen. Er wird morgen diese Versäumnis dem Bolz melden, und der Bolz wird von der Kanzel das Gericht über mich sprechen. Keine Verteidigung möglich. Keine Freiheit des Wortes. Ich bin verurteilt, stumm zu sein.‘

Er geht weiter, seine Gedanken entwirren sich aus dem Gestrüpp des schrecklichen Augenblicks und fliegen in alte Richtung.

Er sieht sein beengtes, von unerfindlichen Hemmnissen beschwertes Ich hilflos vor dem neuen Leben stehen, das ihn seit wenigen Wochen auf eine große Welle hob. Dies Leben ist hell, ist so stark besonnt, daß es ein ganz ruhiges Auge verlangt. Doch unter dem starken Lichte schließt sich sein Auge, und es schließt sich vor Scham, nackt in dieser Helligkeit zu stehen. Ins Dunkel kann er nicht wieder zurück und im grellen Lichte seines Erlebens kann er nicht bleiben vor namenloser Verwirrung. Was soll geschehen? Kann er noch atmen in dieser Qual?

O Elternhaus, das ihn nie die Geste freien und sicheren Gebarens lehrte, ihm kein andres Wort ins Leben mitgab als ‚Arbeit‘! O Schule, die sein nach Form tastendes, nach Sinn und Zielen zuckendes Wesen nicht von diesem Druck kleiner

Herkunft befreite und zu klarer Haltung löste, Schule und Lehrer, die ihn heftiger duckten, abermals nichts andres zu sagen wußten als „Arbeit!“ O Schicksal, das in höhnischem Spiel mit diesem hilflosen Ich seinem Gesicht Schönheit gab ..

‚Laune einer Natur, die mit mir experimentieren will. Gibt mir die Maske einer Form. Form, die ich nicht habe. Die Freunde lächeln darüber, die Lehrer hassen mich darum, die Frauen blicken mir nach. Eine hat den verschlossenen Kreis aufgetan. Ich spüre ihren Atem, wo ich gehe und sitze. Ich weiß nicht mehr, was gut und böse, recht und falsch ist. Nichts hat mir mein Leben gegeben, das mir in dieser Not hülfe. Und jetzt habe ich obendrein Mule zu spät gegrüßt.‘

Die alte Stadtmauer steigt steil und grau vor ihm auf. Unterm Gesims ist ein kleines Fenster, aus dem Geranien quellen.

‚Wo ist einer, der mir Waffen gäbe gegen jene Unsichtbaren, die ihre Netze um mich legen? Lockend hinter den Netzen in unwahrscheinlichem Glanz liegt die nackte Maja. Ihr Auge ist schön und kalt, lächelnd überm Zittern des Mannes. Gleichgültig sieht sie den an, der sich ihr naht. Liebend den, der sie überwunden hat. Doch wer überwindet eine Frau, welche er liebt? Immer enger werden die Maschen des Netzes. Ich fühle mich hochgehoben in eine Atmosphäre, darin ich zwar die Sonne sehe, aber ersticken muß.‘

Er schlägt den Weg zum Tie ein. Enge Straße, alte Gasse. Schatten wehn vorüber. Gesichter, Sätze, Gebärden. Das Rathaus entsteigt der Dämmerung. Eine metallene Uhr schlägt die Stunden. Es durchschauert ihn der Atem eines Satzes: una ex hisce morieris.

Jemand faßt seinen Arm. Dietrich Gray. Gottlob, daß es Dietrich ist! Kein besserer konnte ihm begegnen.

„Du, ich habe eben Mule getroffen, zu spät erkannt und zu spät gegrüßt.“

Der Freund bleibt stehen, starrt ihn an: „Das ist dein Tod, Elias. Morgen wirst du im Schulhofe erschossen werden."

Sanft nimmt er den Arm des Jüngeren und drückt ihn an sich: „Du bist zuviel mit dir allein. Stets eins und eins gibt auf die Dauer zwei, sagt Zarathustra. Ich bin dir gram, daß du deinen alten Mentor vergessen hast."

„Ich habe dich nicht vergessen, Dietrich, doch ich mache verrückte Zeiten durch. Manchmal sehe ich keinen Ausweg mehr."

„Ist's die Schule?"

„Ja, auch. In erster Linie."

Dietrich nickt vor sich hin. Ein dünner Sprühregen geht nieder. Einige Geschäfte zünden ihre Lampen an.

Dietrich sagt: „Du wirst jetzt mit mir kommen, Elias, und für eine Stunde Tante Berta, die Schule und alles übrige vergessen. Ich bringe dich zu Pepchen Gast. Das ist der Verkehr, welcher dir nottut."

Elias hört des Freundes tiefe Stimme und fühlt wohltuend ihren kupfernen Klang. Dietrichs Arm liegt in seinem, das tut gut. Schutz gibt er vor den Dämonen. Freundschaft ist wieder da, sanfte Führung aus der Verwirrung seiner Bilder.

Willi Gasts Mutter bewohnt ein schmales graues Haus in der Johannispromenade. Die altmodische Klingel gellt. Eine resolute Frau mit hellblauen Augen öffnet ihnen. Dietrich stellt ihr Elias vor. Sie reicht ihm ihre kräftige Hand, gibt vor, von ihm schon gehört zu haben, und weist die Freunde über den Korridor in Willis Zimmer.

„Arbeitet er?" fragt Dietrich.

„Jawohl," antwortet sie lachend, „am Ball. Und in einem Kostüm — das sollte mal die Polizei sehen. Na, gehen Sie nur hinein, junge Herren; Sie wird's ja nicht weiter genieren."

Willi Gast steht splitternackt am Doppelendball. An den Fäusten zwei Schlagpolster, das ist alles. Er beachtet die Freunde nicht, sagt, ohne den Blick vom Ball zu wenden:

„Setzt euch irgendwohin,“ und schlägt mit großer Präzision, Ruhe und Überlegung weiterhin seine Rechts- und Linksschwinger, Haken und Doppelhaken. Von der Kommode her schnurrt eine Uhr. Mit der Sekunde unterbricht er seine Tätigkeit, streift die Lederpolster ab und reicht den Gästen beide Hände. Dietrich die Linke, Elias die Rechte.

„Erlaubt, daß ich noch vier Runden beende. Sechs habe ich hinter mir, zehn müssen's werden. Nach einer Minute Pause wird weitergeboxt. Will keiner als Gegner antreten?“

„Wie wär's, Elias?“ fragt Dietrich.

Elias bemüht sich, den schönen Körper Gasts nicht anzustarren, obgleich er von der schlanken Fehlerlosigkeit dieser Formen hingerissen ist. Er fühlt von dem jungen Athleten vor ihm die Kraft eines guten und gesunden Lebens wie Salzatem des Meeres ausgehen. Willi Gast ist nicht vom Wirbelsturm eines unheimlichen Daseins ergriffen und wird haltlos an der Peripherie des Kreises mitgeschleift; nein er steht bewußt und klar mitten in ihm. Er nimmt das Faßbare ohne Erregung hin und läßt das Unbekannte im Dunkel der Zukunft, die es vielleicht enthüllen wird. Er ist schön, doch unbedrückt von dieser Schönheit, weil sie leicht in der Schwebe ruht zu seinem Geist und Willen. Er ist nackt wie die Statuen der alten Griechen und gleich ihnen ohne geduckte Scham, weil seine Nacktheit so rein ist wie die eines Kindes und eines Gottes. Schreckhaft deutlich begreift Elias, daß Willi Gast das Gegenteil zur nackten Maja ist und daß er, Elias, heute gerettet werden könnte, wenn er sich nicht schon an jene verloren hätte. Nein, er ist noch nicht verloren! Es muß einen Weg zu dieser Nacktheit geben, fort von der des zauberischen Weibes.

Er will etwas sagen, rasch, damit die Minute nicht nutzlos vorüberfliegt. Was hat Dietrich gefragt? Weiß nicht mehr. Es ist gleich, es kommt nicht darauf an. Also erkundigt er sich, ob das da ein Punchingball sei. Er geniert sich, weil er

das englische Wort nicht gut ausgesprochen hat (O Elternhaus! O Last kleiner Stuben!).

Willi Gast dreht den offenen Blick ihm zu: „Nein, ein Doppelender. Ein Punchingball hängt dort unter der großen Holzscheibe. Auch ‚Birne' geheißen. Aber nicht zum Fressen. Minute um! Entschuldigung, Messieurs."

Er geht wieder an den Ball und beginnt in anderm Tempo zu schlagen. „Willst du nicht mitmachen, Dietrich?" Er boxt weiter.

Dietrich zieht Rock und Weste aus, nimmt die Stellung ihm gegenüber ein und versucht die von Willi Gast zugeschlagenen Stöße des Balles abzuwehren. Beim Versuch, einen Angriff auszuführen, bleibt er zwei Sekunden lang ohne Deckung. Schon kracht der Ball ihm an die Nase. Er lacht auf, Willi Gast entschuldigt sich nicht minder lachend und kämpft von nun an mit absichtlicher Schonung des Gegners.

„Komm mit, Elias. Auch ein Dritter hat Platz."

Elias schüttelt den Kopf. Er möchte leidenschaftlich gern tun, was Dietrich ihm zuruft, doch es ist nicht möglich. Er steht und sieht zu, erregt, beglückt und von irgendeiner absonderlichen Freude ergriffen. Wunderbar fast erscheint ihm dieser Besuch, viel mehr als nur ein Zuschauen. Er glaubt in dieser Stunde die Trennungen der Schönheit zu erkennen: die eine baut sich aus dem Geiste auf, die andre aus dem Fleische. Im Körper dieses Jünglings steht jede Sehne, von den schlanken Waden bis über den herrlich modellierten Rücken zu Nacken und Schultermuskeln hin als Ergebnis männlicher Energie sinnvoll an ihrem Platze wie die Räder und Kugeln einer wundersamen Maschine. Und weil nicht Zufall, sondern Wille und Sinn diesen Körper erbaut haben und stündlich weiter erbauen, bis er seine letzte Form gefunden hat, ist er ganz rein und frei von trüben Zwecken und kann sieghaft in der großen Helligkeit stehen. Und obwohl er ein Mann ist, haftet nichts Geschlechtliches ihm an. Wer

ihn lieben wird, der wird ihn nicht über sein Geschlecht, sondern über die reine Kraft hin lieben, welche in ihm Form ward, und dies wird ein Sieg des Geistes im Körperlichen sein. Wer aber die nackte Maja liebt, der muß sie über das Geschlecht hin lieben und aus ihm, dem Liebenden, wird nicht die Kraft, sondern die Schwäche ihr zufallen, und diese Liebe wird berauschend, tierisch, böse und sinnlos sein.

Als Dietrich drei Runden hinter sich hat, erklärt er sich außerstande, die letzte mitzumachen. Alles flösse an ihm davon und er müsse sich zunächst einmal auf einen gepolsterten Stuhl setzen.

„Verweichlichter Schwächling!" donnert Willi Gast lachend, „dich hat die Kultur, das W. C. und der Schlaf in schwellenden Daunenbetten verdorben. Dein Vater verwöhnt dich Knabe, ich weiß es. Übrigens, wie steht's mit ihm? Spielt er noch den rasenden Ajax?"

„Sein theatralischer Zorn ist verraucht. Er beschränkt sich seit deiner Lektion auf die Sphäre seiner Konserven. Neulich hat er jemanden überfahren. Das hat ihn glücklich gemacht, und er bezahlt dem Armen gern das Krankenhaus. Mein Oller hat keine Ventile. Er hätte Raubritter werden sollen oder Torero. Wie soll man heutzutage seine Kraft loswerden, wenn man in Annenstedt sitzt?"

„So!" gibt Willi Gast zur Antwort und jagt den Ball mit einem Faustschlag in wirbelnden Kreis.

Der berühmte Schulreformer Doktor Galgenwasser ist vom Lehrerverein der Stadt Annenstedt, einem fortschrittlich gesonnenen Kreise von Volksschulmännern, aufgefordert worden, einen Vortrag zu halten. Der Vortrag wird im Theatersaale des „Deutschen Hauses" (der großherzigen Stiftung eines hiesigen Industriellen) stattfinden.

In Doktor Galgenwasser begrüßen wir einen der führenden Männer Deutschlands auf dem Gebiete der Schulreform.

Seine scharfe, geistreiche, unerbittliche Feder ist so berühmt wie gehaßt. Seine privaten Erziehungsheime erfreuen sich eines jährlich steigenden Zuspruchs aus den Schichten der wohlhabenden Bevölkerung. Die Knaben werden dort mit den Mädchen zusammen im Sinne einer heiteren, positiven, gemeinschaftsfrohen Lebensauffassung erzogen. Wenn im Laufe der letzten Jahre sogar die Staatsschulen sich reformatorischen Ideen nicht ganz verschließen konnten, und beispielsweise in Annenstedt allmonatlich die Wünsche und Vorschläge der reiferen Schüler vom Lehrerkollegium zur Kenntnis genommen werden, so ist dies nicht in letzter Linie Doktor Galgenwassers Initiative zu verdanken. Anfänglich vom Kultusministerium bekämpft, hat er sich nach und nach daselbst einen gewissen Einfluß zu verschaffen gewußt, der seinen Ruf entschieden erhöhte und verbreitete. Doktor Galgenwasser ist in Schmidts Hotel abgestiegen. Der Vorsitzende des Lehrervereins, Herr Hauptlehrer Prießnitz, hat ihn sofort aufgesucht. Er übermittelt ihm die Empfehlungen aller reformatorisch gesinnten Annenstedter Schulmänner und erkundigt sich gleichzeitig, ob er mit dem Logis zufrieden sei, ob er irgendwelche Wünsche habe und so weiter. Doktor Galgenwasser sagt, er sei vollauf zufrieden. Alles in bester Ordnung. Keine Sorge!

Von seiten des Gymnasiums Stephaneum wurde dem Vortrag des berühmten Mannes mit eisiger Ablehnung begegnet. Direktor Schiller unterhielt sich im Konferenzzimmer mit den älteren Herren des Kollegiums über diesen unerfreulichen Besuch. Er nannte ihn einen „wohlvorbereiteten Schlag ins Gesicht der akademischen Lehrerschaft" von seiten der sozialdemokratischen Herrn Prießnitz und Konsorten. Man könne solcher Anmaßung gegenüber nur eine Haltung einnehmen: die des Ignorierens. Er bäte daher die verehrten Kollegen, welche, wie er annehmen könnte, vermutlich ohnehin den Phrasen Galgenwassers kein Interesse geschenkt

hätten, seinem Vortrag in corpore fernzubleiben. Was die Schüler angehe, unter denen sich ja einige unruhige Elemente befänden, so werde er noch heute ein strenges Verbot erlassen. Wer gegen dieses Verbot dennoch den Vortrag besuche, werde exemplarischer Strafe anheimfallen. Zur Kontrolle müsse freilich jemand ins „Deutsche Haus“ geschickt werden. Aber wer? Man einigte sich darauf, den Schuldiener zu beauftragen, er solle im Saal scharf nach Stephaneern Umschau halten und die Namen der Widersetzlichen insgeheim notieren.

Mit den „unruhigen Elementen“ hatte Direktor Schiller wohl in erster Linie an Dietrich Gray gedacht, der sich seit Tagen in großer Aufregung befand. Er wollte, er mußte den Vortrag des verehrten Pädagogen, an den er sich schon vor Jahresfrist in seiner Not gewandt hatte, hören. Wolf Brassen, den weniger der Vortrag als die Gefahr lockte, wollte ihm sekundieren. Paul Büchting, für alles begeistert, was den Annenstedter Karpfenteich in Bewegung brachte, versprach ebenfalls dabei zu sein. Elias Dunker war der vierte. Er konnte nicht eigentlich sagen, warum er mitgehen wollte. Ihn trieb in diesem Abend die dumpfe Sehnsucht nach einem Worte, das sein hilfloses Gefesseltsein an das eigene bedingte Ich löste, ihm Wege wies in ein Dasein der Reinheit und Ruhe. Doktor Galgenwasser würde bestimmt andeuten können, warum alles so entsetzlich schmerzhaft war, warum man der Schule standhalten müßte und wie ihr standzuhalten sei.

Wolf Brassen entschloß sich, zu Ehren des hohen Besuches einen Friseur aufzusuchen, sich die Haare schneiden und die Wangen rasieren zu lassen. Sein Bartwuchs war überaus dürftig, ein Kummer, über den er nur hinwegkam, wenn er sich und andre daran erinnerte, daß Immanuel Kant einen noch schwächeren Bartwuchs gehabt hatte.

Friseur Grenze, eine würdige Erscheinung mit Schnauzbart und goldener Brille, behandelte Wolfs Kopf mit schäumendem Haarwasser. Ein angenehmer Duft stieg ihm in die

Nase und vermischte sich mit dem einschläfernden Wohlbehagen, das ihn bei Herrn Grenzes Kopfmassage erfüllte und in sanften Dusel brachte. Er hatte nur einen Wunsch, ewig so zu sitzen und sich den Kopf, der jedem Druck willig nachgab, bearbeiten zu lassen. Als er rasiert wurde, hielt das schläfrig-süße Gefühl noch an. Er empfand das Gehaben des Friseurs, sein gemächliches Messerabziehen, Schaumschlagen, ja, den Umstand, daß Herr Grenze von einer Buttersemmel ein Stück abbiß und schmatzend aß, als angenehm. Möchte er nur die ganze Semmel essen und weiterhin so leise schmatzen, sinnierte Wolf träge. Nichts geht über die erhabene Langeweile dessen, der sich einem appetitlichen Barbier überantwortet hat.

Nun, auch dieses Glück fand ein Ende. Herr Grenze erzählte, er hätte heute mittag schon Doktor Galgenwasser „unterm Messer" gehabt. Dann schilderte er den großen Pädagogen als eine majestätische Erscheinung mit Vollbart, eindrucksvoller Glatze und dräuenden Augenbrauen, unter denen die Augen streng und doch auch wieder gütig hervorblitzten.

„Trägt er eine Brille?" fragte Wolf.

„Nein."

„Gott sei Dank! Ich hasse Brillen." Herrje, das war vorbeigeantwortet! Denn wie Wolf gleich danach im Spiegel feststellte, trug ja Herr Grenze eine Brille. Er fürchtete, ihn gekränkt zu haben, und bemühte sich, etwas besonders Angenehmes über seine Barbierkunst zu sagen. Das ging an, doch die süße Schläfrigkeit war vorüber. Als er den Laden verließ, fühlte er Wangen, Kinn und Oberlippe an und durfte mit Befriedigung gegen vorhin einen durchaus veränderten Zustand feststellen. Sein Gesicht war glatt und kühl wie eine Eisbahn. Er faßte den Beschluß, von nun an sich öfter rasieren zu lassen.

Der Theatersaal des Deutschen Hauses war gut besucht. Alle Lüster und Lampen entzündet. Die Stimmung vorzüglich. Aus der Annenstedter Gesellschaft konnte man mehrere bevorzugte Persönlichkeiten sehen. Herr Simoni saß mit seiner

Schwiegertochter Helga in der ersten Reihe. Bankier Jason trug einen Smoking, seine stattliche Frau eine glitzernde Seidenrobe. Fabrikant Tupelius hatte ebenfalls seine Gattin mitgebracht, auf die sich jetzt alle Gläser richteten. Sie mochte vierzig zählen, sah gut erhalten, wenn auch töricht aus, hatte ihre Lippen geschminkt und ein knallgelbes Kleid angezogen, das ihre Arme und Achseln freilegte. Sie duftete weithin nach einem Halbweltparfüm, das unter dem Namen „Bimini" zurzeit sehr empfohlen wurde. Natürlich hatte sich auch die Tochter des ehemaligen Bürgermeisters Willemann eingefunden, eine Dame, die es darauf anlegte, als Konzertsängerin zu gelten, obwohl ihre Chancen auf Ruhm gering waren. Sie präsentierte ein auffälliges Modellkleid, in dem vielerlei Farben sich gegenseitig anschrien. Lange stand sie mit dem Rücken zum Podium an ihrem Platze, um sich denen zu zeigen, welche sie sehen wollten.

Die vier Schüler, Dietrich, Wolf, Paul und Elias, hatten den Hauswart bestochen, ihnen eine der beiden „Orchesterlogen" im ersten Rang zu öffnen. Die Vorhänge dieser Loge waren geschlossen. Bebend vor Begeisterung warteten sie auf das Erscheinen des großen Redners. Dietrich, der ihn schon einmal gehört hatte, wußte Bedeutendes von seiner rhetorischen Befähigung zu sagen. Besonders in der Debatte sei er unerreicht. Man werde ihn wohl nächstens in den Reichstag wählen.

„Ja," antwortete Paul Büchting, „solch ein Mann gehört in den Reichstag."

„Ich habe ihn nie gehört und nie etwas von ihm gelesen," sagte Wolf, „aber ich spüre direkt die Nähe einer großen Persönlichkeit. Willst du mir das glauben?"

Dietrich nickte.

Elias Dunker schaute durch einen Spalt zwischen Vorhang und Logenwand in den Saal. In der ersten Reihe, dicht unter ihm, saß Helga Simoni. Ihr kurzgeschnittenes lackschwarzes

Haar war sorgfältig frisiert und glänzte wie Ebenholz. Sie sah gelangweilt aus. Jetzt sprach Herr Simoni etwas, sie drehte flüchtig den Kopf zur Seite. Der Ärmel ihres Kleides war bis zur Schulter aufgeschlitzt . .

„Da ist ja Knarke!" rief plötzlich Dietrich, der von der andern Seite des Vorhangs aus den Saal überblickte. Kein Irrtum, Schuldiener Knarke war in seinen grünlichen Gehrock gestiegen und hatte den ihm von Direktor Schiller zugedachten Platz in der zwanzigsten Reihe eingenommen. Er ging unauffällig dem Zwecke seines Hierseins nach. Zunächst spazierte er im Gange wie suchend auf und ab, blieb schließlich stehen und äugte rundum. Jetzt lehnte er, ähnlich Fräulein Willemann, aufgerichtet an seinem Sessel, hatte ein Fernglas vor Augen und suchte den Saal systematisch ab. „Ich schwöre, Knarke ist als Spitzel hier!" rief Wolf. „Oder meinst du aus Interesse?"

Dietrich lächelte: „Gewiß aus Interesse an Primanern."

„Hund!" kochte Wolf.

„Verfluchter Gefängniswärter!" grollte Paul.

Elias deckte den Schlitz des Vorhangs zu. „Vorsicht, er schaut herauf."

Knarke hatte das Opernglas in Richtung auf die Loge bewegt. Die Vier rührten sich nicht.

In diesem Augenblick betrat Doktor Galgenwasser den Saal.

Herr Prießnitz ließ es sich nicht nehmen, den berühmten Gast im Namen der Stadt, insonderheit der Annenstedter Volkslehrerschaft, zu begrüßen. Man säße zwar abseits vom Schuß, und eine Möglichkeit, Anschluß an die große Bahnstrecke zu finden, sei wie bekannt ja von den hochweisen Herren Stadträten aus den Händen gelassen worden, doch man nähme darum nicht weniger teil am geistigen Leben der großen Welt und wisse immer noch die Besten der Nation gelegentlich hierher zu Gaste zu laden. Doktor Galgenwassers Wirken wurde dann kurz beleuchtet, seine revolutionäre Ein-

stellung charakterisiert und gepriesen. Endlich ihm selbst das Wort erteilt.

Doktor Galgenwasser sah ungefähr so aus, wie ihn Barbier Grenze geschildert hatte. Und er sprach ungefähr so, wie die vier Jünglinge in der Loge es erwarteten. Nicht feurig zwar, eher bedächtig und langsam, doch voll kompromißloser Schärfe gegen die Feinde des Geistes und der Jugend, welche es nicht verständen, die Zeichen der Zeit zu deuten. Eine neue Jugend wachse auf. Diese Jugend wolle nicht mit Kasernenhofsdrill zu einem lebensunbrauchbaren Ideal hinkommandiert werden, sie wolle sich frei entscheiden, wohin der Geist sie rufe. Der Geist aber sei nicht, wie man bisher angenommen habe, eine Summe aus Wissenschaft, sondern die schlechthin wirkende Substanz der Welt, das „Ewig-Männliche", welches einen Gegensatz zum „Ewig-Sächlichen", der unbeweglichen Wissensmaterie darstelle. Warum der Geist in der Welt das „Ewig-Männliche" genannt werden dürfe und von den Vertretern der kommenden Pädagogik, der werdenden Pädagogik, als das wahre Ziel (dem nachzustreben Pflicht sei) aufgerichtet werden müsse, darüber verbreitete sich Doktor Galgenwasser umständlich und geistvoll. Danach fuhr er fort: das Kind stelle eine Spannung zwischen zwei Polen dar; man müsse also eine polare Pädagogik treiben, nicht auf den Intellekt oder die Apperzeptionsfähigkeit, sondern die Substanz direkt einzuwirken suchen, seine Substanz in unmittelbare Reaktion zu allen Erscheinungen der Umwelt bringen. Die Reaktionen des Kindes dürften nicht aus schulmäßig bestimmtem Kalkül, sondern aus direkter Reizung des substantiellen Kerns resultieren. Was endlich die neuerlich von schwärmerischen Jugendbünden vielfach berufene religiöse Renaissance angehe, so halte er alle dorthin zielenden Bestrebungen für eine unklare Gefühlsmasse, die rational zersetzt werden müsse. Die Zeit sei nicht danach, spekulativen Erwägungen Raum zu geben. Wir lebten in einem Jahrhundert

der großen Ratio, also müsse das Irrationale, soweit es überhaupt Geltung habe, in das Reich der Schatten verwiesen werden. Wer sich bemüßigt fühle, Religiosität im Sinne einer Bindung an dämonische Hintergründe zu fordern, der solle sich die Kutte anziehen und ins Kloster gehen. Möge man sich umschauen: überall ein Netz rein sachlicher, rein zerebraler Beziehungen. Diese Beziehungen auf äußerste Präzision und Vollkommenheit hin auszugestalten, müsse das Ziel der neuen Pädagogen sein. Wohlan denn, deutsche Lehrer, werdet Führer zu diesem Ziel!

Der Vortrag wurde viel beklatscht, weil wenige ihn verstanden hatten und besonders die Frauen dankbar waren, daß der Redner nicht noch länger sprach. Auch die vier Schüler klatschten heftig hinter ihrem Vorhang. Schon aus Protest gegen das Verbot der Schule mußte man klatschen. Es war Ehrensache, heute für Doktor Galgenwasser zu demonstrieren.

Trotzdem sprachen sie nicht viel, als der Saal sich leerte.

Büchting nahm seinen Hut, drückte ihn in die Stirn und sagte: „Ja, ja, der Mann hat recht. Substanz, nicht tote Wissensmasse! Das ist's!"

„Ein fabelhafter Redner," lobte Wolf, „findest du nicht auch?"

„Ja," sagte Elias.

Dietrich forderte die Freunde auf, Doktor Galgenwasser im Künstlerzimmer zu begrüßen, gewissermaßen als „wilde" Abordnung aus dem Stephaneum. Man könne dann noch viel Fragen an ihn stellen.

Wolf und Paul meinten, der Gedanke sei hübsch, gewiß, eigentlich müsse man ihn ausführen, doch das ließe sich ja auch noch morgen erledigen.

Morgen reise er ab.

So? Schon? Schade. „Ich weiß nicht," murmelte Wolf, „ich bin nicht recht danach angezogen."

„Ich schon gar nicht," setzte Paul hinzu.

„Und du, Elias? Kommst du mit?" fragte Dietrich.

„Komm mit! Er wird dir dies und jenes sagen, was dir vielleicht weiterhilft."

Elias sah zu Boden: „Er hat ja eben zwei Stunden gesprochen. Was sollte er mir wohl noch zu sagen haben?"

„Komm mit."

Elias schüttelte den Kopf. Setzte seinen Hut auf und lief die Treppe hinunter.

Als er schon in der Johannispromenade war, begegnete ihm Schuldiener Knarke, der, mißgelaunt über seinen erfolglosen Aufenthalt in Galgenwassers Vortrag, sich wenigstens Dunkers Namen merken wollte, um nicht ganz ohne Ergebnis vor den Herrn Direktor zu kommen.

Wolf Brassen und Paul Büchting beschlossen, auf Büchtingens Bude noch einen Topf Bier auszutrinken. Sie schritten nicht sehr gesprächig nebeneinander her. Die Gassen waren dunkel. Ein feuchter Wind spazierte um die Ecken.

„Hast du eigentlich alles kapiert, was er gesagt hat?" fragte Büchting.

„Ehrlich gestanden, nein. Er hat so eine verzwickte Art, die Probleme aufzurollen."

„Glaubst du, daß der unser Führer, unser Held sein könnte? Einer, zu dem man aufblickt in allen Nöten?"

Wolf zuckte die Achseln. Schließlich gab er zu, daß er dies nicht für wahrscheinlich halte, obwohl ja gerade Doktor Galgenwasser eine große Gefolgschaft habe, was immerhin zu bedenken sei. Und gerade unter den jungen Leuten! Zum Beispiel Gray.

„Hm," brummte Büchting, „mag sein."

„Ja, das ist gewiß so. Schließlich ist er wirklich ein großer Redner. Ich möchte mal den Mule dort oben gesehen haben."

„Ja, Mule . . ."

Daheim angelangt, zog Büchting seine Hausschuhe an, setzte sich ans alte Klavier und spielte den ersten Satz aus der Waldsteinsonate.

Nachdem er das getan, stand er auf, blickte mit vorgeschobener Unterlippe böse die gelben Tasten an und sagte: „Ich sch—e auf alle Reformen! Mein Leben ist mir zu schade dazu, in sachliche Beziehungen ‚zerlegt‘ zu werden. Ich will unsachlich sein!“ schrie er plötzlich, wütend geworden, „das will ich! Und will, wenn ich vor Abgründen und Finsternissen stehe, Gott anrufen und nicht das Städtische Elektrizitätswerk!“

Wolf schwieg. Eine Uhr schlug blechern unten in Frau Mehls Stube. „Spiel etwas,“ bat er.

Büchting setzte sich gehorsam und spielte den zweiten Satz derselben Sonate.

Paul Büchting hatte sich, lediglich um mit Helene Dudich zusammensein zu können, eines Tages ihren Verwandten vorgestellt. Diese fuhren am Sonntag in einem gemieteten Wagen nach der Burg Falkenstein. Ob der Herr Büchting mitfahren wolle? O, gewiß, gern, wenn sie nichts dagegen hätten? Nein, im Gegenteil, es sei ihnen eine Ehre.

So kam es zu diesem familiären Ausflug, der für Paul ein überaus betrübliches Ende nahm.

Helene Dudichs Tante, eine beleibte Bürgersfrau im modernisierten Frühjahrskostüm, erkletterte mit resoluten Bewegungen den gemieteten Sechssitzer. Ihr Bruder, Onkel Emil genannt, stieg unter ständiger Verbreitung von salzlosen Witzen auf den Bock. Neffe Heinrich, junger Mann im Delikatessengeschäft von Zuber (am Markt), kutschierte. Neben der Tante fiel mit gebauschten grauseidenen Röcken eine sogenannte Freundin und Nachbarin der Familie, Frau Czitschzinski, aufs Polster. Sie mochte fünfzig Jahre alt sein, trug seidene Halbhandschuhe und einen wegen seiner Garnierung den Zuschauer in Bestürzung setzenden Strohhut. Den beiden Frauen gegenüber auf dem harten Rücksitz waren Helene und Paul Büchting eingeklemmt. Man sah sie bereits als zu-

künftige Brautleute an und behandelte sie mit flottem Wohlwollen. Anfangs machte dieses Gehabe Büchting Spaß, weil er es für einen Sonntagsscherz hielt. Doch dann wurde ihm anders, und er bemühte sich, nicht allzu nachdenklich zu erscheinen.

So trabte man mit Hallo und Hihi auf die Westorfer Chaussee hinaus. Die Pferde taten, wozu sie Lust verspürten, und Onkel Emil rief: „Mutter, willst du frische Äpfel haben?"

Herrje, wie lachten da die Frauen. Dieser Mann war zu drollig. Fein nicht gerade, aber drollig. Ein Mann. Schließlich: warum auch nicht?

„Ach, so eine Fahrt ist zu schön! Wirklich wunderbar!" sagte Helenens Tante begeistert. Sie hatte sich bequem in die gepolsterte Ecke gegossen und fühlte ihr Ich von aristokratischem Bewußtsein sanft durchrieselt. Möchten doch, so wünschte sie, viele Bekannte und Nachbarn mich hier im Landauer sehen. Möchten sie denken, es sei mein eigener Wagen.

Helene zeigte ein mildes Lächeln. Augenscheinlich war sie glücklich. Auch Paul Büchting sagte sich, daß diese Fahrt an der Seite seines Mädchens eine gute Sache sei, über die man sich freuen müsse.

In Welbsleben gab es viel zu lachen darüber, wie der Wagen das schlechte Pflaster übersprang.

„Merkt ihr was? Der hat das Aufstoßen," schrie Onkel Emil durch das Gepolter, lachte und stellte den mit diesen Worten bezeichneten menschlichen Laut künstlich her. Es gelang ihm täuschend. Darauf sagte er: „Selterwasser."

„Na, ob's Regen gibt?" fragte Frau Czitschzinski.

„I Gott bewahre," antwortete Tante Emma aus ihrer Ecke.

„Findest du es schön?" flüsterte Paul Büchting.

Helene schlug stumm ihre blauen Augen zu ihm auf.

Als man vor der Burg Falkenstein anlangte, wurde Kaffee getrunken und der mitgenommene (etwas zerdrückte) Kuchen ausgepackt. Danach gingen die beiden Frauen und das Paar

auf die Burg, sahen durch ein Fernrohr, kauften Ansichtspostkarten und ließen sich wiegen, was nicht ohne Geschrei vonseiten der Frauen vonstatten ging. Wieder im Restaurant, fanden sie den Onkel im Gespräch mit Geschäftsfreunden. Der Neffe Heinrich saß auf dem Bock des Wagens und rauchte eine Zigarre. Büchting verließ Helene Dudich auf einen Augenblick. Als er mit sich allein war, überkam ihn eine merkwürdige Stimmung. Flüchtig überlegte er, ob es nicht am besten wäre, Reißaus zu nehmen. Das Schreien und Lachen der Wirtshausgäste beleidigte sein Ohr. Alles erschien ihm öde und verbraucht.

Aus diesem Gefühl heraus kam er zu dem Entschluß, den Ausflug noch zu nutzen, soweit es ging. Er bat Helene beiseite und fragte sie wieder, ob sie es schön fände.

Ach ja, sie fände es wohl schön.

Gut, gut; aber die Menschen, diese Menschen! Man habe nichts voneinander, man fühle nicht, was man einander bedeute. Er zum Beispiel wolle im Grunde nichts andres als mit ihr glücklich sein, seinen Kopf in ihren Schoß legen und in den Abendhimmel schauen.

Helene Dudich nickte.

Als sie etwas abseits im Walde standen und keine Leute mehr sahen, faßte er sie um die Hüfte und versuchte, sie auf die Wange zu küssen. Sie senkte den Kopf und ließ es sich stumm gefallen, daß er seine Lippen auch auf ihren Mund drückte. Weil sie aber einen schlechten Atem hatte, tat er es noch ein zweites Mal, gewissermaßen als Beweis dafür, daß er sie nur um ihrer selbst willen liebte.

Helene, die schon tagsüber nicht gesprochen, war nun vollends verstummt. Sie wußte nicht, wie man sich in so wunderbarer Lage zu benehmen hatte.

Die Alten schienen indessen etwas zu merken, denn Onkel Emil winkte, nachdem die Rechnung bezahlt war, Büchting in eine Ecke und sagte, daß er als „Schutzonkel“ Lenchens dar-

auf achten müsse, daß alles honorig vor sich gehe. Also anständig bleiben, wenn's auch schwer fiele, und wegen der Eltern, das würde er „befummeln". Wann denn die Verlobung stattfinden solle?

Büchting ward glühheiß. Verlobung? Er wies auf seine völlig ungesicherten Verhältnisse. Theologie wolle er studieren ...

Na ja, aber das ginge nun nicht so einfach, daß er wieder abspränge wie 'n junger Bock. Theologie? Na schön, dann warte eben Lene so lange.

Das sei viel zu lange, stotterte Büchting.

Dann solle er nach dem Examen in sein Geschäft eintreten.

Büchting meinte, daß sein Vater dagegen sein würde.

„Geht mich nichts an. Ich verlange prompte Erklärung," erwiderte Herr Dudich scharf.

Büchting, auf einmal von Wut überfallen, stieß mit dem Fuß auf und schrie: „Fällt mir nicht ein!"

„Aha. So. Na schön. Dann werde ich mir erlauben, Ihre Schweinereien dem Herrn Schuldirektor zu melden."

„Ich habe keine Schweinereien begangen! Sie sind das Schwein!"

„Was bin ich?" brüllte blaurot Onkel Emil auf. Leute sammelten sich. Die beiden Frauen erschienen käsebleich. Nur Helene Dudich blieb auf ihrem Platze, legte den Kopf auf die Tischplatte und weinte fassungslos.

„Mann! Halt an dich!" jammerte die Tante.

„Er hat mich Sauschwein genannt!" röchelte Dudich. Büchting ballte beide Fäuste. Wilde Kraft fühlte er in den Armen: wenn der Kerl auf mich losgeht, haue ich ihn tot. Tot haue ich ihn.

Die Tante wirft sich an die Brust ihres Mannes. Onkel Emil keucht: „Aus der Schule fliegst du!"

Die Tante umklammert ihn kreischend: „Denk an deine Gallensteine, Mann! Reg dich nicht auf."

Büchting geht auf Frau Czitschzinski zu. „Frau Czinschki,“ sagt er mit zuckenden Lippen: „Herr Dudich hat Helene beleidigt. Sie als ehrsame Dame werden einsehen, daß ich nicht anders konnte. Ich erkläre hiermit vor Gott, daß nichts geschehen ist.“

„Ach was! N' Puffhase sind Sie!“ schimpft Frau Czitschzinski. „Feste! Haut ihm!“ kommandiert eine rüde Stimme von irgendwo her.

Der Zuschauerkreis hat sich bedenklich vergrößert. Kellner, junge Mädchen, alte Weiber, Betrunkene, Kinder, die Hand in Hand in der ersten Reihe stehen. Alles ist versammelt. Alle Mäuler sind aufgesperrt.

Büchting schreit: „Platz da!“

Man weicht aus.

„Bezahlen Sie wenigstens Ihre Rechnung, Sie Schnorrer!“ kräht ihm die Tante nach.

Büchting öffnet seinen Geldbeutel und schüttet alles, was er hat, auf einen Tisch.

Dann geht er fort. Wandert heim. Der Abend kommt. Es regnet. Es hört auf zu regnen und der Mond steigt empor. Er wandert immerzu, etwas einwärts die Füße, doch den Blick erhoben. Um halb ein Uhr nachts langt er zu Haus an.

7

Nicht lange darnach holte Paul Büchting seinen Vater, Herrn Pfarrer Büchting, vom Bahnhofe ab. Sie umarmten und küßten sich, der Pfarrer bestellte Grüße von Hause und benahm sich, wie Paul erzählte, „durchaus manierlich“.

Dem Besuch dieses ruhigen und vorsichtigen Mannes, der am nächsten Tage in Direktor Schillers Sprechstunde zu sehen war, auch die andern Herrn Professoren nicht vergaß, dürfen wir die Ordnung der leidigen Dudichaffäre zuschreiben. Büchting ging gereinigt aus ihr hervor, und sein Vater nahm von

ihm Abschied unter Hinterlassung einer Kiste Zigarren „als Anreiz zur Arbeit".

Auf dem Bahnhof schaute der Pfarrer seinem Sohne einen Augenblick tiefer in die Augen, sagte: „Also bitte: keine Verlobungen vor dem ersten Staatsexamen," umarmte ihn abermals, empfing seinen Kuß und fuhr ab.

Als Büchting dann über die Herrenbreite ging, traf er Eberhard Jason, der bei Werner von Raspe Arithmetik abgeschrieben hatte.

„Mensch, habe ich einen Alten! Eine Kiste Zigarren und zehn Reichsmark. Der hätte Diplomat werden sollen, alle Streitigkeiten schlichtet er binnen zehn Bierminuten."

Jason wußte solche Vorzüge zu schätzen, befand sich indessen in höchst unwirtlicher Stimmung. Ihm war etwas Dummes passiert. Er hatte (wie bemerkt) bei Raspe zwei arithmetische Hausaufgaben abgeschrieben, das Heft zugeklappt und sich einem undeutlichen Gefühl von Liebesweh überlassen, das ihn gelegentlich überkam und heute mit besonders dunklem Drange erfüllte. Er beneidete, wie alle, den schmucken Raspe um Lisel Stein und fühlte gleichwohl, daß er ihn gar nicht beneidete, sondern, daß eher ein umgekehrtes Verhältnis richtig war: Er beneidete Lisel Stein um Werner von Raspe. Als ihm dies klar geworden war, stand er auf, übergossen von Rot, sah den Freund an und griff nach seiner Mütze.

„Mensch, was hast du?" fragte Werner.

Jason blieb an der Tür, schüttelte den Kopf, setzte sich seinen Klemmer zurecht und ging. Er fühlte, es wäre gut, wenn er etwas sagte, vielleicht sogar den ganzen Wahnsinn seiner Vorstellungen gestände, doch keine Worte waren da. Ob das damit zusammenhängt, daß ich als Jude Rudimente zerbröckelter Jahrtausende mit im Blute trage, irgendwelche alten Dinge aus der Zeit, wo meine Ahnen noch beim König Pharao in Ägypten saßen? Oder ob ich ganz einfach pervers bin? Nichts weiter als das? Himmel, das wäre!

In dieser Überlegung traf er Büchting, der vom Bahnhof kam, froh seiner geschenkten Zigarren und seines Taschengeldes gedenkend. Er konnte daraufhin nicht anders, als Büchting verachten. Der hatte seine Donna aus dem Mittelstand, liebte, wurde wieder geliebt, und wenn's Schwierigkeiten gab, kam der Vater Pastor aus Nebra an und ordnete alles mit Besuchen und Zigarrenkisten.

Jason blieb an einer Wegkreuzung stehen und verabschiedete sich. Er habe keine Zeit, müsse noch dreißig Verse Homer präparieren, außerdem Le malade imaginaire und Luthers Jugend.

Als er sich allein befand, den grauen Himmel über sich, die alten Häuser vor sich, die grüne, langweilige Rasenfläche um sich sah, kam ihm dieses Leben unerträglich vor. Er verwünschte seine Einsamkeit und ärgerte sich, Büchting ohne weiteres laufen gelassen zu haben.

Daheim fiel ihn erneut die Unruhe über das Erlebte an. Er setzte sich in den Bambusstuhl, dessen Fußteil stets unmotiviert hochschnellte, und versuchte, ruhig nachzudenken. Was wollte er von Werner? Nichts, außer ein wenig Innigkeit. Ein wenig Erwiderung seiner Gefühle. Werner von Raspe besaß alles, was er nutzlos anstrebte: gute Verbindungen, glänzende Zukunft, Aussicht, als bewunderter Aristokrat und Herrenreiter seinen Weg zu machen. Werner konnte fechten, reiten, Hacken zusammenschlagen, Hand küssen, kurzum unwiderstehlich sein. Er aber, der Sproß eines jüdischen Kaufmannshauses, war schwerfällig, gehemmt, von inneren Bindungen gefesselt. Auf dem Pferde kam er sich lächerlich vor, obwohl er sich nirgendwo so gern aufhielt als im Tattersall. Er verfügte wohl über die Formen der guten Gesellschaft, doch es fehlte etwas, das ihnen Grazie und Eleganz gab. Werner war schlank, er fett, Werner optimistisch, er ironisch und skeptisch. Werner flogen die Sympathien zu, er mußte sie sich unter stetem Mißtrauen erschleichen. Seine Existenz erschien ihm un-

zulänglich, bejammernswert, sinnlos. Sein Herz begehrte zu verehren, zu schwärmen, zu lieben, doch niemand war da, der diese Liebe haben wollte. Hätte er heute zu Werner gesagt: „Ich liebe dich, ich bewundere dich, du kannst alles von mir verlangen. Alles, was du willst, werde ich für dich tun und noch mehr dazu," hätte er das gesagt — die Freundschaft wäre in Scherben gegangen. Also Schweigen! Schweig und trage dein Gefühl verschlossen und versiegelt wie einen geheimen Bericht über kommende Zeiten im Blute. Du wirst heiraten, irgendwann einmal eine Frau deines Stammes umarmen, ihr diesen „geheimen Bericht" geben und ihr Sohn wird ihn erben und weiterhin stumm im Blute tragen, bis eines Tages die Stunde gekommen ist, daß man ihn öffnet.

Er stand auf, um seine Zigarette im Aschenbecher zu zerdrücken. Kopfschüttelnd blieb er stehen. War das nicht schon Haß? Meldete sich seine Rasse zum Kampf? Nein, nein, er konnte nicht hassen, wo er lieben mußte. Nicht dieser Weg, nicht dieser. Ich werde, lächelte er, eines Tages mein Blut überwunden haben, eine blonde Frau nehmen und sie Kinder gebären lassen, die schon näher an jenem sind, den ich liebe. Und ihre Kinder werden noch näher an ihm sein, bis mein Wille erfüllt ist und mein Geschlecht aus den blauen Augen eines gespornten Reiters lacht. Doch in seinen Adern kreist noch das Zeichen der alten Stämme, und er wird die versiegelte Botschaft nicht vergessen haben. Dann ist die Verbindung geschehen, meine Liebe erfüllt, und ich bin eins geworden mit dem, den ich begehre ...

Er blickte auf, fuhr sich über die blasse Stirn, schüttelte den Kopf und griff zur „Ilias".

Fabrikbesitzer Tupelius — wir haben ihn im Verlaufe unsrer Erzählung gelegentlich erwähnt — gehörte zu den Persönlichkeiten dieser Stadt, die sich des Rufes einer gewissen Kunstliebe erfreuten. Aus kleinen Anfängen hatte er

sich emporgerechnet, besaß nun eine Fabrik, darin ein wichtiger Gegenstand des täglichen Bedarfs hergestellt wurde. Und weil Tupelius Freude an Kunst empfand, versuchte er sogar, diesen Gegenstand irgendwie künstlerisch neu zu formen, immer unter der Voraussetzung, daß der Absatz nicht darunter litt. Um es denn zu gestehen, Tupelius leitete eine Klosettfabrik. Kürzlich hatte er ein neues Modell angeboten, das unter der Marke „Wasserfall" anfänglich viel Interessenten fand, um dann leider durch einen simpleren und gebräuchlicheren Typ verdrängt zu werden. So kam es, daß er heute vielleicht viel Geld verdiente, indessen morgen wieder auf dem Trockenen saß, mithin nie das Odium eines dilettantischen Geschäftsmannes ganz verlor. Dazu trugen zwei Umstände sonderlich bei: einmal, daß er sich ein Automobil schlechter Fabrikation angeschafft hatte, welches knallend durch Annenstedts Straßen stank, sodann, daß er große Gesellschaften gab, die den Eindruck breiter mäzenatischer Lebensführung erwecken sollten. Zwei Lohndiener reichten Kaviar, Sekt, Austern, diverse Liköre und schwere Weine herum. Ein Pianist war zur Stelle, der rauschende Salonpiecen spielte. Ja sogar der Dichtkunst wurde mit einigen Rezitationen Tribut geleistet.

Als sein Sohn aus erster Ehe, Norbert, erwachsen war — zurzeit dieser Geschichte befand er sich in der Prima — wurden die künstlerisch begabten Schüler seiner Klasse eingeladen, damit sie ihrerseits zur allgemeinen Unterhaltung beitrügen. In zweiter Ehe hatte Tupelius eine Dame aus seinem Büro geheiratet. Er hing an ihr mit sinnlichen Tanzmeisterformen, küßte ihr bald den Unterarm, bald das Ohr und kitzelte sie diskret unter den Achseln. Man konnte über Frau Tupelius auch andrer Meinung sein. In Annenstedt wurde sie viel besprochen.

Als Wolf Brassen an einem Juniabend im schwarzen Anzug zugleich mit Paul Büchting den Salon betrat, stellte Herr Tupelius seine Gattin mit den Worten „meine kleine

Frau" vor und schien Lust zu verspüren, sie mit Zeige- und Mittelfinger leicht in die Wange zu kneifen.

Wolf nahm sich zusammen und vermied es, seinen Freund anzusehen. Mit einem Ruck entschloß er sich dann, Frau Tupelius die runde, fleischige Hand zu küssen, doch sie erschrak und drückte den Arm nieder.

Auch heute hatte sie sich effektvoll zurechtgemacht. Kurzer Rock, fleischfarbene Seidenstrümpfe, spitzer Busenausschnitt und ein Geklirr von blitzenden Ketten um Hals und Gelenke. Tupelius trug einen Bauch vor sich her und rauchte jetzt schon eine dunkelbraune Varinas. Er war es so gewohnt.

Braffen und Büchting bemerkten Gruppen, die sich langweilten. Nur dort, wo Herr Simoni mit Helga saß, war ein Gespräch im Gange, das Frau von Kindermann, Witwe eines Gutsbesitzers aus der Ermslebener Gegend, im wesentlichen bestritt. Eine hochgewachsene üppige Dame mit nervöser Eleganz.

Tupelius trat hinzu, ergriff Frau von Kindermanns Hand, drückte einen Kuß darauf und zerschnitt ihre Rede mit dem Ausruf: „Madame, ich liebe Sie! Ha ha ha. Übrigens pardon, wenn ich gestört habe!"

Frau von Kindermann schlug ihn mit einem altmodischen Fächer auf die Schulter. „Lieben Sie, lieben Sie, Verehrtester. Ganz nach Belieben, was ich sagen wollte: natürlich haben Sie mich unterbrochen. Also ich bin dabei, Frau Simoni zu verheiraten."

„Frau von Kindermann *will* mich verheiraten," warf Helga Simoni ein.

„Mit wem, Allerwerteste?" erkundigte sich Tupelius verbindlich und hielt seine Zigarre mit ausgestrecktem Arm weit ab. „Herr bin ich's? fragte Juda."

„Raten Sie," lachte Herr Simoni gemütlich.

„Raten, raten, raten ... also ich bin's nicht. Na, wer wird es sein? Sagen wir mal ..." Er überlegte, doch da neue Gäste

den Salon betraten, entschuldigte er sich und eilte ihnen entgegen.

Zwei Herren mit ihren Frauen. In vorgebeugter Haltung auf den Hausherrn zueilend, sprachen sie alle vier gleichzeitig.

Tupelius überschrie sie: „Meine Herrschaften willkommen! Ah, was sehen meine Augen! Diese Toilette kenne ich noch nicht, Frau Kunze. Fabelhaft, habelfaft. Welchen Juden haben Sie denn totgeschlagen, Kunze? Ha? Übrigens gestatten Sie, daß ich vorstelle ..."

Wolf und Büchting wurden unentwegt vorgestellt. Gottlob erschienen bald bekannte Gesichter: Werner von Raspe und Oberprimaner Fritz Schreiber mit seiner Schwester Hildegard.

Hildegard wurde sofort von Frau Tupelius abgeküßt. Sie bestellte Grüße von ihrer Mama, und Frau Tupelius sagte leise: „Schauen Sie mal die Simoni an. Glauben Sie, daß die Perlenkette echt ist? Na, ich weiß es besser. Alles Talmi. Die Lippen hat sie sich zu doll geschminkt, finde ich. Die Brille trägt sie im Perlentäschchen."

Hildegard Schreiber blickte sehnsüchtig dorthin, wo Helga Simoni lächelnd saß und ihre schönen Beine bis zu den Knien bewundern ließ.

Wolf, Paul Büchting, Schreiber und Raspe standen beisammen.

„Koks," murrte Paul.

„Mensch, nicht so laut!"

„Mußt du spielen?" fragte Werner von Raspe.

Paul nickte.

„Ich muß singen," sagte Schreiber.

Der junge Norbert Tupelius kam hinzu. Er hatte ein gutes, mit Pickeln besätes Gesicht. Vertraulich legte er seinen Arm um Wolfs Schulter und bat, heute etwas zu deklamieren.

„Was denn? Ich kann doch nichts."

„Irgendwas. Bloß nicht Schiller und Goethe. Hast du nicht was Komisches auf der Walze?" Wolf schüttelte den Kopf.

„Na, also dann was Ernstes. Alle wissen, wie famos du vortragen kannst und wollen etwas hören."

Wolf brach der Schweiß aus. Angestrengt dachte er nach. Raspe hat es gut, grollte er, den haben sie eingeladen, weil er reiten kann, weil er adelig ist und schneidige Bewegungen hat. Wenn ich das lächerliche Perlhuhn Frau Tupelius ansehe, hätte ich Lust, Schillers Glocke von rückwärts aufzusagen.

Ein Herr in hohem Stehkragen und Klemmer stellte sich ihm unverständlich vor. Wolf tat das gleiche. Der Herr fragte: „Sie kommen aus Berlin?"

„Ja."

„Aha."

„Ja."

„Ich habe gehört, Sie wollen uns durch Rezitationen erfreuen?"

„Wollen? Nein."

Der Herr schien nach einer Antwort zu suchen, doch Frau von Kindermann enthob ihn jeder Bemerkung. Sie rauschte heran, blieb stehen, richtete ein goldenes Lorgnon auf Wolf und veranlaßte dadurch den Herrn, diese Bekanntschaft zu vermitteln. Doch auch er wußte nicht den Namen Brassen, murmelte irgend etwas und trat beiseite.

Frau von Kindermann begann ihn zu verhören: „Also Sie wollen Rezitator werden?"

„Nein, gnädige Frau," erwiderte er verbissen.

Sie ließ das Lorgnon sinken: „Sagen Sie mal, was ich sagen wollte ... Ja: haben Sie den Roman von Anneliese v. Rohda-Steinegg ‚Freds Erbtante' gelesen?"

Wolf verneinte.

„Er stand im ‚Anzeiger'. Ich hätte gern Ihre Meinung darüber gehört. Ein sehr interessanter Roman, flüssig geschrieben, er spielt auf einem pommerschen Gut. Wer Güter kennt, weiß, daß so etwas gelegentlich schon vorkommt, was da vorkommt. Auf unsrem Gut ist so etwas übrigens nie vor-

gekommen. Nun, wenn Sie den Roman nicht kennen, hat es ja keinen Zweck, darüber zu sprechen. Ich dachte nur, Sie lesen viel und da werden Sie vielleicht auch ‚Freds Erbtante' gelesen haben. Was lesen Sie denn am liebsten?"

„Dostojewski, Balzac ..."

„Ah, Balzac, Balzac, warten Sie einmal. Er hat ein sehr interessantes Buch geschrieben, ich habe es Französisch gelesen, vor Jahren übrigens, in Genf. Wie heißt es doch gleich, einen Augenblick, Peau, peau peau d'espagne ..."

„Peau de chagrin."

„Ganz recht Peau de chagrin. Ich meinte auch Peau de chagrin. Es ist ziemlich verrückt, erinnere ich mich. Ein Stück Leder wird ganz unmotiviert immer kleiner. Glauben Sie, daß so etwas vorkommt?"

„Wenn es bei Balzac vorkommt, sollte man es glauben."

„Sollte man es glauben. Ja, da haben Sie recht. Übrigens: warum sollte man es glauben? Es ist doch unwahrscheinlich. Balzac will den Leser zum Narren haben, will ihm einen Unsinn aufschwatzen. Ich traue ihm nicht. Etwas andres, was ich noch sagen wollte;" sie hob ihr Lorgnon und verfolgte den langen Fritz Schreiber, der einsam an der Wand lehnte, „haben Sie den jungen Mann dort schon singen hören? Man sollte ihn ausbilden lassen. Seine Stimme wäre ein Gewinn für das deutsche Musikleben. Heißt er nicht Schneider?"

„Schreiber."

„Ist er eine Waise?"

„Nein, seine Eltern leben."

Frau von Kindermann hielt ohne weitere Vorbereitung die an ihr vorüberstöckelnde Emma Tupelius auf, faßte sie an beiden Händen und rief: „Entzückend! Wie jung sie aussieht! Haben Sie das Kleid hier machen lassen? Übrigens, was sagen Sie dazu, daß sich Fräulein Siebold entlobt hat?"

Wolf stand allein. Niemand kümmerte sich um ihn. Jason und Werner von Raspe saßen bei Simonis. Büchting und

Schreiber blätterten in Noten. Um ihn rasselte ein leeres Geschwirr, Worte und Gelächter. Auf diese Gesellschaft hatte er sich gefreut, weil sie auf der Seite des „Lebens“ zu liegen schien, nun fühlte er sich müde und wünschte die Stille seines Zimmers um sich zu haben.

Bei Tisch wurde Rotwein und Sekt gespendet, die Stimmung veränderte sich, auch Wolf Brassen kam in leidliche Laune. Am besten konnte er die ‚Braut von Korinth‘ vortragen, doch man wollte ja nicht Goethe hören. Plötzlich, als er ein zweites Glas Sekt durch seine Kehle rinnen spürte, überflutete ihn unbedenkliche Lebenslust. Er wünschte, wilde leidenschaftliche Verse auswendig zu wissen, damit er sie über die Gesellschaft schmettern könnte.

Nach Tisch verteilte sich alles, satt und träge, in die Likör- und Rauchecken.

Tupelius rief: „Meine Herrschaften, meine Damenschaften, ich bitte um Aufmerksamkeit für einen Kunstgenuß. Herr Schreiber wird uns etwas vorsingen —“

Schreiber bat dringend um Aufschub. Nach dem vielen guten Essen! Unmöglich, jede Stimme weg. Später peut être.

„Also nicht!“ schrie Tupelius, „er kann nicht mehr. Ist schon zu voll, muß erst das Essen verdrückt haben.“

Danach kündigte er einen Vortrag auf dem Pianoforte an. Eigentlich hatte keiner Lust auf Musik, doch fühlten alle, daß es sich gehörte, Interesse aufzubieten. Mehrere sagten „ah“, und einige rückten mit ihrem Stuhl dorthin, wo sie den Pianisten sehen konnten.

„Was werden Sie spielen?“ fragte Frau von Kindermann.

„Beethoven,“ antwortete Büchting, ohne sich umzudrehen.

„Wundervoll! Beethoven ist wundervoll,“ antwortete sie. „Spielen Sie die Mondscheinsonate?“

Er antwortete nicht, setzte sich, hob seinen buschigen Kopf, schob böse das Kinn vor und spielte ein Impromptu von Schubert.

Frau von Kindermann klatschte. Andre taten ein gleiches. Es folgte eine Sonate von Grieg. Büchting wußte, daß die Leute lieber die neuesten Operettenschlager gehört hätten. Gerade darum hatte er Griegs spröde Komposition mitgenommen.

Inzwischen lockerte sich die Aufmerksamkeit. Ein Kreis von Männern aus der hiesigen Geschäftswelt saß in der Ecke beim Bier und besprach gedämpft die wirtschaftliche Lage. Auf der Börse hatte es in letzter Zeit viel Unruhe gegeben. Man sagte, daß die Annenstedter MAG Vorzugsaktien ausgeben wollte. Wer da Beziehungen hatte, konnte viel verdienen.

Wolf trug aus dem Kopf zwei melancholische Sonette von Platen vor. Mit unterstrichener Anzüglichkeit jene bitteren Verse auf die Deutschen. Doch weil niemand hinhörte oder wer hinhörte, nichts verstand, überflutete ihn plötzlich heiliger Übermut, ja, ihm war, als schritte er selbst über alle Köpfe hinweg mit dem bitteren Wort des Einsamen:

„Mir, der ich nur ein wandernder Rhapsode
Genügt ein Freund, ein Becher Weins im Schatten,
Und ein berühmter Name nach dem Tode."

Die Gruppe vom Geschäftstisch wurde durch Herrn Simonis Händezusammenschlagen aufmerksam, daß wieder Gelegenheit zum Beifall gegeben. Sie hoben die Köpfe, schauten freundlich hin und klatschten.

„Noch was Komisches," bat Norbert Tupelius.

„Nein."

Der Vater kam rauchend auf ihn zu.

„Trinken Sie, Herr Brassen, feuchten Sie Ihre Kehle an. Also wirklich: wunderbar! Nein, ich lobe nicht jeden, ich übe scharfe Kritik; ich habe an dieser Stelle schon manchen berühmten Schauspieler sprechen hören, zum Beispiel im vorigen Jahr Rammelt aus Dessau. Pikfein, tiptop, sage ich Ihnen, aber sehen Sie, Sie sind wieder eine Marke für sich. Na, nun erholen Sie sich, kommen Sie." Tupelius nahm ihn

unter den Arm, „ich führe Sie zu unsrer Königin des Festes, die Sie schon lange kennen lernen wollte, Frau Doktor Simoni.“ Damit setzte er Wolf unmittelbar neben Helga auf einen Stuhl. Nachdem dies geschehen, lief er fort. Helga Simoni sagte: „Sie sind so wundervoll unbekümmert. Kein routinierter Schauspieler hätte gewagt, heute Platen vorzutragen.“

Wolf sah scheu zu ihr auf. Schön, schön ... Das schwarze, zum Pagenkopf geschnittene Haar war so glatt wie mit einer Zeichenfeder um Stirn und Wangen gezogen.

Was soll man einer solchen Frau antworten? Ein Diener füllte Sekt in zwei Gläser. Wolf gestattete sich, auf das Wohl der gnädigen Frau die Blume zu trinken.

Sie dankte lächelnd.

„Wollen Sie Schauspieler werden?“

„Nein. Ich will erst einmal um die Welt.“

„Gleich um die ganze Welt?“

„Um die ganze, das weiß ich nicht. Doch wo ich spüre, daß die ‚Welt‘ da ist, verstehen Sie mich, wo es rauscht und klingt und Farben und Lampions sind, da bleibe ich eine Weile.“

Ihm ging plötzlich das Gespräch leicht von statten. War's der Sekt? War's die Schönheit vor seinen Augen? Er konnte beispielsweise ihr linkes Knie sehen. O himmlisch, göttlich!

„Also meinen Sie das Wort ‚Welt‘ mehr symbolisch?“

„Symbolisch und nicht symbolisch. Welt — das ist die große Natur, Indien, der Dschungel, Ceylon, Paris. Und Paris ist schon wieder symbolisch.“ Er lachte. Ja, plötzlich mußte er lachen, ohne Grund. Alles war schwerelos, glitt wie ein Boot über spiegelndes Wasser.

„Paris ist symbolisch? Sie meinen die Frauen?“

„Ja, die Frauen. Die Frauen, das ist der zweite Teil der Welt, der symbolische Teil.“

„Finden Sie die Frauen so symbolisch?“

„Ja; gewissermaßen doch. Schließlich auch wieder nicht. Ich finde es herrlich, daß sie in der Welt sind.“

Helga Simoni sah ihn an, strich sich über ihre gepflegte Frisur und antwortete freundlich: „Sie kennen die Frauen nicht ..."

„Ganz recht," erwiderte Wolf vergnügt, „deshalb will ich sie eben kennen lernen."

Eine Pause legte sich zwischen sie.

Frau Simoni entnahm einem silbernen Etui ihre schwarze Hornbrille, setzte sie auf und fixierte eine ferner stehende Gruppe von Damen. Frau Tupelius stand inmitten dieser Gruppe und schilderte irgend eine Person ihrer Bekanntschaft mit auffallenden Bewegungen. Die Gute war lustig geworden. Der Sekt hatte sie entflammt.

Helga Simoni setzte die Brille ab.

„Ist der junge Elias Dunker in Ihrer Klasse?" fragte sie.

„Ja. In der Unterprima."

Sie schien über ihn weiter sprechen zu wollen, schwieg aber und wandte sich liebenswürdig lächelnd einem älteren Manne zu, der seinen Stuhl an ihren Sessel heranschob.

Fritz Schreiber sang an diesem Abend nicht mehr. Erstens bat ihn keiner darum und zweitens hatte er viel zu viel getrunken, um noch einen leidlichen Ton herauszubringen. Auch Büchting war um Wein und Sekt sehr bemüht gewesen und somit in eine absonderliche Stimmung geraten.

Wolf Brassen fand ihn neben Schreiber in einer Fensterecke.

„Du," sagte Wolf, „hast du schon Frau Simoni gesprochen? Die hat fabelhafte Beine."

„Ich bin an der Grenze der Betrunkenheit," erwiderte Büchting, „und bereit, Wahnsinniges zu begehen. Vorhin habe ich aus heiterem Himmel Frau Tupelius meine Reverenz gemacht, habe sie gewissermaßen angequatscht, irgendwas über ihre ‚bewölkte Schönheit' gesagt. Weißt du, was sie antwortete? ‚Mein Körper ist ja auch von keiner Geburt entstellt.' Ich glaube, sie ist eine, die man kriegen könnte."

„Pst, pst, leiser!"

„Ja, ich kann unmöglich leiser sprechen. Ich habe einen

sitzen. Wenn man Schubert spielt, und die Quatschköpfe denken: das ist die Mondscheinsonate, so bleibt für einen Künstler nichts andres übrig, als daß er sich besauft."

„Großartig! Dibelsumdibelsum!" schrie Schreiber.

„Wollen wir was unternehmen?" fragte plötzlich Büchting leise.

„Was denn?" fragte ebenso leise und bereits mit Herzklopfen Wolf.

„Mädchen. Sommernacht auf Bergeshöhen. Die nackten Leiber fleischiger Najaden wiegen sich wollüstig auf den Zweigen einer Silberpappel."

„Du machst mich verrückt!" zischte Wolf. „Das fehlt mir gerade heute noch."

Schreiber jammerte: „Ich kann ja nicht mit. Ich muß ja meine blödsinnige Schwester heimbringen."

„Ich habe eine Stimmung!" kochte Büchting. „Direkt revolutionär. Ich hasse dieses bürgerliche Kohlfeld. Ich möchte am liebsten aufstehen, ans Glas klopfen, ums Wort bitten und dann ganz laut das Wort ‚Geschlechtsteil' sagen." Plötzlich springt er auf, Wolf und Schreiber halten ihn, Entsetzliches fürchtend, am Rockschoß fest, aber er reißt sich los, stürzt ans Klavier und beginnt einen tollen Walzer über die Tasten zu schmeißen. Man klatscht begeistert. „Mehr, mehr, mehr!" kommandiert Tupelius durch zwei Zimmer.

Er spielt einen zweiten, einen dritten Walzer, dessen Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dann empfiehlt er sich kurz und grob und läuft auf die Straße. Wolf folgt ihm.

„Nun ist es ganz aus," sagt Wolf.

„Wieso?"

„Du hast mich völlig irrsinnig gemacht. Wo sind deine Najaden? Her mit ihnen!"

Büchting schweigt.

Um sie wogt und atmet die stille Juninacht. Sterne zucken und blinken wie ferne Lichter einer geheimnisvollen Stadt.

Von den Hochöfen des Eisenwerks flammt roter Schein. Beide gehen stumm auf der Landstraße, ihre Köpfe sind hell, wüst, brausend. Die Schritte klappern durch die Stille.

„Diese bürgerlichen Proleten sind wert, zermalmt zu werden!" grollt Büchting auf.

„Ja, ja, weiß Gott, Frau Simoni ist die einzige, welche."

„Auch, auch! Muß auch verschwinden. Ein neues Geschlecht muß entstehen." Er faßt Wolf am Arm, „weißt du, was für ein Geschlecht? Ich meine übrigens nicht ‚Geschlecht' im Sinne von sexueller Betätigung, ich meine Rasse, eine neue Rasse. Nicht mehr die Fresser und Säufer, die vom Leben nichts verlangen, als sich jederzeit eins in den Bauch gießen zu können, sondern eine Menschenart von göttlicher Maßlosigkeit ..."

Er bleibt stehen und schreit in die Sterne: „Der neue Mensch muß geboren werden, maßlos, göttlich, wild, heilig. Der Mensch, der dieses Gewürm der Mitte zerstampft!"

„Komm," sagt Wolf. „Nicht stehen bleiben. Herrgott, du hast recht. Ich fühle schon lange dieses Zucken im Leibe der Menschheit. Nachts manchmal wache ich auf und sage: ich bin es! oder: da — ein neuer Christus ist geboren! Aber das ist Irrtum, es ist noch nicht so weit."

„Doch, es ist so weit. Es kann nicht mehr lange dauern. Die Frucht ist faul, runter vom Ast! Lieber keine als faule Früchte. Inzwischen grünt ein neues Bäumchen aus der Erde. Neue Früchte, neue Menschen. Maßlose Menschen. Keine Bolze und keine Galgenwässer. Wir müssen die Welt erfassen, alles wissen, Gott nahe kommen, sollten wir darüber hungern und frieren. Wir dürfen nicht so dahin leben wie die Fresser. Wir müssen in die Erde, wo die Mütter sitzen, wir müssen die Weiber reihenweise ausprobieren bis wir eins gefunden haben, das wert ist Hetäre und Jungfrau Maria zu sein. Ja, Goethe, der hat's gewußt. Während er auf seinem Mädchen lag, skandierte er auf ihrem nackten Rücken göttliche Verse. Das ist die Vereinigung von Fleisch und Geist, doch nicht, daß man Roast-

beaf essen und hinterher ... ich weiß nicht. Übrigens begreifst du? Ich bin etwas beschwipst, aber ich kann alles ganz klar denken und erfassen."

„Ich auch. Was ich noch sagen wollte. Ja: eine neue Moral muß auch erschaffen werden, die alte ist ja völlig unbrauchbar. Die Moral der Schieber ist natürlich völlig unmöglich, aber die unsrer Väter ist ebenso unmöglich —"

„Vollkommen unmöglich," fällt Büchting ein.

„Aber wer erschafft die neue Moral?"

„Wir! Die Jugend, die neue Generation. Da setzen sich natürlich nicht ein paar zusammen und denken sie sich aus wie ein Vereinsstatut, nein, sie haben sie! Sie wagen es ganz einfach mal, sie zu leben. Zum Beispiel Alkibiades. Wer würde es heute wagen, wie Alkibiades zu leben?"

„Ich!" ruft Wolf begeistert.

„Ja, du und ich und vielleicht noch Gray und dieser und jener. Aber die Polizei wäre uns bald auf den Fersen. Das ist es, mein Herze: aus der Angst vor der Polizei geht die beste Moral kaput. Die beste Jugend macht schließlich ihren Frieden mit der Gesellschaft. Warum? Weil es unrentabel ist, gegen den Strom zu schwimmen. Rentabilität und Moral gehen in der Gesellschaft immer zusammen. Ja, so ist das: eines Tages machen die Herren Kappel, Jason, Raspe und so weiter alles mit, was die Gesellschaft von ihnen verlangt. Wen sie ausstößt, der wird auch von ihnen ausgestoßen. Zum Beispiel die Dirnen. Die werden verachtet und sind oft rührende Geschöpfe, herrliche Weiber. Ich bin heute in toller Laune. Diese Juninacht, diese Sektmasse, und dann die Quatschköpfe alle. Ich könnte direkt zu den Dirnen gehen ..."

Wolf stockt das Herz. Das Blut strömt heftiger. Heiße Bilder schießen vor ihm auf. Das wär' ein Abenteuer, zu den Verachteten zu gehen, sie Schwestern zu nennen ...

Büchting hält an. „Dort," sagt er, „das kleine Haus da ist eins."

„Was?"

„Solch ein Haus."

Wolf zittert.

„Ich geh' hin," ruft Büchting, „kommst du mit?"

Wolf nickt und ergreift ihn am Arm.

„Hast du noch nie ein Mädel gehabt?"

„Sie waren mir stets zu häßlich."

„Ach, sie sind manchmal wunderschön ..."

Sie biegen um, gehen über einen Feldweg auf jenes Haus zu. Der Weg verläuft sich. Ein Drahtzaun. „Hinüber!" befiehlt Büchting. Er klettert, der Zaun schwankt, er springt ab. Wolf folgt ihm erregt, glücklich, voll unbändigen Willens, diese Nacht zu verjubeln.

Sie betreten die frischgewalzte Chaussee. Kein Licht rundum. Nichts als Nacht. Hie und da steht ein schlafendes Haus mit geschlossenen Fensterläden.

Büchtings geheimes Haus ist zweistöckig, ein hübsches Häuschen. Es sieht nach bescheidenem Bürgertum aus, das sich hinaufgespart hat. Kein Schild am Eingang, kein Name. Farbige Glastür. Licht schimmert durch das Glas. Zwei Stufen führen empor. Büchting versucht die Klinke niederzudrücken. Geht nicht. Verschlossen.

„Herrgott ... Willst du wirklich?"

„Natürlich. Geh nach Hause, wenn du Angst hast."

„Keine Spur von Angst," versichert Wolf und klopft sogar an die Pforte. Sie lauschen.

Im Hause bewegt sich eine Tür. Ein Schlüssel wird umgedreht. Ein Spalt geöffnet, doch eine Sicherheitskette verbindet noch Tür und Rahmen. Die Silhouette eines unfrisierten Kopfes erscheint.

„Guten Abend!" ruft Büchting. „Guten Abend, junge Frau. Können wir noch bei Ihnen ein Gläschen trinken, oder ist alles schon besetzt?"

„Guten Abend!" sagt auch Wolf.

Bauz! Die Tür wird zugeschlagen, der Schlüssel wieder umgedreht. Keine Antwort. Die Schritte verschwinden. Stille und Finsternis ringsum. Büchting steht noch einen Augenblick mit gesenktem Kopf, dann rafft er sich auf. „Komm, wir wollen nach Hause."

Wolf faßt ihn unter den Arm. Eine lange Zeit gehen sie schweigend nebeneinander her. Jetzt können sie deutlich die Flammen der Hochöfen sehen. Rechter Hand führt ihr Weg an die Eisenbahnstrecke hinan. Viele Schienen laufen blitzend in den Horizont. Viele Lichter sind entzündet.

Sie überschreiten eine eiserne Brücke. Bleiben stehen und sehen hinunter: Schienen, blinkende Schienen. Das ist die Strecke, welche hinausführt aus der Enge der kleinen Gegenwart in die große Welt. Sie warten wohl, daß ein Zug unter ihnen hinwegbraust, doch es kommt keiner. Schließlich gehen sie weiter.

„Was das für eine Sternennacht ist," sagt Büchting, „du, schau hin, nimm das auf, das ist besser als die Weiber."

Wolf blickt empor. Unbeschreibliches Flimmern und Glänzen. Welten über Welten. Herrlich, zu wissen, wie unendlich das All ist. Es gibt keine Angst vor der Größe, nur Kleinheit ist Qual, und Enge unerträglich.

Die Häuser der Stadt treten aus dem Dunkel. Doch die Laternen sind schon ausgeblasen. Starr wie verzaubert stehen Giebel und Gärten. Von der fernen Stephanikirche dröhnt ein Stundenschlag durch die Stille.

Vor einem Hause der Altstadt bleibt Wolf stehen.

„Hier wohnt der kleine Peter," sagt er. „Dort, neben dem Erker —"

Leise pfeift er hinauf. Nachtschwarz bleibt das Fenster.

Büchting antwortete nichts. Steht mitten auf der Gasse, das Gesicht emporgehoben in die Nacht, deren Sterne in seinen Augen blinken.

„Überm Ozean geht jetzt die Sonne auf," flüstert er, „ich fühle schon die Nähe der Morgenröte."

8

Herr Simoni wurde in seinem kleinen Viersitzer abgeholt. Aufseufzend stieg Helga ein, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Simoni nahm die Hand seiner Schwiegertochter, klopfte sie begütigend und führte sie an seine Lippen. Dann gähnte er. Das Gähnen zog er sanft in eine chromatische Tonfolge hinüber: „Entschuldige, doch ich muß nachholen."

„Wie lange wirst du noch in diesem grauenvollen Nest bleiben?" fragte sie spöttisch.

Simoni schaute aus dem Fenster: „Fährt er richtig? Burgplatz!" rief er dem Chauffeur zu. „Ja, wie lange? Willst du mich Anfang Juli nach Norwegen begleiten? Es ist eine Geschäftsreise, doch sie ließe sich auch in andre Gewänder kleiden."

Helga veränderte nicht ihre Haltung. Nach einer Weile öffnete sie die Lider und schaute hinaus. Die nächtliche Landschaft glitt stumm vorüber.

„Norwegen ..." sagte sie. „Ob es in Norwegen auch Tupeliusse gibt? Ich möchte lieber nach Cannes oder Forte dei Marmi, doch dein Herr Sohn zahlt ja nichts."

„Liebe Helga —"

„Ja, ich weiß," unterbrach sie ihn, „du mischst dich in diese Dinge nicht ein und stellst deinerseits Bedingungen, die ich nicht annehmen kann. Ihr wollt mich verrückt machen. Ihr werdet es erreichen. Ich reiße eines Tages aus."

„Wenn wir uns einigen könnten, würde —"

„Nein! Wozu dieser Unsinn, Papa. Du weißt, daß ich dich schätze. Aber wenn ich dich heirate, wirst du von mir in der zweiten Nacht betrogen."

Simoni antwortete nicht. Beide schwiegen. Eine Zigarette, die er in Brand setzte, glimmte im dunklen Raum.

Der Wagen hielt am Burgplatz. Helga reichte dem Alten die Hand und stieg den Weg zur Baumgartenstraße hinauf. Das Automobil drehte um, den Kurs nach Westorf nehmend.

Als Helga die Eisenpforte des Vorgartens öffnete, bemerkte sie Licht im kleinen Salon. Sie stutzte, schloß auf und rief, während sie im Vorzimmer ablegte, halblaut nach dem Mädchen. Keine Antwort. Also schläft sie und hat das Licht brennen lassen, dachte Helga.

Sie begab sich in den ersten Stock und öffnete die Tür.

Da lag Elias Dunker auf dem Diwan. Er schlief fest wie Kinder schlafen: den blassen Kopf seitlich, ein Bein hing zur Erde. Der Rock lag unter ihm aufgeschlagen, vom weißen Sporthemd war ein Perlmutterknopf abgesprungen, so daß durch den Schlitz die helle Haut blickte. Auf der Erde lag halb aufgeschlagen ein Buch, in dem er gelesen haben mochte.

Helga Simoni blieb stehen und nahm die Züge dieses Jünglings wie ein Bild in sich auf. Ihre gereizten Sinne erkannten seine Schönheit mit der Empfindsamkeit erregter und müder Nerven. Sie fragte nicht, wie es gekommen sein mochte, daß er in ihrem Zimmer eingeschlafen war. Sie fragte nur nach dem seltsamen Ticken ihres Blutes, das bei diesem Anblick wie ein seidener Klöppel an Metall zu schlagen anhub. Die Dürre ihres Daseins in Annenstedt, soeben noch aufs heftigste empfunden, enthüllte einen Augenblick ein romantisches Ereignis. Sie wollte nicht den Vorgang mit simpler Erklärung ins Tägliche auflösen, sie wollte eine kleine Zeit sich an der Musik berauschen, die in ihren Ohren summte.

Was werde ich tun, wenn er erwacht? Kann ich noch an mich halten? Muß ich nicht lachen und ihn lieben? Ihn bis auf den Grund aufrühren und mich dazu, die ganze Nacht, bis der Morgen kommt und mich zurückholt in den dürftigen Bezirk?

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf, löschte das Licht und begab sich in ihr Schlafzimmer.

Die Fenster standen offen. Die Luft war erfüllt vom Hauch der beiden Linden in ihrem Garten.

Helga entkleidete sich und wusch ihre Haut mit Kölnischwasser, um den Geruch von Rauch und Menschen loszu-

werden, der ihr wie eine schlechte Operettenmelodie anhaftete. Mit Sorgfalt, wenn auch leicht zitternden Händen, bürstete sie ihre kurzen Haare und griff zur gewohnten Creme, um sich zur Nacht das Gesicht einzusalben. Doch ehe sie noch die Büchse geöffnet, ließ sie die Hand sinken. Warum tu' ich es nicht? fragte sie mit einem verwirrten Lächeln. Ach, mein Gott, was soll das werden? Welch eine Torheit, welch ein sinnloser Traum.

Sie trat ans Fenster. Ja, die Linden. Die Linden und die Wicken im Garten und die Pfingstrosen. Und der Atem des nahen Hügellandes, dessen Äcker keimen und blühen. Bald ist Johannisnacht. Die Liebe ist eine kleine diamantengeschmückte Schlange in purpurnem Kästchen. Helga schloß die Lider und stellte sich diese schillernde Schlange vor. Auf ihrem Kopf saß ein großer Rubin wie ein Blutstropfen, der aus zerbissener Lippe quillt.

Warum habe ich auch solange keinen Mann gespürt.

Aus einem Sandplatz wächst eine Blume von herrlicher Farbe. Ich gehe vorüber. Ehe sie zertreten wird und welkt, brech' ich sie ab. Denn sie wird welken und zertreten werden. Ich trage sie heim, stelle sie in ein edles Glas. Doch sie duftet so stark, daß ich nicht schlafen kann.

Helga wurde aufmerksam, daß sie nackt vor dem offenen Fenster stand. Jeder, der draußen vorüber ging, konnte sie sehen, da das Licht im Zimmer brannte. Doch es ging niemand vorüber. Es war Nacht, eine klare, stumme Sternennacht, in der alle schliefen. Ja, ich muß zu Bette gehen. Lächelnd bemerkte sie ihr Zögern. Da saß lauernd im Winkel ein Wunsch mit glühenden Augen. Wunsch, überrascht zu werden. Vielleicht, daß er aufwacht, verwirrt nach der falschen Tür greift und plötzlich vor mir steht. Er hat ja noch nie eine nackte Frau gesehen.

Niemand kam. Elias schlief.

Sie trat zurück und nahm ihren seidenen Schlafanzug vom Kissen. Natürlich schlief er. Was konnte sie wohl von diesem Knaben verlangen?

Als das kühle Leinen sie zudeckte und nur die kleine Bettlampe brannte, fühlte sie Ruhe über ihr Blut kommen. Es war gut so. Und Zeit, den Tag zu enden.

Sie löschte das Licht aus, sie atmete tief. Wie Tau fiel leichter Schlummer auf ihre Augen. Nichtssagende Worte kreuzten sich. Ein paar Gesichter tauchten auf, verwischten einander, verblaßten. Sie sagte etwas, wußte selbst nicht recht, was, warum und wie. Tiefer sank sie in das zweite Reich.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe.

Was war geschehen? War Elias in ihrem Zimmer? Sie richtete sich auf, starrte zur Tür.

„Elias?" flüsterte sie.

Nein. Nicht im Zimmer befand er sich. Doch vielleicht war er aufgestanden und wußte nicht, was er tun sollte. Sie lauschte ohne Regung. Nichts. Um sie wogte uferlose Stille, dunkle Dühnung der Nacht.

Da legte sie sich zurück, preßte das Gesicht ins Kissen und versuchte ein Schluchzen zu erdrosseln, das wie ein bohrender Schmerz bis zur Gurgel kroch. Sie kämpfte es nieder, drehte sich auf den Rücken, überlegte: nebenan liegt ein Knabe, dessen Blut nach dir brennt. Leicht ist es, aufzustehen und dieses glimmende Blut zur Flamme anzublasen, hellauf lodern zu lassen, sanft zu löschen. Warum tust du es nicht? Läßt die Luft dieser kleinen Stadt, geschwängert von Mittelmäßigkeit, durchsetzt von den Atomen der Wohlanständigkeit, solche Tat nicht zu? Es ist keine Tat, es ist ein Traum. Kein Tun, es ist ein süßes Wehen. Der Nachtwind tritt ins Gemach, der Lindenduft haucht uns an. Er bläst die Hüllen fort, die rote Kugel überrollt das nackte Fleisch und schwebt auf in die tönende Finsternis, daß sie hell wird. Der Wind weht übers Feld den Samen einer unbekannten Pflanze. O glückliche Erde, die Saat trinkt! Lust, ewiges Geschehen!

In den Bäumen vor dem Fenster rauscht ein verschlafener Windstoß. In ihr Bett fallen die Sterne.

Man wird sagen: ‚Sie hat ein Verhältnis mit einem Unterprimaner . . ‘ Niemand wird es sagen, niemand wissen. Will ich etwas von ihm? Liebe ich ihn gar? Ich will nichts, mein Blut ruft nur, ich liebe ihn nicht. Doch ich könnte die Nacht durchtollen, könnte morgens ihn entlassen: ‚geh! Und kehre nach sieben Tagen wieder.‘ Inzwischen verkaufe ich dies Haus, verkaufe meine Schmucksachen, habe viel Geld. Und wenn er wieder kommt, frage ich ihn, ob er noch in der Schule bleiben will. ‚Nein,‘ sagt er. ‚Gut,‘ antworte ich, ‚so ist es beschlossen: hier, dies Geld gehört uns, wir fahren mit dem Abendzug nach Genf. Ich kenne ein Hotel in Cannes, dort fragt niemand nach Ehekontrakten. Wir nehmen ein Zimmer mit Erker und Balkon, wir dinieren auf der weißen Terrasse zwischen hohen Palmen. Weithin geht der Blick übers blaue Mittelmeer. Ich kleide dich, daß alle Frauen dir nachgaffen werden. Man wird dich für einen Prinzen halten und dein fürstlicher Urahn, der sich vielleicht mit einer Magd paarte, gebiert sich wieder in deinen schmalen Hüften und Gelenken. Ein wenig müde werden deine Gesten sein, wie eine funkelnde Traube müde am Stocke hängt, aber kochend voll Süße und Lust ist. Du gehst die breiten Marmorstufen des Hotels mit jener Lässigkeit empor, die deine Grazie sein wird. Doch haben sich die Doppeltüren hinter uns geschlossen, wehrt niemand mehr unserm Rausch. Ich lehre dich Tollheiten, die ihresgleichen suchen an Herrlichkeit, und du wirst lachen und lieben und maßlos deine Kraft in mir verschwenden.

Wütend schüttelt Helga den Kopf. Was für hirnkranke Träume. Er ist ein armer Junge aus dörflicher Enge, der nicht übers Parkett gehen kann ohne auszugleiten. Was will er von mir? Was sucht er bei mir? Warum ist er geblieben, als das Mädchen ihm sagte, ich sei nicht daheim? Ich hasse diese kecke Vertraulichkeit des kleinen Mannes, der sich gleich zu Hause fühlt. Ich werde ihn wecken und fortschicken.

Sie steht auf, streicht ihr Haar zurück, ihre Hände tasten

zur Tür. Doch ehe sie die Klinke niederdrückt, schaltet sie Licht an. Sie merkt, daß ihr Anzug sich verschoben hat und ordnet ihn. Sie senkt den Kopf. Zögernd und leise öffnet sie. Die Schlafzimmerlampe erhellt einen Teil des Diwans. Elias schläft. Seine Lage hat er verändert, ein wenig zusammengekauert liegt er, als ob er fröstele.

Helga nimmt eine Decke und breitet sie so sacht über ihn hin, daß er es nicht spürt. Wie fest diese Jungen schlafen! Man kann ihm nicht böse sein, obwohl er ein wenig lächerlich ist. Lächerlich ist er und schön zugleich. Sie beugt sich über sein Profil, das in der Dämmerung des Halblichts die Reinheit antiker Linien zeigt, nicht mehr ihm gehört, dem zagen und von Mißgeschick verfolgten Primaner, sondern dem Jüngling, der aller Jünglinge Schlaf in marmorner Maske trägt. Der reinste Zustand und der unbrauchbarste zugleich. Was kann die Welt mit so einem beginnen? Denn wer vermag es, diesen Schlaf zu stören? Und was beginnt ihr mit der Welt, die nicht den Träumer, die den Wächter verlangt, der ewig in lauernder Bereitschaft steht? So müßt ihr euch selbst erwecken, jeder zu seiner Stunde, jeder zu seinem Schicksal.

Helga verläßt ihn, schließt die Tür so leise, wie ihre Hand sie vordem geöffnet hat, bleibt stehen und lauscht zurück. Noch halten ihre Finger die Messingklinke umspannt, noch ist das glimmende Band zwischen ihr und dem Lager nicht gerissen, noch zittern ihre Nerven und begehren, noch sank nicht jeder Traum in Nacht zurück. So preßt sie sich an die Tür, starrt zu Boden, will nicht fort in ihr Bett, das zu nichts anderm auf sie wartet als zum Schlaf. Kein Schlaf ist in ihr, nie fühlte sie sich wacher als in dieser Stunde, da alles um sie in tiefer Ruhe liegt.

Sie hebt die Hand von der Klinke und lächelt. Torheit, sich nicht entscheiden zu können. Jede Entscheidung ist richtig, sofern du nur den Mut hast, zu ihr zu halten. Gleichgültig, wohin du dich bekennst, nur bekenne dich. Am offenen Fenster

atmet sie tief die kühlere Luft ein, welche östlich über die Felder weht. Überm Horizont wird es heller. Bald ist die Nacht vergangen und nur noch große Scham da über ein weglos flatterndes Gefühl. Zeit wär's, schlafen zu gehen, um dem Hohn der Morgenstunde zu entfliehen.

Sie schließt die schweren Vorhänge des Fensters, das schleichende Grau des Tages nicht zu spüren. Danach löscht sie das Licht. Über eine Weile haucht schon der Schlummer sie an. Flüchtig tanzen Bilder vorüber, die nichts bedeuten. Ein wenig länger verweilt die zitternde Vision eines schlafenden Knaben, den sie entkleidet, ohne seine Ruhe zu stören. Vielleicht, daß auch er im Traume eine Frauenhand über seinem nackten Körper fühlt, der um die Frühe leicht aufleuchtet, wie das morgendliche Meer, doch über kurzem Zucken des Glücks wieder zurückfällt in den Schlaf seiner Kindheit.

Gegen zehn Uhr erwacht Helga Simoni mit schmerzhaften Lidern. Sie klingelt nach dem Mädchen, das ihr berichtet, auf dem Schreibtisch sei ein Zettel gelegen, den vermutlich Herr Dunker für sie bestimmt habe.

Helga nimmt den Zettel, der aus einem Notizbuch gerissen ist, mißgelaunt an sich. Sie denkt nicht daran, ihn zu lesen. Das Mädchen soll ihr erzählen, wann der Herr Dunker gekommen sei.

Gegen neun Uhr.

Und als sie ihm gesagt habe, sie sei nicht zu Hause?

„Als ich ihm sagte, die gnädige Frau seien eingeladen, stand er eine Weile an der Tür und wollte gehen. Doch wie er sich den Hut schon aufgesetzt hat, sagt er: ‚Sie hat mir erlaubt, auch in ihrer Abwesenheit zu kommen und ein wenig in den Büchern zu lesen.' Ich konnte doch nicht wissen, daß er schwindelte."

„Er hat keineswegs geschwindelt. Ich forderte ihn wiederholt auf, meine Bibliothek zu benutzen. Aber weiter, was taten Sie dann?"

„Was ich dann tat? Ich hatte noch die Ente für Sonntag zu rupfen und fertigzumachen, und dann hab' ich einen Brief geschrieben und dann bin ich in den kleinen Salon gekommen, um nach Herrn Dunker zu sehen. Da lag er auf der Chaise und schlief."

„Und da sind Sie ganz leise wieder hinausgegangen, nicht wahr?"

Das Mädchen schaut verwirrt auf ihre roten Hände. „Entschuldigen Sie man, gnädige Frau, aber ich habe gedacht, die gnädige Frau werden ihn schon wecken."

Helga dreht sich um. Gottlob, daß sie lachen kann.

„Nun gut, aber heute früh haben Sie ihn doch wecken müssen."

Das Mädchen blickt erstaunt auf. Kopfschüttelnd: „Heute früh? Der ist doch heute früh nicht mehr dagewesen."

Helga versteht nicht. Wenn er heute früh nicht mehr da war, als das Mädchen hineinkam, muß er noch im Hause versteckt sein. Er konnte doch nicht durch die verschlossene Tür verschwinden?

„Ja, ich weiß nicht ..." sagt das Mädchen.

Der Zettel! Helga nimmt den Zettel. Er ist französisch geschrieben und bittet sie flehentlich um Verzeihung für das, was er getan: „Pour ce que j'ai fait." Nein, ein großer Franzose ist er nicht. Für das, was er getan hat ... Rührendes Kind. Nichts ahnst du.

Das Mädchen hebt den Kopf. Ihr ist plötzlich ein Gedanke gekommen. „Das kann doch man nicht sein, daß er aus dem Fenster gesprungen ist?"

Helga bricht in Lachen aus.

Das Mädchen fängt ganz aufgeregt mit beiden Händen zu reden an. Doch, doch, so müsse es sein. Der sei gewiß aus dem Fenster gesprungen und werde sich Hals und Bein gebrochen haben. Jetzt wisse sie auch, warum der eine Rosenstock schief gestanden habe heute früh. Sie hatte erst gedacht, der Sturm hätte es nachts getan.

„Sehen Sie," sagt Helga, immer noch lachend, „und richten Sie ihn wieder gerade."

Sobald sie allein ist, verläßt sie das Bett und läuft zum Fenster. Sie mißt die Entfernung vom Fenster zur Erde. Eine ganz hübsche Höhe. Er ist direkt auf das weiche Beet gefallen. Gott weiß, dieser Sprung wäre einer besseren Sache wert gewesen. Sie nimmt den Zettel, liest ihn abermals, behält ihn, einen Augenblick nachdenklich geworden, in der Hand. Dann schüttelt sie den Kopf und zerreißt das Papier in kleine Fetzen.

Elias hat einen Platz nahe am Ausgang des großen Mittelschiffs: herrlich steigen um ihn die Pfeiler der alten Kirche zur Decke. Gewaltig ist der Raum und gewaltig erfüllt von Musik. Nun ist alles Ton geworden, das ganze Leben, Tagwerk, Bitternis, Enttäuschung, Angst — alles braust geordnet als Fuge ins All. Die schrägen und kantigen Begebenheiten, die sich in seinem Inneren schmerzhaft, unerklärlich kreuzten, an ihm rissen, seine Kraft erlahmen machten, jede Einsicht trübten — sie lösen sich auf wie unter magischem Spruch. Nichts bleibt zurück als jene schmerzhafte Süße, die da spricht: Wie gut ist alles.

Ja, Musik ist Magie. Und Bach ihr größter Zauberer. Seine Gebärde flicht Glanz und Brausen in die Leere des Münsters. Und das Herz des Menschen zerschmilzt wie Schnee.

Elias sieht Dietrich Grays schmalen scharfen Kopf eine Reihe vor sich. Dietrich hört, auch er ist hingerissen.

Die Freunde gehen heim. Elias fühlt den Drang, sein Herz ausströmen zu lassen in ruhiger Beichte. Obwohl die Musik alles Leid wie mit Brokat überdeckt hat, unter der Seide zuckt es weiter. Er berichtet, während sie den nächtlichen Weg zur Alten Burg hinaufsteigen, was ihm zugestoßen. Wie er in Helga Simonis Zimmer eingeschlafen und frühmorgens aus dem Fenster gesprungen sei. Helga habe auf seinen Brief nicht geantwortet.

Dietrich hat eine unbestimmte Miene. Indessen läßt sich in der Dunkelheit wenig erkennen. Er antwortet zunächst überhaupt nichts. Erst nachdem Elias gestanden, daß seine Scham grenzenlos sei, fragt er: Worüber?

„Daß ich eingeschlafen war."

„Ja, ja," sagt Dietrich. „Das ist immerhin unangenehm."

Die Not des Jüngeren wird sichtbar. Da sei, stottert er, irgend ein Unbekanntes, das er nicht verstehe. Nicht Liebe, nicht Wollust, nicht Freundschaft. Es sei wie eine Mathematikaufgabe, die ganz einfach zu lösen gehe, wenn man die Formel finde. Vielleicht wisse Dietrich die Formel.

Es ist möglich, daß Dietrich die Formel kennt, doch er verrät sie nicht.

Schließlich sitzen sie auf einer Bank am Hange über den Kalkfelsen. Lichtpunkte zittern im Teich, das sind die Spiegelbilder der Sterne.

Dietrich unterbricht die Stille: „Wenn es ein Mädchen wäre, brauchte ich dir nichts zu sagen. Die kleinen Mädchen mit den langen Zöpfen sind nicht viel mehr als lustige Proben aufs Leben. Doch Helga ist eine Frau. Da bist du geradewegs in die Hauptaufführung hineingefallen und mußt improvisieren oder ausgepfiffen werden. Ich rate dir, die Szene nicht zu verlängern. Es ist keine Unehre, in diesem Stück nur eine kleine Rolle zu spielen."

Elias blickt trübe vor sich hin. „Du weißt nicht, wieviel ich von ihr gelernt habe. Sogar anständig bei Tisch essen. Sie hat mich direkt erzogen."

„So geh zu ihr. Was zögerst du noch?"

„Spottest du, Dietrich?"

„Nein, mein Junge."

„Sieh, ich kann nicht zu ihr gehen. Ich weiß nicht, warum. Da sitzt eben das Dunkle, das ich nicht erkenne."

„Also ist sie nicht nur deine Gouvernante gewesen; denn sonst, dünkt mich, wär' es leicht, wieder zurückzufinden. Hab'

ich recht? Ich traue den Frauen nicht, welche Pagen zu Rittern erziehen wollen. Ihre Erziehung ist die höhere Schule. Absolviere erst die mittlere."

„Meinst du das Pennal?"

Dietrich steht auf. „Es wird kühl, komm, gehen wir. Nein, ich meine nicht das Pennal. Ich meine deinesgleichen. Ich meine die Freunde. Du gehörst zu uns und wirst durch uns ein Mann werden, Elias. Hernach magst du zusehen, wie du die Formeln für die höhere Mathematik der Liebe findest."

Elias nimmt Dietrichs Arm und preßt sich stumm an ihn. Um sie weht eine kühle Nacht, Wolken fliegen über die dürftige Mondscheibe. Es ist gut, nah beieinander zu sein.

Elias besuchte von nun an häufiger Willi Gast. Der riet ihm, sich gleich wie er war, auszuziehen und mit ihm Gymnastik zu treiben. „Hier hast du einen Medizinball. So. Wirf ihn mir zu. Schneller! Immer schneller, immer schneller! Jawohl, es wird einem heiß, warum hast du dich nicht ausgepellt, du Pfarrerstochter. Los! Weiter! Weiter! Jetzt über den Kopf rückwärts. Beugen! Tiefer beugen! Schlappschwanz."

Elias fiel aufs Sofa. Nein, das ging über seine Kräfte. Er lachte, weil er es so lustig fand, und fühlte plötzlich Tränen, weil er's nicht bewältigen konnte. Überall wich das Leben zurück, wenn er sich ihm näherte. Zu nichts taugte er.

Dennoch waren diese Stunden, obwohl sie ihn vom Arbeitstisch fernhielten und ein paar schlechte Präparationen zur Folge hatten, die heitersten des Tages. Er freute sich an Willi Gasts stählerner Jugend, an diesem unaufhörlichen Spiel von Muskeln, Sehnen, Schatten und Licht. Leidenschaftlich wünschte er wohl, gleich jenem unbekümmert seiner Kraft froh zu werden, nicht bedrückt zu sein von Scham und Unzulänglichkeitsgefühl, gehemmt, behindert, unfrei, und doch voll glühender Sehnsucht nach einem blanken und jungen

Leben. Wenn er daheim allein sich befand, legte er die Kleider ab, trat vor den Spiegel und studierte seinen überzarten Körper, dessen Verhältnisse und Linien ihm gut erschienen, dem nur die Muskeln fehlten und damit der Hauch des Reinen. Denn zunehmend quälte ihn manche Stunde eine Empfindung, als ob Schwüle in ihm aufglimme und Träume von glühenden Bildern aus der Nacktheit seines Leibes träten, gleichsam als habe sie jemand hineingelegt, so daß sie durch die Adern zuckten und aus der Haut atmeten, sobald er sich erkannte.

Nach einer solchen Stunde keimenden Schwärens war es, als er unter plötzlichem Druck und genau wissend, daß es sofort sein müsse, sich in die Baumgartenstraße aufmachte. Kaum stand er vor Helga Simonis Haus, so befiel ihn Angst, die wilden Wünsche möchten sich nicht erfüllen.

Er klingelte, das Mädchen kam, grüßte mit verhaltenem Grinsen.

Die gnädige Frau seien verreist.

Verreist?

Ja. Das Mädchen lachte. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus: ob sich denn der junge Herr neulich nicht Hals und Beine gebrochen habe?

Neulich? Wann? Ach so —. Nein.

„Ja, die gnädige Frau sind verreist. Sie wird wohl vorm Herbst nicht wiederkommen, hat sie gesagt. Na, das war schon ein Sprung, Jesus, Jesus!"

Elias setzte sich die Mütze auf und lief in den Park. Dämmerung kam zwischen den Bäumen hindurch, blickte ihn an wie eine müde Frau, die ihm zunickte. Er blieb an der Halde stehen, die ins Einetal hinabfiel.

Unten lag der Rosengarten, lag Westorf. Fern zwischen Gebüsch und Gärten Welbsleben. Weit, bis zum Arnstein flog der Blick. Schneller als ein D-Zug, dennoch ohne ihn einzuholen. Sie entflieht schneller als ich ihr folgen kann.

Nicht einmal gefragt habe ich das Mädchen, wohin sie gereist ist. Gewiß ins Ausland. Auf marmorner Terrasse wird sie sitzen und goldgelben Wein trinken. Und im Hintergrund raucht der Vesuv.

Heimgehend begegnete Elias zwei jungen Mädchen, die ihn mit blankgeputzten Augen ansahen und grüßten. Weiß Gott, sie grüßten zuerst. Freilich lachten Sie danach, als hätten sie's nur getan, um ihn zu foppen.

„Blaß ist er wie ein Käse," sagte die blonde Barbara Birkner.

„Wahrscheinlich verliebt," erklärte Sabine Hetterle.

„In wen?"

„In dich!" schrie Sabine.

Herrgott, wie lachten sie da.

Elias lief vorüber, grüßte scheu. Er empfand Abwehr, Zorn, ja Haß gegen dieses Gelächter. „Ich hasse alle Weiber!" stieß er durch die Zähne. Ich will euch zeigen, daß ich ohne euch fertig werden kann.

Er ging zu Willi Gast. Aber Pepchen saß angekleidet am Schreibtisch und zerwühlte sich das lockige Haar über einem Hausaufsatz.

„Morgen," nickte er, „komm morgen in unsern Garten am Vogelsang. Da wollen wir Speer werfen. Wollen sehen, ob wir Rekorde kriegen. Übrigens weißt du nicht, wie der Idiot hieß, der das Zitat gemacht hat: ‚Es ist der Geist, der sich den Körper baut'?"

„Schiller," antwortete Elias.

„Gott sei Dank, jetzt kann ich weiter schmieren. Also Prosit Neujahr für heute. Verdufte, mein Sohn."

Wie nun Elias die steile Treppe zu Tante Bertas Wohnung emporstieg, war ihm, als trüge er einen Sack Kohlen auf dem Rücken. Mit Grausen gedachte er seines Zimmers und der nüchternen Öde alltäglicher Schularbeit. Trotzdem wollte er sich zusammenraffen und seine Pflicht tun.

„Bist du's?" rief die dünne Stimme der Tante aus der Küche, als er aufschloß.

Gewiß, wer sonst? Wer kam wohl sonst in dieses öde Haus mit den steifen Möbeln der Wilhelmszeit? Wann fiel wohl eine Farbe in diese sonnenlosen Räume, die stets nach Küche rochen?

Er entzündete das dürftige Licht der Petroleumlampe. Am besten wär's, man ginge ins Bett, schlösse die Augen und träumte. Im Traum ist alles möglich, alles erlaubt.

Er sah im Aufgabenheft nach. Griechische Grammatik. Cicero de imperio fünfzig Zeilen. Horaz Ode ‚integer vitae'. Mérimées Carmen letzter Abschnitt. Warum nicht Anatole France oder Maupassant? Wir sind doch schließlich erwachsene Menschen und fallen nicht in Ohnmacht, wenn ein Dichter den weißen Busen einer Frau schildert. Und warum nicht Sueton oder Marc Aurel statt dieser Großwäscherei von Phrasen durch Herrn Cicero? Ach, selbst Walt Whitman würden sie in ihre Retorten tun und grammatikalisch zersetzen. Von dieser Seite kommt kein Trost und keine Hilfe. Bei Gott, wär' ich Student, ich flüchtete in meiner Not zum Geiste, Philosophie und Medizin und Kunst trügen mich bestimmt aus diesem Tal des Elends in freiere Bezirke. Ich sähe meine Wirrnis von oben her, begriffe und ordnete sie. Doch was fange ich mit den unregelmäßigen Verben auf μι an? Was mit Gleichungen voller Wurzeln und Unbekannten?

Nach einer Stunde fiel ihm Dietrichs Rat ein, die Frauen zu meiden. Er gedachte einer früheren Äußerung des Kameraden, daß in dieser Epoche knospender Weltangst der Freund dem Freunde als Tröster und Empfänger gestaltlos tastender Liebe gegeben sei. Er schloß die Augen und vergegenwärtigte sich Willi Gasts Erscheinung. Nein, dieser ist es nicht. Ein Knabe müßte es sein, in dem erste Mannbarkeit aus trotzigen Gliedern sproßte, dessen Auge voll unsagbaren Lebens brannte und dem er geben dürfte, was er selbst an Erfahrungen gesammelt, dem er etwas bedeuten könnte und lieb wäre wie . . wie ein Freund.

Auch ein Gespräch mit Eberhard Jason fiel ihm ein. Sie saßen auf Jasons schönem Zimmer und schauten in den Garten des alten Apothekers Birkner hinab. Unten glänzte blondes Haar zwischen Rosenstöcken, und bisweilen blitzten zwei blaue Augen auf. Doch Jason meinte, man dürfe solchen Augen nicht trauen. Die Frauen stammten aus einer andern Welt. Ehe man in diese einträte, wäre es gut, ihre Sprache zu reden und eine Generalstabskarte zu besitzen. Und als Elias fragte, was man denn tun solle? Ob man mit Cicero, Abkochen und Fußballspielen zufrieden sein müsse wie die andern da unten, wie Tepp, Mertens, Kerstensteiner und Genossen? Da hatte Jason geantwortet: „Der Baum der Erkenntnis steht für alle frei, aber nicht für alle ist die Frucht giftig. Um aus meinem biblischen Rassenjargon hinauszutreten in die deutsche Gebrauchssprache: mach, was du willst, aber laß dich nicht erwischen. Tust du es mit ganzem Herzen, glückt dir, woran andre kaputt gehen."

Geheimnisvoll, geheimnisvoll.

Dann hatten sie hin und her gesprochen. Nach einer kleinen Zeit fragte Jason: „Könntest du dich nicht in deinesgleichen verlieben? Ein Mädel, das du auf den Mund küßt, denkt an Heirat oder gar an Schlimmeres. Doch ein Knabe denkt an nichts, außer daran, daß er sich sehnt, an deiner Seite zu wachsen und zu reifen. Was ist das Reinere? Entscheide."

„Ist das nicht ... ist das nicht homosexuell?"

„Ach nein, mein Freund," lächelte Jason, „das ist ganz etwas andres."

So war die Unterredung mit Eberhard Jason, sie hatte neue Unruhe in ihm entfacht, nichts sonst. Dunkel blieb das Leben, und seine Kreuzwege ohne Namen, ohne Zahl.

Wolf Brassen trat in Dietrich Grays Parterrezimmer, warf die rote Mütze schräg durch den Raum an ein Geweih, wo sie zu seinem Ruhme hängen blieb, ließ sich auf das alte

Fell des Diwans fallen und brummte: „Guten Abend. Ochse ruhig deinen Mist weiter."

Dietrich saß inmitten bedeutender Unordnung am Tische, eine Shagpfeife im Mund, und präparierte. Sein schöner, scharfer Kopf war von der Tischlampe halb beleuchtet. Aufgerichtet saß er da, steif, als dürfe er ja den Schulbüchern nicht zu nahe kommen.

Zu seinen Füßen lag Odin, der große Bernhardiner. Er hatte sich bei Wolfs Eintritt erhoben, reckte sich, gähnte und tapste gemächlich mit seinen lockeren Pfoten auf ihn zu. Wolf faßte in sein Fell, streichelte den mächtigen Kopf und redete mit ihm leise: „Guter Löwe. Schöner Odin. Gottvater unter den Hunden. Ja, geh nur wieder. Leg dich. Herrchen arbeitet."

Odin legte sich und schloß seine treuen braunen Augen. Wolf entzündete eine Zigarette.

„Soll ich dir helfen?"

„Ich bin gleich fertig."

„Thukydides?"

Dietrich nickte.

„Stichworte drüberschreiben, Radiergummi daneben, das ist meine Methode."

Dietrich murmelte etwas und blätterte im Lexikon. Wolf lehnte sich wieder zurück, seine Augen wanderten die alte, rauchgebräunte Zimmerdecke ab. Wieviel dort schon hinaufgegrübelt worden war! Wieviel Rufe zu den Unsichtbaren! Wieviel Gebete und Flüche! Unfaßbar dünkte ihn dies Leben. Oben, auf der sichtbaren Fläche blieb alles deutlich und logisch geordnet. Doch darunter brausten Ströme herüber und hinüber, und Schichten des Gesteins lagen da wie in der Erde selbst. Der Kern aller Materie aber war feurig. War der Mensch etwas andres als die Mutter Erde? Jeder eine Kugel mit feurigem Kern, in den Kosmos hinausgeschleudert von der Sonne, sie ewig umkreisend.

Dietrichs Schwester Erna schaute hinein: der Vater wolle ihn sprechen. Er möge gleich ins Wohnzimmer kommen.

„Ja, ja, ich komme," brummte Dietrich.

Wolf hatte sich erhoben und das junge Mädchen begrüßt. Sie trug ein kurzes Hauskleid. Hübsches Kleidchen, ein wenig zu knapp geworden. Wolf erkannte die fraulichen Formen. Gemein bin ich, dachte er voller Abscheu wider das eigene Ich, gemein, gemein.

Nach einigen Minuten ging Dietrich fort. Odin folgte ihm mit schwerfälligem Gange. Erna setzte sich und berichtete, daß es dem Vater jetzt oft schlecht gehe. Schmerzen, tolle Schmerzen im Leibe. Die Ärzte behandelten ihn mit Bitterwasser und besonderen Pillen, doch es helfe wenig.

„Zankt er sich noch mit Dietrich?"

„Ach, es geht. Wegen seines Leidens kann er nicht mehr so aus sich heraus, wie er möchte."

Pause.

Erna sagte: „Du siehst mein Kleid so an, Wolf, aber es ist viel zu eng geworden. Ich schäme mich richtig. Auch zu kurz ist es."

„Man trägt jetzt so kurze Kleider in Berlin."

„Ja, in Berlin."

„Außerdem hast du ja schöne Beine, Erna."

Sie streckte das rechte von sich und betrachtete es.

„Meinst du? Wenigstens gerade, was?"

Wolf tippte mit dem Zeigefinger an den Knöchel: der sei herrlich. Schlank sei er. Die meisten hätten dicke Knöchel. Man könne ihn beinahe umfassen. Seine Hand schloß sich um die Stelle. Er schwieg.

„Au!" rief sie leise. „Nicht drücken."

Wolf konnte nicht mehr sprechen. Er starrte Erna ins Gesicht. Ihre Augen bekamen einen verschleierten Ausdruck. Ihre Oberlippe zuckte.

Wolfs rechte Hand berührte des Mädchens Knie.

Sie lachte leise auf. „Nein, nein, das darfst du nicht."

Er näherte sein Gesicht. „Bitte, bitte," flüsterten seine halboffenen Lippen.

Da legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Er faßte nach ihrer Brust.

„Nein," sagte sie, „das nicht. Ich bin ja auch heimlich verlobt. Nur dieser Kuß, weil du meines Bruders Freund bist."

Wolf stand auf, zog die Fenstervorhänge zur Seite und öffnete beide Flügel.

Erna saß immer noch auf dem Diwan.

Dietrich trat ein.

„Geh, du sollst ihm Umschläge machen," wandte er sich an seine Schwester.

Gehorsam stand sie auf und verließ das Zimmer.

Wolf drehte sich um: „Ist was geschehen?"

„Nein, ich soll für meinen Alten einen französischen Brief schreiben. Geschäftsbrief. Er hat ihn mir deutsch diktiert."

Wolf lehnte noch am Fenster. Die Straße lag still. Auf der andern Seite ging ein Mann. Seine Schuhe mußten eisenbeschlagen sein, denn sie klapperten laut.

Dietrich überflog das offene Buch auf seinem Arbeitstisch. Dann schlug er es zu, legte die Hefte darauf und sah Wolf flüchtig an: „Habt ihr euch geküßt?" fragte er.

Der andre nickte.

Dietrichs Pfeife war erloschen. Er stopfte sie neu und entzündete sie mit Sorgfalt.

Wolf sah geradeaus: „Das Mädchen ist es nicht und die Frau ist es nicht. Die Liebe ist es nicht und nicht die Sinnenlust. Vom Geiste sind wir abgesperrt. Sokrates ist tot. Es gibt kein Symposion mehr, wo Alkibiades mit seinen Hetären kam und teilnahm am Gespräch. Es gibt keinen Führer, der einem sagte: dies ist der Weg ins Leben. Und dies sind die Waffen für den großen Kampf."

Dietrich antwortete nicht. Er rauchte, den Blick auf die Lampenkuppel gerichtet, an der ein grüner Schutzschirm hing.

Wolf ging zum Bücherregal. „Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung", las er. Das wäre etwas für uns gewesen. Doch es ist vorbei. Wer von uns könnte noch im Wandervogel glücklich sein zwischen rüden Mädelns und ungewaschenen Jungen? Da gehören die Tepp und Tupelius hin. Romantik aus Pappe. Und all die Tagungen auf Bergen und mit Resolutionen — das ist vielleicht sehr klug, was die da sagen, man kann's sogar in den Zeitungen lesen, und die Zeitungen haben Extraspalten dafür eingerichtet, aber sage mir: was soll ich damit anfangen? Wer von denen, die „Verinnerlichung!" schreien, hilft meinem Inneren? Ich bin vermutlich verinnerlicht, doch das ist ja gerade das Elend. Darum kotzt mich das Leben so an. Und gleichzeitig könnte ich's auffressen vor Gier. Pepchen ist am klügsten, der boxt und springt über Hürden. Das ist sehr gut und hilft eine Weile, aber wenn man dann daheim ist oder liegt im Bett, fangen Gott und Teufel wieder an, sich um die arme Seele zu streiten."

Dietrich blickte immer noch in die Lampe. Seine rechte Hand spielte mechanisch mit einem verbogenen Brieföffner aus Messing. Der süßliche Rauch seiner Pfeife zog in kräuseliger Wolke aus dem Fenster. Eine Motte schwirrte.

„Ich kann nicht so daher leben wie die andern," fuhr Wolf fort. „Ich kann nicht in freien Stunden Fußball spielen, Sonnabends Billard stoßen, Zigarre im Maul, Glas Bier daneben. Kappel sagt, man müsse sich den Verhältnissen assimilieren, seinen seelischen Ausgleich (oder so was Ähnliches) mit der Umgebung schaffen. Ja, Kappel, der ist gescheit. Der wird mal Jura studieren und die allgemeine Moral schützen, wird sein Mädchen an den Altar führen, dem Staate Knaben schenken und diese Knaben fortschrittlich und gesinnungsstark erziehen. Seine Romantik, die wir lieben, ist eine Romantik der Jugend. Frage mal zehn Jahre später nach, wie sie dann

aussieht. Ein mottenzerfressenes Cerevis, das an der Wand hängt und jeden Sonnabend abgestaubt wird. Schade um ihn. Vorbei. Nein, das ist nicht der richtige Weg. Den Frieden mit der Gesellschaft kann ich nicht brauchen. Auch die Schweinerei der bürgerlichen Gesellschaft kann ich nicht brauchen. Da wohnt bei uns ein Kaufmann Scheym. Du hast ihn wohl schon mal gesehen, den schicken Mops mit dem süßen Schnurrbärtchen. Der gilt hier was unter den anständigen Leuten und hat eine Aussteuer nähende Braut in Magdeburg. Das hindert ihn nicht, allen Weibern unter die Röcke zu gucken. Ich übertreibe nicht. Allen! Mir erzählt er manchmal seine wüsten Abenteuer. Man glaubt gar nicht, daß so was alles in dieser kleinen Wurststadt möglich ist. Neulich hat er nachts eine auf der Herrenbreite „angeknockt", wie Pepchen sich ausgedrückt haben würde, so ein Schwein ist der Herr Scheym, aber wahlberechtigt, sogar Vorstand in irgend einem großen Verband, und, wie gesagt, verlobt mit einem Fräulein aus Magdeburg. Siehst du, wenn ich dir nun sage: ich kann nicht wie die guten Pennäler leben oder wie Kappel mich abfinden, so kann ich darum erst recht nicht wie Herr Scheym jedes Mädchen anknocken und schäumenden Mundes „in den Teppich ihres Leibes versinken". Ich weiß im Augenblick nicht, von wem dies Zitat stammt, weißt du's? Na, ist egal. Entschuldige, daß ich soviel rede, aber ich bin so voll mit Benzin, daß der Motor immerzu rattert. Siehst du, ich möchte Dinge tun, die mir sagen, wer ich bin. Erlebnisse haben, die mich, mich selbst erkennen lehren. Maßlose Tollheiten — überhaupt brauchen wir ein neues Geschlecht, ein Geschlecht, das zu herrlichen Maßlosigkeiten fähig ist; dies nebenbei — Tollheiten möchte ich begehen wie sie in diesem Jahrhundert gar nicht mehr möglich sind. Die halbe Nacht eine wahnsinnige Orgie mit herrlichen Weibern, Wein im Haar, wild sich wälzend, und dann, während es Morgen wird, alle Weiber rausschmeißen und mit meinen Freunden über den Sinn der Welt philosophieren,

Gott anrufen und ihn zwingen, daß er sich mir offenbare. Und wenn dann die Sonne aufgegangen ist, dann möchte ich, was ich habe, verschenken und ganz einfach wie ein Wanderbursche in die Welt ziehen, um mir zu beweisen, daß ich ohne die Hilfsmittel der Gesellschaft durchs Leben komme, daß in dieser verfilzten, vertrusteten, vergenossenschafteten, ver — ver — ich weiß nicht, Welt noch der Einzelne, der etwas kann, nur aus sich selbst, nur aus seinem Können heraus eine große Stellung erringen kann. Dann möchte ich auch wieder Mönch werden, keinen Menschen sehen, in kühler, orgeldurchrauschter Kirche Frühmette halten, in meiner lautlosen Zelle aus alten Büchern und Pandekten mir die Weisheit zusammen tragen, welche mir sagt, warum ich lebe und was das ist, das so heftig in meinem Blute zuckt. Und wieder gibt es Stunden, da wünsche ich ein Nero oder Napoleon zu sein, weißt du? Nicht in Wirklichkeit Nero oder Napoleon, sondern nur ein Fürst von so großer, einsamer Macht, daß ich den Pöbel, welchen ich hasse, nicht mehr zu sehen brauche, alle Bindungen des Alltags, all diesen entsetzlichen Kram von Montags bis Sonntags nicht mehr brauche, sondern nur ein Schwert habe, Ruhm und ungeheure Macht. Dann würde ich die Welt neu ordnen, Tag und Nacht arbeiten, keine Ruhe finden, keinen Wein trinken, kein Weib ansehen, höchstens einen Freund haben, der abends an meinem Tische zu Gast ist, oder einem schönen Knaben zunicken und ihm dann und wann flüchtig durch die Locken fahren. Und wenn die Welt geordnet ist, und die Drachen und Kröten und Schlangen sich furchtsam in ihre Höhlen verkrochen haben, und der Mob mausestill auf seinem Hintern sitzt und nicht pups zu machen wagt, aber im übrigen sein Fressen hat und soweit zufrieden aufstoßen kann, dann möchte ich ausrufen: „ich habe gelebt. Mein Leben hat Sinn gehabt! Und dann, keinen Tag weiter, damit nicht Flecken auf das fertige Bild kommen! Sondern fortgegangen, wohin kein Mensch mir folgen kann, in die Eiswüsten des Himalaya oder

Tibets, zu den Magiern, die mir zeigen, wo das Herz der Erde sitzt und wie dieses Herz brennt und brodelt und zuckt. Wer aber das Herz der Erde gesehen hat, der muß sterben, doch nicht unter eines andern Menschen Hand, sondern durch sich selbst. Und dies schwöre ich dir: ich werde leicht und gern in den Tod gehen, wenn ich so gelebt habe. Denn nicht schlimm ist für den sterben, der gelebt hat und sich selbst ins Angesicht schauen durfte. Aber schrecklich für den, der sich nicht gefunden hat und voll wilden Dranges steckt. Ich denke oft an den Tod und fürchte ihn nicht, doch ich will nur zu ihm über den siebenfarbigen Regenbogen des Lebens, nicht hingeschleppt über die staubige Landstraße. Nein, ich fürchte den Tod nicht und niemand fürchtet ihn, der wirklich lebt. Nur der Unfertige, Unerfüllte fürchtet ihn, der, dessen Sehnsucht ewig dürstet. Doch vor dem Leben, das ich ersehne, steht wie eine furchtbare Mauer der Staat. Wie soll ich über diese Mauer springen?"

Dietrich hat, ohne sich zu rühren, aufmerksam dem Freunde zugehört. Seine Pfeife ist erloschen. Er legt sie fort, lehnt sich im Stuhl zurück und starrt ins Licht.

Wolf tritt auf ihn zu. „Gesteh," fragt er fast zornig. „Hat dir Galgenwasser eine Antwort gegeben?"

„Nein."

„Kann er uns den Weg weisen?"

„Nein."

Wolf geht wieder auf und ab. Seine Erregung ist nicht geringer geworden.

„Sehnst du dich nach der Ruhe der Zufriedenen?" fragt Dietrich.

Wolf bleibt stehen. „Niemals!"

Dietrich nickt.

„Doch was nützt mich darum die Fülle in mir, Dietrich? Was hilft mir die Kraft, welche mich zerreißt, wenn niemand mir sagt, wohin ich sie lenken soll? Sieh, ich kenne die Welt nicht, war nie in Italien und habe nie die Relativitätstheorie

begriffen. Doch wenn ich das Wort ‚Natur' leise vor mich hinspreche, dann ist es wie ein magischer Ruf, und alle Wunder blauer Küsten, Berge, Wasserfälle und grüne Matten sind wieder in mir. In mir ist die Natur, und ich bin ganz still und fühle tief: ich habe sie. Und wenn ich das Wort ‚Weltall' ausspreche, so fühle ich das glühende Rotieren ewiger Gesetze und eine Mathematik, höher als die Professor Edelreichs und höher als die aller Gelehrten, tritt leicht in mein Hirn wie ein stiller Bote Gottes. Ich begreife nicht das All, doch ich fühle es. So ist die Welt für mich zu jeder Stunde offen, doch ich weiß: dies genügt nicht. Ich muß durch sie hindurch, sie muß nicht nur in mir, ich muß in ihr gewesen sein. Die Kräfte verbrennen mich nur, ich muß sie, wie soll ich nur sagen —"

Er sucht nach einem Wort. Dietrich blickt ihn mit seinen hellen Augen scharf an. „Sprich es aus," sagt er, „du hast das Wort."

„— verwandeln," vollendet Wolf, fast selbst erstaunt über diese einfache Formel.

Dietrich antwortet: „Aller Dinge, die entstehen, Begierde zu entstehen, nimmt vom Feuer ihren Ausgang. Dieserhalb heißt denn auch ‚Entbrennen', das Verlangen nach veränderlicher Entstehung. Doch das eine Feuer schlägt um in zwei Wandlungen."

„Wer sagt das?"

„Simon Magus."

„Und welches sind die zwei Wandlungen?"

„Same beim Manne. Milch bei der Frau."

Wolf blickt zu Boden. „Das ist mir dunkel."

„Ja, es ist dunkel, aber es hat tiefen Sinn."

„Welches ist der Sinn?"

Dietrich antwortet nicht gleich. Scheinbar sucht er nach dem Worte, das dies Dunkel erhellt.

Da öffnet sich die Tür. Die Freunde fahren wie aus lethargischem Schlafe auf. Der alte Gray tritt ein. Sein mageres

Gesicht ist grau, unrasiert das Kinn. Ein altes müdes Gesicht, dessen grüne Augen unruhig rundum flackern.

„Wovon sprecht ihr? Guten Tag, Herr Brassen."

Wolf verbeugt sich und erfaßt seine heiße Hand.

„Ich will euch nicht stören," sagt der Alte heiser. „Ich komme nur gerade mal vorbei und wollte nachschauen, was der Dietrich macht, der faule Lümmel. Arbeiten tut er ja nicht. Geht's ihm denn jetzt besser in der Schule?"

„Ja," sagt Wolf.

Dietrich starrt zu Boden.

Schweigen.

„Ihr sprecht wohl von Mädels, was?" raunzt die Stimme des Vaters.

„Nein, wir philosophieren," antwortet Wolf.

„Haha — Blak. Unsinn. Mit achtzehn hält man sich lieber an die Mädels, als an die Philosophie." Er nähert sich Dietrich, „oder bist du ein Duckmäuser? Bist du nicht mal jung?"

Diertrich rührt sich nicht.

„Ihr habt jung zu sein. Ich bin auch mal jung gewesen." Seine Stimme ist verschleimt, brüchig. Gar nicht mehr hart ist seine Stimme. „Es war eine gute Zeit. Die Weiber haben mir den Speichel von den Lippen gesoffen und, und — ja, ja, so war das. Aber du bist ein Duckmäuser. Ich möchte einmal wissen, wie es in dir aussieht."

Dietrich hebt langsam sein Gesicht dem Vater zu, seine Augen sehen den Vater ruhig an.

„Willst du dich nicht setzen?" fragt er und bietet ihm einen Stuhl an.

Der Alte wehrt ab. „Ich kann stehen. Mir machen Schmerzen nichts aus. Schmerzen sind gut gegen Schmerzen. Sie fressen sich gegenseitig auf." Plötzlich rauh, hart: „Ich bin wegen des Briefes hergekommen. Hast du den Brief schon übersetzt?"

„Nein, entschuldige Vater. Ich vergaß es über unsrem Gespräch. Du willst ihn heute noch haben?"

„Ja natürlich, heute noch. Wann denn sonst? Bring ihn rüber. Ins Kontor. Ich werde noch arbeiten. Du denkst wohl, ich schramme nächstens ab, was? Seh' ich so aus? Wie? Sieht so ein kranker Mann aus?" Er blickt aufgeregt umher.

„Nein, nein," stottert Wolf.

„Wer sagt, daß du krank bist, Vater?" fragt Dietrich ruhig.

„Ihr glotzt mich ja so dämlich an, als fiele ich bald um. Er hat Schmerzen, denkt ihr. Er ist alt. Er kann bald nicht mehr. O, ihr sollt sehen, wie ich noch kann. Hahaha. Nur her mit den Frauenzimmern! Ja, ich war ein Kerl. Wenn man alt ist, dann bleibt nur die Arbeit noch. Also den Brief übersetzt und ins Kontor gebracht, marsch!" befiehlt er unwirsch. Er nickt Wolf kurz zu, geht zur Tür und verläßt das Zimmer.

Die Jünglinge rühren sich nicht. Sie hören, daß er nach wenigen Schritten stehen bleibt und über eine kleine Zeit schwerfällig davon schlurft.

Wolf blickt stumm zu Boden. Plötzlich schaut er nach der Uhr und spricht rasch: „Herrgott, es ist ja schon spät! Ich dachte gar nicht, daß es schon so spät sei."

Dietrich lehnt noch einen Augenblick in Gedanken am Pult. Dann sieht er auf, reicht Wolf seine große Hand und nickt stumm.

„Auf morgen," sagt Wolf.

Die Hauptpforte schließt sich hinter ihm. Er schaut empor. Schwül, bewölkt ist der Himmel. Unbewegliche Nacht. Er spürt Zigarettenduft und sieht sich um. Da steht eine Frauengestalt, rauchend, an einen Vorsprung des Hauses gelehnt. Er kann ihr Gesicht nicht erkennen. Warm ist die Atmosphäre, kein Stern zu sehen.

Die Gestalt wirft ihre Zigarette fort. Der Funke hüpft über das Pflaster. Sie begegnen sich. Es ist Erna.

„Gehst du schon?" fragt sie, dicht vor Wolf.

„Ja," antwortet er. Grüßt und eilt fort.

Zweiter Teil / Weisheit des Leids

I

Das Gras der Herrenbreite ist zum zweitenmal geschnitten, ganz Annenstedt duftet nach Heu. Nun ist die Ernte vorüber, der weite grüne Platz kann für ein bedeutendes Ereignis frei gegeben werden.

Was ist das für ein Ereignis? Es ist das Septemberfest, der große Jahrmarkt. Drei Tage lang ein bunter, rauschender, rasselnder, tanzender Lärm, beginnend mit Fackelzug ab Schulhof des Gymnasium Stephaneum, endend mit seligem Rausch und vertauschten Betten.

Mr. Cartercoat, der gerade um diese Zeit eine neue Sendung seines Haarwassers aus London erhalten hat, poliert sich mit der Bürste den feuchten Scheitel. Das Haarpflegemittel ist vorzüglich, dem Wuchse seines Schopfes tut es keinen Abbruch.

Beim Mittagessen fragt freilich Frau Kneizel besorgt: „Mister, Mister, das war wohl wieder eine Kiste mit Ihrem scheußlichen Petroleum, die Sie heute gekriegt haben? Nee, nee, nee, wenn Sie bloß mit dieser verdünnten Wagenschmiere Schluß machen wollten! Nu sehen Sie sich bloß Ihr Kopfkissen an."

Mister Cartercoat erwidert freundlich: „Der hairwater ist genau zu den richtige Termin gekommen. Morgen ist yearfair, Jahrmarke."

„Jahrmarkt, meinen Sie, Mister, nicht Marke."

Herr Scheym sitzt dabei und lacht sich tot. Seine kleinen Augen werden schlitzig, so lacht er.

„Der Mister ist 'ne Marke," sagt er.

„Warum?" erkundigt sich Mister Cartercoat.

Scheym erklärt immer noch lachend: „Das sagt man so bei uns: der ist 'ne Marke, sagt man und meint damit, ja, wie soll ich das erklären, man meint eben: 'ne Marke, ein Kopp vorneweg."

Mister Cartercoat hört aufmerksam zu.

„Haben Sie denn schon ein kleines Mädchen, Mister?" fragt Frau Kneizel.

„Warum?"

„Na, auf dem Jahrmarkt müssen Sie doch mit einem Mädchen spazieren gehen, mit 'ner hübschen jungen Dame! Ordentlich was spendieren müssen Sie ihr, türkisch Zucker und Karussell."

„Spendieren? Ja, ja," antwortet Cartercoat und bemüht sich, erfreut zu lächeln.

Wolf Brassen tritt ein. Er verkündet, daß morgen Punkt sieben Uhr alle Teilnehmer zum Fackelzug sich auf dem Schulhofe versammeln sollen. Dann könne ja der Rummel losgehen.

„Mister, Sie duften so frisch?" fragt er.

„Mein hairwater," antwortet Cartercoat vergnügt.

Auf dem Schulhofe werden die Fackeln verteilt. Man ordnet sich zu zweien. Rauch und Flammen brodeln in die Dämmerung. Die Fenster des Gymnasiums flackern und röten sich im Widerschein des Feuers. Die jungen Gesichter sind erhitzt, in ihren Augen blinken Funken. Ein gewaltiges Lied wird angestimmt, jeder singt mit, sogar ein paar Lehrer, die mit wohlwollenden Mienen erschienen sind.

„Schau mal, wie Mule singt," stößt Wolf zu Dietrich heraus. Dietrich sieht Professor Bauernfeind mit breiter Brust und selbstgefälliger Haltung vor der Front stehen; aus dem bärtigen, schief aufgeklappten Munde kommen Töne.

Dietrich kann plötzlich nicht mehr an sich halten, er muß

laut hinauslachen. Morgen ist keine Schule, übermorgen ist Sonntag, Mule singt, auf der Herrenbreite ist Jahrmarktsrummel, man fühlt sich jung, es geht nicht an, sauertöpfisch zu sein.

Der Fackelzug setzt sich in Bewegung. Ein langes, leuchtendes Band, köstlich anzusehen. Alle Schüler tragen ihre roten Mützen; sie wissen, wenn es je etwas in Annenstedt bedeutet hat, Gymnasiast zu sein, so ist es heute eine besondere Auszeichnung. Stolz blickt man geradeaus. Rechts und links stehen die Bürger mit glücklichen Gesichtern: Gottlob, heute ist doch mal was los. Seht, da schreiten ihre Söhne, stramme Jungen, Vaterlandsverteidiger. Sie können Griechisch und Latein und haben Stereometrie und Planimetrie gelernt. Und sie wissen, daß man im Fackelzuge nicht mit der Mütze grüßt, sondern die Fackel senkt.

Werner von Raspe senkt beispielsweise seine Fackel vor dem Hause des reichen Kaufmannes Stein. Der Alte steht vor der Tür, blinzelt in den flackernden Brand und lacht gemütvoll vor sich hin. Er weiß nicht, daß Werner die Fackel nicht vor ihm und seinem Reichtum, sondern vor dem Erker senkt, grade über seinem Kopfe, und daß im Erker ein junges Mädchen sitzt, das nun strahlend hinunter grüßt. Flammend rot ist ihr Gesicht vom feurigen Gruße geworden. Brassen und Jason und Kappel und Büchting und Capelle und Gast, sie haben alle mitsalutiert. Das kann man schon als eine kleine Ovation bezeichnen. Das war mehr als nur so ein flüchtiges Guten Tag.

„Würdest du die schwarze Ida grüßen, wenn du sie sähest?“ fragt Büchting, der hinter Brassen geht, den Freund.

„Fällt mir nicht ein. Würdest du Leni grüßen?“

Büchting nickt.

Ja, er würde sie grüßen. Er weiß selbst nicht recht warum, denn er liebt sie gar nicht mehr, sie ist ein rührendes Huhn, das sich für verlobt gehalten hat. Trotzdem, vielleicht, weil sie so rührend dumm ist, vielleicht weil sie so rührend unschul-

dig ist. Es hat mit der Unschuld etwas auf sich. Man sucht sie nicht, doch man fühlt sich erschüttert.

„Halt deine Fackel gerade!“ ruft Kappel und gibt Büchting einen Stoß ins Kreuz.

Der Fackelzug endet wieder auf dem Schulhofe, wo er begonnen hat. Die Fackeln werden zusammengeschichtet, man umkreist die Brandstätte und hört die kerndeutschen Worte eines Lehrers, welcher mit bebender Stimme die Jünglinge ermahnt, bei dieser wabernden Lohe den Schwur zu halten, welchen ihre Väter geschworen. Stets deutsch zu bleiben in Wort und Gesittung. „Und nun gehet hin und zollet auch der Freude ihren Tribut. ‚Dulc'est desipere in loco‘ sagt der Lateiner. Schön ist es, zur rechten Zeit fröhlich sein zu können! Heil!“

„Heil!“ rufen die Schüler, und die gewandtesten unter ihnen bemühen sich, über das zusammengesunkene Feuer zu springen. Willi Gast springt dreimal hinüber.

„So vermiest er einem die schönsten Zitate,“ brummt Eberhard Jason.

„Kastratennatur,“ ergänzt Dietrich Gray. „Es heißt ‚zu schwärmen‘. Was wissen diese Pagoden vom Rausch des Jungseins?“

Wolf ist mit Büchting schon davon gelaufen. Frau Kneizels drei Butterbrote, Leberwurst, Mettwurst, Harzkäse, werden in außergewöhnlicher Geschwindigkeit verzehrt. Wolf hört das Klingeln und Dudeln der Karussells, Schüsse knallen, Menschen schreien durcheinander. Wie ist es da noch möglich, still zu sitzen.

Wirklich, die ganze Herrenbreite ist ein Festplatz geworden. Die Riesenrutschbahn steht am Bahnhof, die Drehscheibe an der Friedrichstraße. Dazwischen ist ein Gewimmel erleuchteter Buden und Zelte ausgespannt. Man weiß gar nicht, wo man anfangen soll. Alles drängt sich, stößt sich, begrüßt sich, verläuft sich. Alles geht überall hin und bleibt überall stehen.

Jede Bude ist ein kleines Welttheater. Männer in türkischen Kostümen, geschminkte Frauen mit nackten Schultern und Armen, maßlose Bilder, übertriebene Ankündigungen, äußerste Erwartungen. Wer für diese drei Tage ein paar Mark zur Verfügung hat, ist unbedingt beneidenswert, ist ein glücklicher Mann. Die große Konjunktur weiß nur der Primaner Silberhain auszunutzen. Er hat sein Taschengeld das ganze Jahr über gespart, nie eine Zigarre geraucht (es sei denn, man habe sie ihm geschenkt), nie ein Glas Bier getrunken. Nun hat er sechzig Mark beisammen. Eine ungemein hohe Summe. Er leiht das Geld seinen Schulkameraden aus, schreibt kleine Schuldscheine, berechnet geringe Zinsen. Doch hält er heute noch vorsichtig sein Kapital zurück, weiß er doch, daß am dritten Abend stets größte Knappheit herrscht und er dann, ohne unbescheiden zu sein, ein Prozentchen zuschlagen kann.

Jason geht an ihm vorüber. „Guten Abend," grüßt Silberhain herzlich, „auch dabei?"

„Ich wünsche Ihnen Glück für Ihre Leihgeschäfte," antwortet Jason, ohne ihn anzusehen.

„Danke, gern zu Diensten," gibt Silberhain freundlich zurück.

„Pfui Deubel," murmelt Jason weitergehend.

Silberhain zuckt die Achseln. Er weiß nicht, warum der andre zürnt, anstatt ihm Konkurrenz zu bieten. Jasons Vater ist sehr reich. Jason könnte sich gut seine zweihundert Mark im Jahr erspart haben und heute fünfundzwanzig dazu verdienen.

„Eberhard," ruft eine Stimme. „Halt! Pst! bleib mal stehen!" Es ist Capelle, der „kleine Peter" mit den schönen Augen. „Hast du nicht Raspe gesehen?"

„Er wird mit seiner Lisel eine Karussellorgel umkreisen. Ich will auch zu ihm. An seiner wundervollen Lebensfreude möchte ich mein Lämpchen anstecken."

Peter ist erstaunt. „Bist du heute melancholisch?"

„Ist das so merkwürdig? Altes Erbteil der Väter, die sich nie im Geklingel der lauten Welt wohl fühlten."

„Hast du kein Geld? Soll ich dir was pumpen?" fragt Peter besorgt.

Eberhard legt seinen Arm um des Freundes Nacken. „Gott im Himmel, nein. Aber ich will dir dieses zinsenlose Angebot danken, Peterle."

„Nicht nötig. Morgen pumpe ich dich an," lacht der andre, „schau bloß dieses Mädchen da, beinahe bis auf den Nabel dekolletiert. Die sieht aber semitisch aus, Donnerwetter!"

„Sage ruhig ‚jüdisch', man kann nicht für alle verantwortlich sein. Übrigens wollen wir in die Reitbahn? Es ist das einzige, was mich locken könnte."

Nein, Peter Capelle hat für Pferde, die im Schritt um eine Zehnmeterarena gehen, wenig Empfindung. Ja, wenn sie wenigstens galoppierten! Doch auch das würde nichts nützen, denn er kann gar nicht reiten.

Sie stehen vor dem „Tattersaal". Eberhard Jason kann sich nicht enthalten, wenigstens ein paar Runden abzuschreiten. „Geh einstweilen zum großen Karussell, grüße Werner und sage ihm, er solle auf mich warten. Oder sag's ihm lieber nicht, sonst rennt er bestimmt davon."

Das „große Karussell" ist der eigentliche gesellschaftliche Mittelpunkt des Jahrmarktfestes. Hier findet man die Gymnasiasten und nicht minder die Schülerinnen des Lyzeums. Hierhin wenden sich zuerst die Eltern, wenn sie ihre Töchter, die Töchter, wenn sie ihre Kavaliere suchen. Hierhin wenden sich alle, welche niemanden suchen, jedenfalls keinen Bestimmten, sondern den Wunsch haben, Bekanntschaften zu schließen. Zwanglos wie auf einem Faschingsball arrangieren sich die Paare.

Werner von Raspe fährt — Jason hatte durchaus richtig vermutet — mit Lisel Stein in einer der Zweisitzkutschen. Lässig zurückgelehnt, die rechte Hand auf Lisels linker, wogt er sanft

um den elektrisch-musikalischen Mittelpunkt des Karussells. Er hat gleich ein Abonnement auf zehn Fahrten gelöst, der Kassierer braucht nicht erst extra bei ihm vorzusprechen und ihn in seinem stummen Zwiegesang zu stören. Lisel besitzt zwar auch ein kleines Geldtäschchen, doch Werner wäre beleidigt gewesen, hätte sie es gezogen. Er hat es übrigens gesehen, sie öffnete es einmal, als der Kassierer kam, doch Werner zog die Augenbrauen erstaunt hoch: „Ich bitte, Lisel! Wenn du allein fährst, steht es dir frei, mich dieses Vergnügens zu berauben, doch fahren wir zusammen, beanspruche ich, dich einladen zu dürfen.“ Ein vortrefflich gelungener Satz, wie er ihm nur in der Konversation mit Frauen, nie im Hausaufsatz glückte.

Die gellende Klingel bezeichnet das Abebben der Fahrt. Viele steigen aus, nur die, welche entschlossen sind, das Leben in vollen Zügen zu genießen, bleiben sitzen. Zu ihnen gehört Werner von Raspe, zu ihnen gehört Walter Kappel, der endlich Käthe Freitag entdeckt hat. Alle Augenblicke ist das scheue Mädchen ihm entschlüpft. Nun hat er sie in der Kutsche. Ein Abonnement sichert ihm die Aussicht, zehn Fahrten lang neben ihr sich bestaunen zu lassen.

„Käthe,“ bittet Kappel, „empfinde diesen weichen Sitz als Einladung, länger auf ihm zu verweilen. Sonne dich im Neide der Klassenkameradinnen, welche nicht im Besitz einer Zeitkarte sind. Diese Sonne bräunt nicht, doch sie wärmt. Ich werde sie als Heilfaktor dem Städtischen Krankenhause empfehlen: lasse dich beneiden und du wirst gesund.“

Kappel liebt langgesponnene Geistreicheleien. Käthe hört ihm mit Stolz zu. Nicht jeder kann so hübsche Sachen sagen. Schwer ist es nur, darauf zu antworten. Indessen erwartet Walter Kappel keine Antwort. Ihm genügt ein Händedruck.

„Ein Händedruck genügt,“ sagt er, „ein Händedruck ist wie die Postkarte an den Altwarenhändler. Ich komme sofort, wenn du drückst.“

„Hahaha," lacht sie dankbar. „Schau mal, du Walter, ist das nicht Dietrich Gray vor uns? Der Arme fährt ja ganz allein."

Ja, Dietrich sitzt vor ihnen in der Ecke einer roten Kutsche. Er sitzt allein, in sich versunken, als führe er gedankenvoll weite Strecken über Land.

„Dietrich Gray, der ‚Uhu', ist ein Troglodyt. Schon Schiller weiß von ihm zu singen," erklärt Kappel. „Als Eremit Krökel empfindet er das Weib als Ekel. Seitdem ich dich ihm fortgeschnappt habe, Käthe, welkt er sichtlich."

Käthe bricht in Lachen aus: „Ach, das ist ja nicht wahr! Stimmt das? Ach wo."

„Gewiß, würde er sonst dir seinen Rücken zuwenden?"

„Nein, das glaub' ich nicht. Du machst nur Kohl, Walter. Du willst mich verulken."

Kappel ergreift die Hand des Mädchens und küßt sie. „Werner kann das besser, aber ich mach's herzhafter."

„Hurra!" schreit Willi Gast, „Kappel lebt wieder mal vom Mund in die Hand!"

Klingelingeling, läutet der Karussellmann.

Paul Büchting kommt aus der Budenstadt, springt in die Kutsche, darin Wolf Brassen sitzt, und erzählt ihm sein Erlebnis. Er ist in einem Zelte gewesen, darin eine ägyptische Tänzerin auftrat. Ein göttliches Geschöpf, blutjung, mandeläugig und von einer tiefen, ins Herz dringenden Schwermut. „Ich habe in der ersten Reihe gesessen und genau feststellen können, daß sie echt ist. Keine Spur von angepinselt wie die meisten. Außerdem trägt sie nur einen Lendenschurz und oben einen Brustpanzer. Der Nabel ist zu sehen. Ich habe das Gefühl, dieses Mädchen tanzt nur unter der Knute ihres Unternehmers. Komm, sieh sie dir an. Es ist ein herrliches Weib. Nachdem sie getanzt hatte, ging sie mit dem Teller herum. Ich gab zwei Groschen und spürte den Duft ihres Leibes. Ich hab' hinterdrein gleich einen Kornschnaps ge-

trunken. Das ist was andres, sage ich dir, als diese Leierkastenfahrt. Da steckt Leben drin!"

Doch Paul mußte diesmal als Überraschung erleben, daß Wolf, der bisher niemals gefehlt hatte, wenn man ihm etwas zeigen wollte, strikt ablehnte, mitzukommen. Schon das Hinhören hatte ihm augenscheinlich Mühe gemacht. Er pfiff auf die ägyptische Tänzerin, die übermorgen ohnehin einem neuen Jahrmarkt zustrebte. Er hatte etwas andres im Auge. Zwei junge Nacken, einer rund ausgeschnitten, der andre viereckig. Einer hell unter aschblondem Haar, der andre braun unter schwarzem Haar. Beide Nacken saßen in der vorderen Kutsche. Wenn man sich vorbeugte, konnte man sie abwechselnd mit einem Grashalm kitzeln.

„Also kommst du nicht mit?"

„Ich habe jetzt unmöglich Zeit."

„Wer sind denn die beiden?"

„Weiß ich doch nicht."

Plötzlich drehten sich beide Mädchen um und begannen wie die Spatzen zu schelten.

Wolf war völlig unschuldig.

Der Karussellmann läutete, die Orgel stoppte ab.

Büchting verließ die Kutsche: „Amüsier dich gut. Ich muß was Ernsteres haben als so ein Geplätscher mit Backfischen. Du findest mich bei den Pyramiden."

„Neue Fahrt! Bittä bezahlen!" schrie der Kassierer und turnte auf den Trittbrettern um das Karussell.

Als die beiden jungen Mädchen ihm ihre Groschen hinhielten, sagte er, ihr Fahrgeld sei schon entrichtet worden.

„Mein Gott, von wem denn?" riefen beide, nahezu erschreckt.

„Anynym," antwortete der Mann und schwang sich auf das nächstfolgende Trittbrett.

Das Karussell zog an. Die Orgel spielte.

Wolf strahlte über seinen Erfolg. Nun hatte er die Mädels

mindestens noch fünf Runden vor sich und konnte sie nach Herzenslust beunruhigen. Beide trugen die blauen Mützen des Lyzeums, beide waren totschick. Sie lachten immerfort und tuschelten sich alle Augenblicke etwas in die Ohren.

„Dreht euch mal um. Ich will mal sehen, wer hübscher ist!"

So. Das hatte er davon. Jetzt schworen beide, sich auf keinen Fall umdrehen zu wollen. Umdrehen? Zu dem frechen Menschen? Ja, Kuchen. Fällt uns nicht ein. Überhaupt — wir verlassen die Kutsche. Wir fühlen uns belästigt.

„Meine Damen," kitzelte Wolf, „Sie ahnen ja nicht, wie gut es Ihnen steht, sich von hinten zu zeigen. Das wußten schon Hera und Athene, die Paris auch ihre Hinterfront zeigten, nachdem er sich für Aphrodite entschieden hatte."

Die Schwarze prustete kurz auf. Plötzlich sah sie ihre blonde Freundin an. Wie? Was hatte er gesagt?

Die Blonde dreht sich jäh um: „Pfui!" ruft sie. Ganz einfach nur dies, nichts weiter. Die Schwarze dreht sich sofort ebenfalls um und ruft: „Schämen Sie sich!"

Wolf jubelt: „Gesehen, gesehen! Beide Gesichter gesehen. Jetzt weiß ich, wer schöner ist."

Die Mädchen schweigen. Die Schwarze tuschelt der Blonden etwas ins Ohr. Ganz still sitzen sie. Mög er nur reden, der Unverschämte.

Nein, es geht nicht länger an. Jäh schießt die Blonde herum: „So? Wer denn?"

„Sag' ich nicht."

Beide Köpfe sind ihm zugekehrt. Durcheinander schreien sie: „Das gibt's nicht. Erst angucken und dann stille sein. Sofort sagen, wer hübscher ist!"

Wolf nickt Gewährung. „Meinethalben. Also soll ich's sagen?"

„Ja, zum Donnerwetter! Wer sind Sie denn überhaupt?"

„Paris."

„Nein, Sie sind Herr Brassen. Bilden Sie sich nicht ein,

daß Sie Paris sind," wettert die Blonde und funkelt ihn mit ihren großen blauen Augen zornig an.

„Also los jetzt! Sagen Sie schon der Barbara, daß sie hübscher ist."

Wolf erhebt sich und verkündet: „Meine Damen! Jede von Ihnen ist hübscher als die andre, keine häßlicher."

„Ho! Ha! Unerhört!" lachen die Mädchen und wollen sich umdrehen, da stoppt das Karussell, Wolf verliert den Halt und fällt halbwegs vorn über die Lehne des Sitzes, direkt zwischen Blond und Schwarz. Seine rote Mütze rollt vom Sitz zu Füßen Barbaras. Sie hebt sie auf, setzt sich drauf und gibt sich ungehemmten Heiterkeitsausbrüchen hin.

„Fräulein Sabine!" ruft Peter Capelle von unten, „Fräulein Hetterle! Ich suche Sie seit Stunden in ganz Annenstedt!"

Sabine Hetterle springt ab: „Ich überlaß den Paris dir, Bärbel. Seine Mütze als Ersatz des Apfels hast du ja auch schon."

Wolf benutzt die Gelegenheit, schwingt sich über die Lehne und nimmt Sabines freigewordenen Platz neben Barbara Birkner ein.

„Also nun ist's doch die Blonde geworden," sagt er mit vergnügtem Lächeln.

„I was, ich steig' auch gleich aus," brummt Barbara.

„Bitte schön, aber ich folge Ihnen —"

„Unsinn!"

„Auf Schritt und Tritt —"

„Blödsinn!"

„Durch alle Buden, sogar bis zu der ägyptischen Tänzerin, welche mein Freund Büchting mit Groschen ausstopft. Und über seine und ihre Leiche hinweg, über sie hinaus in die weite Welt, wohin es mich sowieso zieht, weil ich in Annenstedt das Jucken kriege."

Barbara dreht ihr rotwangig frisches Gesicht ihm halb zu: „Wie? Was kriegen Sie hier?"

„Eine Art seelisches Jucken. Ich könnt' mich dauernd —"

„Flöhe wirst du haben," unterbricht sie ihn. „Da, nehmen Sie wenigstens Ihre Mütze. Denken Sie, ich soll den ganzen Abend draufsitzen?"

„Ich ahnte ja nicht, daß Sie ihr die Ehre natürlichen Aufbügelns erwiesen haben!" Begeistert ergreift er sie, beult sie zurecht und setzt sie auf. „Ganz warm ist sie noch. Himmlisch!"

„Sie sind wahnsinnig frech."

Wolf nimmt die Mütze wieder ab und betrachtet sie hingebungsvoll. „Da —!" er streckt sie Barbara hin, „setzen Sie sich nochmal drauf. Es tut mir so gut, wenn Sie auf meiner Mütze sitzen."

„Schämen sollten Sie sich."

Wolf ergreift Barbaras linke Hand, dreht sie um und sagt: „O, was da drin steht."

„Was denn?"

„Daß jemand in Sie närrisch verliebt ist."

„Bittä! Bezahlän!" unterbricht der Karussellmann. Wolf kauft ein Abonnement. „Halt, nichts da, Fräulein Barbara, Sie sind mein Gast auf dieser Reise um die Welt!"

Barbara protestiert.

Wolf steht auf: „Gut, so spring' ich ab und breche mir alle vier Beine."

Sie hält ihn fest. Der wär' imstande!

Sofort sitzt Wolf neben ihr, nimmt die Hand und fabuliert aus diesen zarten Linien der kleinen, weichen Mädchenhand eine ungeheure Geschichte zusammen. Die Geschichte wird immer ungeheurer, schließlich endet sie bei einem Himmelbett.

Barbara entzieht ihm die Hand.

„Wissen Sie, was ein Himmelbett ist?"

Sie antwortet nicht, blickt fort.

„Ein Himmelbett ist eine große weiße Wolke, die unterm Himmel fährt. Eine Wolke mit silbernen Rändern. Auf solch

eine Himmelbettwolke setzen Sie sich dann mit mir, und wir fahren direktement in den Himmel hinein."

„Wir? Ich mit dir?" fragt sie und guckt ihn geradewegs bös an. Sie beugt sogar den Kopf vor, als wolle sie ihn stoßen.

„Ja, du mit mir!" bestätigt Wolf und guckt ihr ganz genau so in die großen Augen.

„Auf einer Wolke?"

„Ja, auf einer Wolke."

Barbara lehnt sich zurück. In ihr frisches Gesicht tritt ein schlaues Lachen: „Ja, damit bin ich einverstanden. Doch es muß eine Wolke sein."

„Hurra!" schreit Wolf.

Sie sieht ihn erstaunt an.

Wolf dreht sich voll hinreißender Siegesgewißheit zu ihr: „Die Wolke ist schon da!"

„Wo denn?" lacht Barbara etwas unsicher.

Er beugt sich zu ihr. Sie weicht aus.

„Ich sag's ins Ohr."

„Nein, nein! Sie beißen mich. Sie sehen so aus, als würden Sie beißen! Wo ist Ihre Wolke? Zeigen Sie sie mir doch."

Wolf legt den Kopf zur Seite und blickt Barbara in die Augen.

„Nun?" fragt sie.

Er lächelt, wendet den Blick und nickt vor sich hin: überall helle, frohe Gesichter. Gelächter überall und Licht und Farben, und viel Bumbum und Geläute. Die Röcke fliegen und die Augen blitzen. Jahrmarkt wie vor tausend Jahren, Glück, heut wie vor tausend Jahren. Und Eifersucht und Angst und Küsse und alles in ein Wort gepreßt, in ein unsägliches Wort.

Plötzlich reißt er die Mütze vom Kopf, schwenkt sie und schreit: „Juhu —!" Doch im gleichen Augenblick sieht er erblassend unter der Menge Herrn Professor Bauernfeind, welcher an der Seite seiner Frau gemächlich die Wege abschreitet. Auch Professor Bauernfeind hat ihn erblickt und

sich im Geiste diese Gebärde der Ausgelassenheit notiert, da sie in bemerkenswertem Widerspruch zu der Zurückhaltung steht, welche der Schüler Brassen in der Lateinstunde zu üben pflegt.

Wolf schaut wenige Sekunden ganz hilflos vor sich hin. Ausgerechnet Mule muß dieses Juhu hören ... Doch schon hat das Karussell ihm den Anblick des Lehrers entzogen. Er hält die Mütze in der Hand. Und wie er sein Gesicht wendet, sieht er Barbaras hellblaue Augen, ihre jungen Lippen und einen Zug merkwürdiger Gespanntheit in den Winkeln ihres Mundes. Jesus, da fällt ihm ein, daß ja dicht neben ihm das Leben sitzt! Das Leben, welches ihn bisher nur mit dem Pfiff einer Lokomotive verhöhnt hat, dasselbe Leben, welches sich heute auf seine rote Mütze setzte und sie ihm mit dem Worte „da —" wiedergab. Dieses ferne, lockende, brennende, rätselhafte und doch wieder ganz nahe und ganz einfache Leben sitzt direkt neben ihm. Er hört schon das Gebrause der Welt, steht lustzitternd vor ihrem Tore.

„Mein Gott, Bärbel ..." flüstert er.

„Was ist denn?" fragt sie unruhig.

„Das ist!" antwortet er, sieht ihr ins Auge und drückt die Mütze fest an seine Lippen. „So. Noch einen. Und noch viele werde ich heute die ganze Nacht drauf geben."

Barbara sagt kein Wort. Aber ihr Gesicht ist so rot, als sähe sie gerade hinein in die junge Morgensonne.

Die ganze Nacht träumt Wolf von der blonden Barbara Birkner, fährt mit ihr Karussell, geht mit ihr spazieren. Steht mit ihr unter dunklen Kastanien, läuft mit ihr durch viele traumhaft schattige Straßen, über denen leuchtende Lichtpunkte tanzen. Immer sieht er ihr helles, junges, süßes Gesicht. Und morgens denkt er sofort an sie, springt aus dem Bett, wirft das Hemd ab, begießt sich mit Wasser, prustet, schnaubt, scheuert sich, lacht und denkt: Bärbel, Bärbel, Bärbel!

Vormittags geht alle Welt auf der alten Burg spazieren. Eine Musikkapelle spielt weithinaus ins Land. Klar und sonnig ist der Frühherbsttag, deutlich ragt der Arnstein aus den Harkeroder Wäldern in die helle Luft. Und drüben erhebt sich groß und violett der Brocken.

Deutschland, wie bist du schön, denkt Wolf. Wie weit und fruchtbar und besonnt, Täler und Höhen, Äcker und Wiesen, und die lustige Eine plätschert dazwischen, der Park rauscht, ein paar gelbliche Blätter wehen über den Weg. Schadet nichts, fallt ab, welkt ruhig, nächstes Jahr gibt es neue und übernächstes Jahr wiederum neue, und immer grünt die Welt von neuem, unerschöpflich, unermüdlich, voller Düfte und Farben. Ewig ist die Jugend.

Die Musikkapelle spielt. Nicht deutlich, Klänge nur weht der Wind daher, Trompeten und Pauken. Und die Seele ist berauscht von Musik und Wind und bunten Fernen. Einer Möwe gleicht sie, die mit ausgebreiteten Schwingen auf dem Sturme schwebt. Der Sturm ist gekommen und trägt sie sausend durch bewegten Raum.

Nachmittags treffen sich Wolf und Barbara wieder auf dem Festplatz. Unbeschreiblich schön sieht Barbara aus, noch schöner als gestern. Sie trägt ein helles Kleid, kurz, flockig, mit vielen bunten Blumen bedruckt. Und ein kleines Jäckchen hat sie überm Arm, das ist am Rande mit irgendeinem Pelz besetzt. Famos. Der Wind pustet ein wenig ums Kleid herum, das Kleid flattert auf und legt sich an die schlanken, geraden Beine. Immer wieder rutscht es bis an die Knie, obwohl es Barbara mit unermüdlicher Geste immer wieder schamhaft hinunterzieht.

„Nutzt nichts! Es rutscht doch!" triumphiert Wolf, „rutschen lassen, ist ja ganz egal!"

Barbara blickt empört hoch: Was der sich wieder untersteht. Man sieht nicht auf die Beine. Natürlich, dieser Brassen ist aus Berlin; in Berlin hat man unerträglich freie Formen.

Tante Emma ist kürzlich in Berlin gewesen, entsetzt ist sie zurückgekehrt.

„Ist es in Berlin schön?" fragt sie.

„Nein, hier ist's schöner."

„Aber Ihre Frechheit haben Sie aus Berlin mitgebracht."

Wolf bleibt stehen: „Aber Bärbel, das ist doch nicht Frechheit, das ist —"

„Was denn? He? Na? Was ist es denn sonst?"

„Das ist —" nein, er kann's nicht über die Lippen bringen. „Das ist nicht Frechheit, das ist ganz etwas andres. Es hängt mit der Himmelbettwolke zusammen. Es ist etwas, das durch den weiten blauen Raum schwebt, direkt in ein goldenes Tor hinein."

Barbara wirft ihm einen abschätzigen Blick zu. „Pfui, Sie dichten."

Wolf wird glühendrot. Einen Augenblick lang ist aller Zauber zusammengefallen. Warum hat sie das gesagt! Wie kann ein Mädchen so schön sein und gleichzeitig Haß auf die Poesie haben. Nie wird er mit ihr glücklich werden. Auch dieser süße Traum wird mit dem Herbste ausgeträumt sein.

„Was haben Sie denn plötzlich?"

Wolf schaut stumm zur Erde.

„Haben Sie Zahnschmerzen?"

Gott, wie ahnungslos dieses Kind ist! Was weiß sie von seelischen Schmerzen. Es hat keinen Zweck, irgend etwas auch nur andeuten zu wollen. Am besten, man tut, als sei nichts geschehen.

„Hab' ich Sie beleidigt?"

„Nein, nein." Er schüttelt den Kopf. „Ich wußte nur nicht, daß Sie die Dichtkunst verabscheuen."

„Ich?"

„Ja."

„Ich finde sie nur langweilig. Immer Aufsätze über

Iphigenie und Wilhelm Tell, und zu Hause liest Papa Fritz Reuter vor. Brrr, äx, pfui Deibel."

Wolf beginnt Zusammenhänge zu ahnen. Sie weiß noch nicht, was Kunst ist. Fritz Reuter! Heilige Einfalt.

„Kennen Sie Rilke?"

Barbara schüttelt den Kopf.

Ach, du guter Gott von Stroh, nicht mal Rilke kennt die Süße.

Mitten ins Geläute und Gelächter spricht er bewegt:

„Sicher schreiten sie zwei zu zwein,
Und sie halten sich um die Hüften,
Und die roten singen allein;
Und dann fallen mit ihren Düften
Leise, leise die weißen ein ..."

Barbara schweigt.

„Kennen Sie das nicht?"

Sie schüttelt den Kopf, sieht zu Boden.

„Das ist Rilke." Mit einemmal fällt ihm ein, daß er sie beleidigt haben könnte. Himmel, sie ist entsetzlich still, weil er so bodenlos taktlos war, ihre Bildung anzuzweifeln. Wie kann dieses Verbrechen wieder gutgemacht werden?

So: „Ich verstehe schon, daß Sie keine Freude an der modernen Kunst haben und nur die Klassiker lesen. Dies ist eigentlich auch mein Standpunkt. Denn schließlich, wenn man Einzelerscheinungen ausnimmt, lauter Öde ringsumher. Das Herz kommt nicht auf seine Kosten."

Barbara nickt stumm. Es nützt nichts, daß er sie freispricht. Ihre Blamage ist grenzenlos.

In diese gespannte Situation springt wie ein Ball ins Wasser jenes in sich völlig gefestigte, seines Glückes unbedingt sichere, von allen beneidete Paar: Werner von Raspe und Lisel Stein. Sie lachen, fragen, schwatzen, scherzen und fordern Wolf und Barbara auf, ins türkische Zelt zu kommen.

„Was ist da los?"

„Man legt sich auf Polster und raucht Wasserpfeife. Opium ist drin."

„Und kriegt Wanzen," vollendet Barbara.

„Bärbel!" mahnt Lisel entsetzt.

„Na ja! Von den Polstern! Glaubst du, die werden alle acht Tage geklopft?" Ach, sie ist böse, Zorn hat sich in ihr angesammelt, raus muß er.

„Also, auf zu den Pyramiden!"

„Wo die Bauchtänzerin ist?" fragt Werner.

„Nee, die ist jedes Jahr da," erklärt Barbara. „Wißt ihr, was ich am liebsten möchte? Reiten!"

Ja, gut, ausgezeichnet. Man beschließt, die Reitbahn aufzusuchen. Vorwärts!

Alle vier treten ein. Es riecht scharf nach Pferd, ein prächtiger Geruch, der Werner von Raspe entzückt. Er kann nämlich reiten. Er weiß, was Kandare und Trense ist und hat einen anerkannten guten Schluß. Hier auf diesen rührenden Gäulen kann man natürlich nichts zeigen. Nun, mit Gott hinauf!

„Heda! Ein Pferd!"

Er zahlt seinen Groschen und besteigt eine Fuchsstute, von der gerade jemand schwerfällig heruntergerutscht ist.

„Mensch, Jason, du?"

Jason vertritt sich die Beine. Er ist glücklich. Tasche voll Groschen, Reitbahn und Werner von Raspe. Er bietet ihm seinen Fuchs an. Übrigens kein hervorragendes Pferd, man gleite so dahin im Halbschlaf wie in einer Lateinstunde bei Mule.

Wolf und die Mädchen treten hinzu. Sie begrüßen sich; Jason, der alle Pferde genau studiert hat, gibt Ratschläge. Er empfehle zum Beispiel den netten Rappen für die jungen Damen. Den Rappen und vielleicht noch das Pony. Was ihn angehe, so mache er gern einmal eine Pause.

Bum—trä, bum—trä, bum—trä, fällt erschreckend plötzlich

eine Kapelle aus vier Bläsern ein. Ein gemächlicher Rhythmus, der unbedingt beruhigend auf die Pferde wirkt.

Wolf und Jason setzen sich auf eine Bank und schauen zu. Die beiden Mädchen reiten. Lisel im Damensattel auf dem Pony, Barbara im Herrensitz auf dem Rappen.

Jason sagt: „Reiten kann nur Werner. Der hat Façon. Hübsch sieht er aus."

„Inwiefern reiten die Mädchen schlecht? Hier kann man ja gar nicht schlecht reiten."

Jason bedenkt sich und gibt zurück: „Ersuche einen, er soll dir das Alphabet aufschreiben, und du erkennst schon daran, ob er eine ausgeschriebene Handschrift hat. Werner kann eben auf das älteste Roß steigen, man sieht gleich, wer's Reiten versteht."

Wolf schweigt. Dann sagt er: „Aber die kleine Birkner hat famose Beine."

„Das sollte mal ihr Direktor sehen."

„Sehr rassige Beine sind das, mein Lieber, ich versteh' was davon. Als ich jetzt im Sommer an der Nordsee war, habe ich genug Beine zu sehen gekriegt. Solch ein Paar war nicht darunter."

Die vier Bläser gleiten sanft in die Melodie von der Vogelwiese hinüber. Einige junge Leute treten ein und summen mit.

„Sie ist hübsch," meint Jason, „ich habe ja Muße, täglich ihr Blond von meinem Balkon aus zu bewundern. Aber ich taxiere auf Treulosigkeit. Gestatte, daß ich dich warne."

„Bitte," antwortet Wolf sehr kühl. Steht auf und lehnt sich an die Barriere. Die zehn Pfennig sind abgeritten. Eine neue Runde beginnt. Man kann über Jasons vor Neid strotzende Haltung nur einer Meinung sein. Immerhin ist es geraten, nicht mit ihm zu brechen, da er einen Balkon hat, der auf des alten Birkners Garten schaut.

An diesem Abend muß Barbara auf Grund strenger väterlicher Verfügung um zehn Uhr zu Hause sein.

Wolf möchte sich die Haare raufen. Warum ist denn der Vater so teuflisch und stellt ein derart unbilliges Verlangen?

Warum? Weil er schlechte Laune hat. Weil der Mond scheint. Weil ihn der Schnürstiefel drückt. So sind doch die Väter.

Ja, so sind die Väter. Dumm, dumm.

Listig lächelnd schaut Barbara zur Seite. Winkt mit der Hand vielwissend ab. Das kenne sie schon. Dagegen vermöge sie sich zu wappnen. „Der soll denken, ich lieg' im Bett. Ich bin derweil heidi."

Wolf bleibt stehen. „Ja, wie denn ...?"

„Ganz einfach. Vorn komm' ich rein. ‚Tag, Papa, da bin ich.' Dann schwatze ich noch fünf Minuten und dann gehe ich auf mein Zimmer. ‚Gute Nacht.' Er kriegt seinen Kuß und ist zufrieden. Ich geh' auch richtig hinauf, trampse ordentlich herum in meinem Zimmer, stelle sogar die Schuhe vor die Tür. Aber dann nehme ich mir ein Paar andre in die Hand, klettre aus dem Fenster auf das Dach der Gartenveranda, springe von da auf den Kirschbaum, laufe durch den Garten und schließe hinten auf. Da bin ich wieder. Du mußt aber draußen so lange warten."

Wolf wird heiß vor Glück. Sie hat eben „du" zu ihm gesagt. Eine herrliche Geschichte.

„Ja, ja," antwortet er. „Fabelhaft."

„Ganz einfach. Hab' ich schon oft gemacht."

„O Gott!" Wolf fällt Jasons hundsgemeine Warnung ein. Was meint sie mit „schon oft"?

„Oft?" stammelt er.

Sie nickt.

„Mit andern?"

Ihre klaren blauen Augen fragen erstaunt: „Wieso mit andern?"

„Mit andern Männern?"

Sie bleibt stehen. Starrt ihn an. Ihre Lippen öffnen sich

ein wenig, so daß vier schneeweiße Zähne neugierig hinausschauen. Dann aber schließen sie sich so fest zu, daß alles Blut für einen Augenblick den Lippen entweicht. Sie nickt und geht weiter.

Das ist alles? Das ist die ganze Antwort auf Wolfs bebende Frage? Also hat Jason recht. Das Glück ist zu Ende. Es muß zertreten werden.

Unterdessen sind sie wieder am Karussell angelangt. Barbara zeigt Neigung, ein paarmal herumzufahren. Wolf nickt stumm. Sie ist in bester Laune und macht sich über alle lustig. Man begrüßt sie, winkt, ruft ihr zu, sie winkt wieder.

Wolf kriegt kein Wort heraus.

„Haben Sie einen Fisch verschluckt?"

„Warum?"

„Weil Sie stumm sind."

Wolf lächelt dürftig. Zuckt die Achseln.

Nachdem sie auf diese Weise ein halbes Abonnement abgefahren haben, sagt Barbara: „Ich steig' jetzt aus. Mir gefällt's nicht in Ihrer Taubstummenanstalt. Wiedersehen!"

Abgesprungen. Unten steht sie.

Wolf sieht ihr nach. Sie begrüßt einen jungen Herrn, hängt sich bei ihm ein und wirft keinen Blick zurück.

Zu Ende. Das junge Glück ist des Herbstes Raub geworden. Man könnte es so bezeichnen, obwohl es etwas sentimental ist.

Wolf findet keinen Gefallen mehr an der Karussellfahrt. Dieses sinnwidrige Kreisen um einen tönenden Mittelpunkt erscheint ihm plötzlich als ein Spiel für alberne Verliebte. Wenn man im Leben vorwärts kommen will, muß man diese Dinge verachten lernen.

Er schlendert an den Zelten vorbei. Hell ist alles, laut, bunt, grell. Gemalte Damen in extravaganten Toiletten, barocke Architekturen aus Holz. Ganz so ist das Leben: grell, bunt, laut, angepriesen. Dahinter ein schlechtes Zelt, eine trübe Bude.

In dieser Stimmung trifft er Paul Büchting, der mit Ringewerfen soeben eine Flasche Heidelbeerwein gewonnen hat. Zuerst hat er vorbeigeworfen, schließlich scharf gezielt, sich stets korrigiert und sieh da: jetzt gehört die Pulle ihm.

„Komm," fordert er Wolf auf. „Wir gehen heim und trinken sie aus."

Und weil Wolfs Zimmer am nächsten ist, setzen sie sich in sein Zimmer, entkorken die Flasche und gießen ihre hellrote Flüssigkeit in zwei Wassergläser.

„Prosit," Wolf hebt sein Glas. „Auf das Wohl deiner nackten Tänzerin."

Büchting schüttelt den Kopf, schiebt den Unterkiefer grimmig vor und schaut beethovenisch ins Leere.

„Hast du mit ihr was angefangen?"

„Schrumm. Schwamm drüber." Er setzt das Glas an und trinkt es mit einem Ruck aus.

Auch Wolf hat einen guten Schluck genommen.

Beide sehen sich entsetzt an. Herrgott im Himmel, was haben sie da getrunken!

Stumm erhebt sich Wolf, nimmt die Flasche und gießt ihren Inhalt in den Eimer. Dann greift er zur Wasserkaraffe: „Willst du was nachtrinken?"

Büchting wehrt ab. „Nein, laß! Ich will den fiesen Geschmack weiterhin auf der Zunge spüren. Er soll mich daran erinnern, daß die Weiber genau so gemein wie dieser Heidelbeerwein sind. Es tut nötig, das zu wissen. Wir sind alle viel zu gläubig, viel zu idealistisch. Das gilt auch für dich, Wolf. Wir müssen unsre Ideale ablegen und real denken lernen."

Wolf nickt. Ja, ja, das ist sicher so.

„Und die zwei Mädels? Du bist doch mit der Blonden immer herumgezogen. Deinem Gesicht seh' ich an, daß etwas passiert ist. Na, genug davon. Man darf nichts von ihnen erwarten, am allerwenigsten darf man sie nur geistig lieben oder nur seelisch. So habe ich Leni geliebt, ganz unsinnlich.

Da hatte ich meinen Braten. Der Alte mußte kommen und den Knatsch in Ordnung bringen. Entweder läßt man die Weiber überhaupt liegen oder man geht gleich aufs Ganze, das ist mein Rat. Komm jetzt auf meine Bude. Wir trinken einen Korn und ich spiele Beethovens letzte Sonate. Musik, mein Junge! An die kannst du dich immer halten, die enttäuscht dich nicht."

Wolf hörte sich auf Büchtings Stube Opus 111 an, ließ den Korn stehen und ging innerlich erhoben davon.

Eine Viertelstunde später befand er sich vor der Villa des alten Apothekers Birkner. Die Uhr zeigte dreiviertel auf zehn. Er ging hin und her. Bisweilen blieb er stehen. Bis in diese stille Straße konnte man das Läuten und Klingeln des Jahrmarktes hören. Ja, ja, dort war man lustig. Bärbel ging dort vielleicht mit einem Herrn Arm in Arm und ließ sich türkischen Honig und gezuckerte Nüsse spendieren.

Als es vom Stephansturm Zehn schlug, fing sein Herz wie verrückt zu klopfen an. Ein wilder Trotz überkam ihn. Nicht warten, nun gerade nicht warten! Und langsam verließ er die dunkle Straße.

Da — an der Ecke zum Moltkeplatz kommt ein Mädchen angelaufen, das Röckchen weht bis zu den Knien hinauf, sie trägt eine kleine mit Pelz besetzte Jacke, ihre Mütze hat sie in der Hand und schwenkt sie ...

Wolf bleibt stehen: „Bärbel?"

Sie bremst. Hält, streckt ihm die warme Hand entgegen. „Wartest du auf mich?"

Er nickt. Nichts sagt er. Aus ist's mit der Sprache.

„Ich hab' jetzt keine Zeit, weil ich doch um zehn oben sein soll. Geh in die Douglasstraße. Dort ist eine alte Holztür in der Mauer unsres Gartens. Warte dort, ich komme nach zwanzig Minuten."

Wirblig hat Barbara die Sätze herausgestoßen. Nun stülpt sie ihre Mütze auf das blonde Haar, knöpft die Jacke zu und

will weiter. Doch im Augenblick besinnt sie sich noch, stockt und fragt: „Warum sind Sie denn heute nachmittag so eklig gewesen? Was?“

Übrigens wartet sie keine Antwort ab, sondern piekt nur mit dem ausgestreckten Zeigefinger an seine Stirn: „Da! Wiedersehen!“ Weg ist sie.

Wolf fühlt noch den Druck des Zeigefingers. Ein kleiner, lustiger Pfeil war es, sie schoß ihn ab. Sie hat ihn nicht zurückgezogen. Er sitzt immer noch darin. Wenn nur der Herr nicht wäre, in dessen Arm sie sich eingehängt hatte! Das ging doch schließlich über das Maß des Erlaubten hinaus. Wolf möchte wieder böse sein. Er weiß: er müßte böse sein, müßte Büchting recht geben. Unmöglich. Es treibt ihn fort. Er rennt einmal um die helle lärmende Herrenbreite und dann geradewegs zu jener alten Holzpforte in der Gartenmauer.

Er wartet zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig Minuten. Hin und her geworfen zwischen Hoffen und Enttäuschung. Wie kennt er nun jeden Stein der stillen Straße, die Laterne vor dem Holzpförtchen, die Scherben auf der Mauer, die hohen Jasmin- und Holunderbüsche, welche ihr spätgrünes Laub über einen Mauerwinkel legen, die dunklen Schatten der Bäume des Gartens.

Oft, wenn niemand durch die Straße geht, lehnt er sich an die hölzerne Pforte und lauscht.

Dann spaziert er wieder auf und ab. Bleibt stehen, schaut, horcht, geht weiter.

Eine Uhr schlägt halb. Es ist halb elf. Aha, da öffnet sich die Mauer. Das Licht der Laterne fällt auf aschblondes Haar. Sie ist da, sie winkt. Wolf stürzt zu ihr, reißt die Mütze ab, grüßt, als hätten sie sich acht Tage lang nicht gesehen.

„Hast lange warten müssen?“

„Nein, gar nicht.“

Barbara macht einen Schritt auf die Straße hinaus, schaut

nach rechts, schaut nach links, kehrt zurück und öffnet mit einladender Bewegung die Gartenpforte.

Wolf denkt: sie ist toll.

„Ja wie denn? Kommst du nicht mit zum Karussell?"

Barbara schüttelt den Kopf: „Ich werde dumm sein. Papa ist jetzt in die ‚Drei Mohren' gegangen, dem braucht bloß Lust anzukommen, daß er sich den Rummel auf der Herrenbreite einmal anguckt, schon sieht er sein Fräulein Tochter neben einem Herrn auf dem Karussell. Na, da können wir was erleben, prosit! Aber vor halb zwölf ist er nie zurück. Also sind wir im Garten am sichersten."

„Und deine Mutter?"

„Ist eingeladen. Glaubst du, die macht Nachtspaziergänge in ihrem Garten? Na, und selbst wenn sie heimkommt. Alle kommen doch vorne herum! Wer geht denn durch den Garten."

Wolf steht schon halb in der Tür. Plötzlich ist es dunkel um ihn. Sie hat die Pforte geschlossen. Er sieht nichts, fühlt weichen Sand unter seinen Schuhen.

Barbara befiehlt: „Stehenbleiben!"

Wolf rührt sich nicht. Da wird seine Hand von einer andern ergriffen. Willenlos folgt er ihr.

„So. Hier ist eine Bank. Da kann ich durch die Bäume gucken und sehen, wenn's im Hause hell wird. Setz dich."

Wolf setzt sich. Alles ist ganz unwirklich. Er träumt ja nur.

Allmählich unterscheidet er Sträucher, Bäume und Durchblicke. Oben ist Himmel; dunstig mit unruhigen Wolken, zwischen denen Sterne blitzen. Um ihn rauscht und raschelt und duftet es nach Laub und Erde.

Wolf begreift, daß sich vor ihm ein magisches Gewölbe öffnet, in dem sein Wunsch unerreichbare Kostbarkeiten hervorzuzaubern vermag. Er kann die Hand heben und neben sich die Schulter eines himmlischen Mädchens berühren. Doch er braucht seine Hand nicht zu heben, er weiß, daß sie neben ihm sitzt, jedes Nervenspitzchen seiner Haut weiß es. Und er

braucht auch keinen Wunsch auszusprechen, da alles erfüllt, alles gut, alles ganz offen ist. Die Welt hat ihr Tor aufgetan. Das Gold der Sternennacht tropft mitten ins Herz.

„Du bist aber langweilig," sagt eine helle Stimme. „Immer noch taubstumm? Dann mache ich gleich wieder die Tür auf."

„Nein, Bärbel, gar nicht mehr. Vergib, daß ich dich beleidigt hatte."

„Beleidigt? Keine Spur. Ich habe mich nur gelangweilt. Dann sah ich unten meinen Bruder stehen und bin mit dem ins Café gegangen, Schlagsahne essen. Wärst du brav gewesen, hättest du mitkommen dürfen."

Wolf möchte die Hände falten vor Dankbarkeit gegen das Schicksal.

„Du hast einen Bruder?"

„Zwei sogar. Einer ist zu Besuch hier."

Gott sei Dank! Gott sei Dank!

„Ich habe dich beleidigt," flüsterte er. „Du mußt mir verzeihen."

„Dumm bist du. Immer redest du dasselbe."

Wolf tastet nach ihrer linken Hand. Er findet sie, führt sie an die Lippen und preßt viele Küsse darauf.

Barbara läßt es schweigend geschehen. Er behält die kleine Hand in der seinen, doch so, daß er gleich ihren Arm an sich drücken kann. Viel Zärtlichkeit bewegt ihn, viele große, unsagbare Gefühle füllen ihn auf. Immer wunderbarer wird die Welt.

Barbara lacht.

„Warum lachst du?"

„Weil ich denke, daß mein Vater denkt, ich liege im Bett. Hier ist's schöner."

„Schöner als im Karussell?"

„Ja."

Wolf wagt es, den rechten Arm um ihre Schulter zu legen. Seine offene Hand bedeckt die glatte Schulter, von der sich

das Kleid ein wenig verrutscht hat. Das Mädchen zittert leicht auf.

„Frierst du nicht?"

Sie schüttelt den Kopf.

Er streichelt die Schulter und gleitet zaghaft hinab, fühlt, wie ihre Brust sich anwölbt zu weichem Hügel, den eine kleine harte Knospe krönt. Er wagt nicht, seine selige Hand zu bewegen, ihm ist, als ruhte die Welt auf goldener Spitze, schwerelos, leiblos, umspielt von Sternen. Ganz anders hatte er sich einen solchen Augenblick geträumt. Heiß und taumelnd im Begehren. Nichts ist von alledem in ihm. Er begehrt nicht mehr zu wissen, nichts zu schauen, fühlt nur sein Wesen seltsam erhoben in eine neue Sphäre, die „reine Harmonie" heißt.

Jetzt spürt er etwas über die Maßen Köstliches: Barbara legt ihren Kopf fester an seine Schulter. Er fühlt aus diesem Druck ein wundersames Vertrauen quellen. Er schwört sich zu, dieses Vertrauen nie zu täuschen. Langsam hebt er mit der linken Hand ihr Gesicht zu sich empor, erkennt schattenhaft die süßen Züge. Und indem er die Rechte von ihrer Brust löst, umklammert er sie fest und küßt sie immer wieder und wieder auf den Mund.

Sie läßt es geschehen, sie wehrt sich nicht, weiß nichts von dunkler Scham, die Unbekanntes fürchtet. Offen ist ihre klare Liebe ihm zugekehrt und trinkt die seine wie Wein aus nie berührtem Kelche.

Nach einer Weile schöpft sie Atem, befreit sich aus der Umschlingung und ordnet ihr Haar.

„Du, du, du," flüstert Wolf beseligt.

Sie sagt nichts, sie sieht ihn nur immer an.

Im Hause zwischen den Bäumen blinkt ein Licht auf.

„Ich muß fort," stößt Wolf heraus.

Sie rührt sich nicht.

„Ich muß ja doch fort. Deine Eltern sind da."

„Ja," haucht sie nach langem Schweigen, ohne sich zu bewegen.

Er küßt sie und erhebt sich. Nun begreift sie, daß er fortgehen muß, folgt ihm zur Tür wie im Traum, schließt auf und erwacht lächelnd zu ihrem hellen Wesen.

Er ist schon auf der Straße, da ruft sie ihm noch „gute Nacht" hinterher.

2

Wolf ist zumute, als sei er eine Wiese, die sich Monate und Wochen nach dem Frühling gesehnt hat und nun über Nacht, sich selber zu seligem Erstaunen, ganz mit Blumen bedeckt ist. Wolf ist eine solche Wiese, er fühlt sich blühen und weiß nicht, wie dies Wunder geschah. Sein Sinn ist aufgetan wie in jener Nachmittagsstunde, wo um ihn minutenlang eine verwandelte Welt glänzte und er mit dieser Welt verwandelt war. Sein Sinn ist aufgetan, alle Bedrückung, alles quälerische Suchen wie Schnee zerschmolzen über blühendem Anger. Er weiß nun, daß dies Erlebnis ihn in den Kreis des geheimnisvollen Lebens gestellt hat, fühlt es um sich brausen und wehen und ist selbst ein Wind und ein Gebrause.

Als am Sonntag der Jahrmarkt Höhepunkt und Ende erreichte, heckte er die verwegensten Pläne aus, um dem Druck seines Glückgefühls einen Ausweg zu geben. Den Mädchen zu Ehren sollte ein Feuerwerk gen Himmel knattern, aus gemeinsamer Umlage sollte Bier und Würstchen allen Budenbesitzern spendiert werden, ferner sollte —

Kurz, eine Idee folgte der andern. Kappel nannte das mit verzeihendem Lächeln „Brodeln des Liebestopfes", und meinte, daß, wenn des Septemberfestes Glut nicht mehr unterm Kessel brennen sollte, auch für Brassen das Leben wieder normale Temperatur erhielte.

Dietrich Gray lächelte väterlich, zog ein wenig die Augen-

brauen empor und legte seinen Arm um des Freundes Schulter.

„Nun?" fragte ihn Wolf, „sag selbst, sollen wir diese herrlichen Tage spießbürgerlich enden? Bist du etwa auch der Meinung? Rede, Mensch!"

Dietrich besann sich. Er schlug vor, nach Jahrmarktsschluß auf die Westerberge zu gehen und bei einem Herbstfeuer die verrauschte Freiheit dieser drei Tage zu beweinen.

Schön, auch dafür war Wolf zu haben.

„Nur äußerliche Erwärmung?" fragte Eberhard Jason. „Beim Feuer ließe sich nach meinen Erfahrungen —"

„Erledigt!" unterbrach Kappel. „Die innere Erwärmung entscheidet."

Elias Dunker ging vorüber.

„Halt ihn!" rief Dietrich und führte ihn in den Kreis, „mir scheint, dir tät es nicht übel, dabei zu sein."

„Wobei?" fragte Elias.

Die Freunde erklärten.

„Und Montag? Mathematikstunde! Dann Französisch, Latein, Physik —"

„Ihm ist nicht zu helfen," fiel Jason ein. „Gerade darum, Kleiner! Gerade weil der Montag mit Mathematik beginnt, muß der Sonntag mit Menschlichkeit abschließen. Wir befinden uns doch in einem humanistischen Gymnasium."

Elias lächelte unfrei. Der Grund seiner Abwehr lag wohl mehr darin, daß er kein Taschengeld erhalten hatte und sich von Silberhain nichts leihen wollte. Er schämte sich, zu gestehen, daß es ihm an den fünf Groschen für die Umlage fehlte. Immerhin wollte er sich dem allgemeinen Wunsch nicht entziehen. Ja, gut. Er würde kommen. Wann das Geld zu zahlen sei?

Eberhard Jason umarmte ihn pathetisch und rief: „Geliebter, du mußt nach Absolvierung der Penne Buchhalter werden. Wer hat denn jetzt Geld übrig! Die zwei Flaschen

gibt der Weinkeller meines Alten noch her, ohne Zahnlücken zu kriegen."

Da freute sich Elias und war beschämt, daß er sich freute. Daß er sich um fünfzig Pfennig, die er nicht zu zahlen brauchte, auf ein Beisammensein mit Kameraden freuen konnte. O, anspeien hätte er sich mögen. Welch ein Leben!

Ihm waren diese Tage nicht heiter gewesen. Sein Taschengeld hatten absichtlich die Eltern nicht geschickt. Dafür war ein Brief des Vaters erschienen, der ihn ermahnte, die freien Tage hübsch ordentlich für Repetitionen zu verwenden. Er, der Vater, wäre glücklich gewesen, wenn er in seiner Jugend ein Gymnasium hätte besuchen dürfen. Er merke immer wieder, wie ihm die richtige Schulbildung fehle. Und zum Nachholen sei es zu spät.

Elias las den Brief gewissenhaft, ließ ihn sinken und sah aus dem Fenster, an der Hofmauer vorbei in das tiefe Grün eines nachbarlichen Gartens. Darüber stand der strahlende Septembertag. Wo mag jetzt Helga sein? dachte er. Weiße Terrasse, leuchtende Bai, lächelndes Gespräch mit eleganten Menschen. Und hier dieser Brief des kleinen Mannes. Nicht einmal eine Mark fürs Fest auf der Herrenbreite. Sein Kopf fiel über die Hände, die schmale Schulter zuckte in nutzlosem Weinen.

Nachmittags läuft Wolf Brassen mit Paul Büchting die Eislebener Chaussee hinauf. Er hat Paul vorgeschlagen, im Dauerlauf bis zum Kirschberg zu rennen, dann Pause zu machen, langsam linker Hand zur Obstplantage steigen, Pflaumen kaufen, ins Gras sich legen, in die weite Welt gucken.

Bis auf den Dauerlauf ist Paul mit allem einverstanden. Nun hat er aber bei der „alten Wildsau" soeben vier Tassen Kaffee getrunken, fatal, bei jedem schnellen Schritte kluckere der Kaffee lästig im Magen.

Meinethalben. Wolf gibt nach, er will auf Pauls Magen Rücksicht nehmen.

So sind sie den Anberg zu einem kleinen Obstgut emporgewandert, haben gegen einige Groschen von einer freundlichen Frau zwei große Tüten mit gelben Pflaumen erhalten, setzen sich auf eine alte Bank und blicken steinspuckend ins Tal. Es ist ein heller glitzernder Nachmittag mit weiter Fernsicht. Deutlich hebt sich aus dem Horizont das Massiv des Brockens.

Wolf entdeckt, daß alle Pflaumen Maden haben, öffnet probeweise drei, vier, fünf — wirklich, alle fünf haben kleine weißliche Maden mit schwarzen Köpfchen. Eine höchst betrübliche Feststellung.

„Gib her," sagt Paul. „Ich fress' sie auch mit Maden. So gute, saftige Pflaumen wirft man darum nicht fort. Du bist eben ein Stadtkind."

Wolf sieht mit Schaudern, daß Paul wirklich in eine neue gelbe Pflaume beißt. Ihn genieren diese Tiere nicht. Er erklärt, daß diese Würmchen ja nie draußen gewesen, sondern gleich in der eigenen Pflaume zur Welt gekommen seien. „Nun also," schließt er, „was ist dabei? Siehst du, Wolf, das ist alles nichts andres als die Furcht der Kulturmenschen vor der unverdorbenen Natur. Auch eine Made ist, recht betrachtet, Natur. Der Naturmensch, der unverdorbene Mann findet nichts dabei, wenn er mal eine Made mitißt."

Wolf gibt ihm rein theoretisch recht. Praktisch — nein. Man lebe eben zuviel in der Stadt, sei schon angekränkelt von feinen Gewohnheiten, vom W. C. und allerhand Bequemlichkeiten. Indessen sei er, was ihn persönlich angehe, felsenfest davon überzeugt, daß die Liebe zu Bärbel ihn völlig erneuern werde. Stündlich fühle er alte schlechte Gewohnheiten von sich abfallen, neue Ideen beflügelten ihn, sogar seine dichterische Produktion sei wieder erwacht. Nur eine Sorge bedrücke ihn ein wenig: Bärbel halte nichts von der Kunst.

Paul macht mit der linken Hand, welche die offene Tüte

hält, eine beschwichtigende Bewegung: „Immer sachte, mein Herze," antwortet er. „Laß doch das Mädel erst mal zu sich kommen. Du kannst nicht gleich verlangen, daß sie den Zarathustra gelesen hat. Wie alt ist sie denn?"

„Sie wird achtzehn, sagte mir der kleine Peter."

„Ist sie denn noch im Lyzeum?"

„Ein Jahr sitzen geblieben, glaube ich. Die ist temperamentvoll. Die fügt sich nicht eins — zwei — drei ins Schulreglement."

„Na, siehst du. Da kannst du nicht große Literaturkenntnisse von ihr verlangen —"

„Verlange ich auch gar nicht," unterbricht Wolf. „Ich will nur Liebe zur Kunst, Willen zur Kunst, Andacht vor dem Geiste, verstehst du? Daran, ob jemand Kunst liebt oder Kunst langweilig findet, kann ich sehen, ob er ein freier oder ein subalterner Mensch ist."

Paul antwortet nicht. Ißt Pflaumen, spuckt Steine, blickt in die gläsern-klare Weite. Ein herrlicher Herbsttag.

„Gedenkst du, sie zu heiraten?"

„Nein. Ich — ich denke überhaupt nichts. Ich schwimme mit offenen Augen im Licht, das ist alles."

„Habt ihr euch schon geküßt?"

„Ja."

„Hast du dabei sinnliche Empfindungen gehabt?" fragt Paul mit einer Pflaume im Munde.

„Nein, denk dir, gar nicht. Obwohl meine rechte Hand urplötzlich ihre süße Brust, eine himmlische Brust fühlte. Nichts war da von unanständigen Wünschen, nur Gefühl der Freiheit."

Paul nickt. Wolf erzählt noch dies und jenes. Er ist sehr froh, offen weht um ihn das All. Er spürt förmlich, wie die Erde im Äther schwimmt.

„Ja," sagt Paul, „ich freue mich deines Glückes, aber die Sinnlichkeit, das ist gewissermaßen so ein Würmchen in einer

süßen saftigen Pflaume und wird gleich mit der Liebe zusammen geboren. Du siehst sie zuerst nicht, wie du das Würmchen auch nicht siehst. Aber es ist deshalb doch drin und nährt sich von der Pflaume. Eines Tages ist sie deine Geliebte, und du denkst nichts andres den ganzen Tag, als wie schön die Nacht werden soll und wie herrlich ihr Körper nackend ist."

„Nie," entgegnet Wolf. „Ich selbst werde diese Liebe nie verunreinigen lassen."

„Ist das verunreinigen? Auch die Sinnlichkeit kommt von Gott. Übrigens glaube ich, daß Pflaumen auf Kaffee nicht gut tun. Mir ist komisch im Bauche."

„Du hast über ein Pfund gegessen," lacht Wolf schadenfroh, „also mindestens dreißig Gramm Maden. Das ist die Folge deiner Rückkehr zur Natur."

Der Direktor des Lyzeums und der Höheren Töchterschule in Annenstedt heißt Wilhelm Schwanebaum. Es ist sozusagen „ein Mann in den besten Jahren" und entspricht mit seiner fleischigen Brust sowie dem kräftigen Bauche wohl den Vorstellungen, die man in diesem Lande von Manneskraft zu haben pflegt. Übrigens trägt er einen dunkelblonden Spitzbart. Die Gymnasiasten kennen, soweit sie Beziehungen zu den Schülerinnen unterhalten, diesen Herrn gut. Sie sind nicht ohne Mißtrauen gegen ihn.

Und nun geschieht es, daß ausgerechnet am dritten Tage des Festes Direktor Schwanebaum breit durch die Budenstraße spaziert, hie und da stehen bleibt, die bunten Fetzen und grellen Lampen wohlwollend belacht, doch zwischendurch scharf nach seinen jungen Mädchen Ausschau hält. Gelegentlich sieht er eine, die seinem Ordinariat angehört. Er läßt sich von ihr grüßen, zeigt indessen kein Mißfallen darüber, daß sie sich noch heute abend, neun Uhr, hier amüsiere. Möge sie lustig sein, Jahrmarkt gibt's ja nur einmal im Jahr. Unruhiger wird sein Blick, wenn er die Mädchen in Begleitung

junger Herren sieht; er kneift dann leicht die kurzsichtigen Augen zusammen, streicht sich nervös Schnurr- und Spitzbart und grüßt geradeaus blickend.

Jetzt ist er am Karussell angelangt, bleibt stehen und zeigt wieder sein wohlwollendes Lächeln: soll sich die Jugend nur amüsieren, auch er ist einmal jung gewesen. Recht so, seid lustig.

Da sitzt aber in einer Kutsche die kleine Birkner aus der ersten Klasse. Sie sitzt auch nicht allein, sondern ein junger Oberprimaner neben ihr. Sie sieht ihn nicht, sieht nur den Laffen an ihrer Seite. Direktor Schwanebaum kneift ein wenig die Augen zusammen und dreht an seinem Schnurrbart.

Die Glocke läutet, langsamer gleitet das Karussell. Jetzt hält es.

Wolf springt ab, reicht Barbara gut erzogen die Hand und ist erstaunt, daß sie plötzlich so starren Blicks an seiner Hand vorüber sieht, wie ein kleines Mädchen knickst und rot wird.

Er dreht sich um. Keine zwei Schritt von ihm entfernt steht ein unbekannter, beleibter Herr. Der Herr winkt Barbara. Sie folgt, freilich nicht sofort. Sie ziert sich etwas, ordnet den Rock, obwohl nichts zu ordnen ist. Ihre Wangen sind auch nicht mehr rot, sondern eher blaß zu nennen.

Wolf bleibt stehen. Sagt sich: abwarten, was geschieht. Es geschieht dieses: der Herr legt seinen Arm väterlich um den Nacken Barbaras, beugt den bärtigen Kopf ein wenig zu ihr und spricht halblaut auf sie ein. Sie hat den Blick zu Boden gesenkt.

Jetzt gleitet die Hand des Herrn von der Schulter Barbaras über ihren Arm, umfaßt den Arm, tätschelt ihn ein wenig. Augenscheinlich hat der Herr eine Frage gestellt. Sie antwortet, blickt ihn aber nicht dabei an.

Endlich gibt er ihr einen freundlichen Klaps auf jenen Körperteil, von dem man nicht ohne weiteres zu sprechen pflegt, blickt mit zusammengekniffenen Augen zu Wolf hin-

über, grüßt, das heißt, lüftet ein wenig den steifen Hut und stolziert aufgerichtet davon.

Barbara sieht verstimmt aus: „Daß gerade das alte Ekel mich erwischen muß!"

„Was für ein Ekel?"

„Herr Direktor Schwanebaum."

„Das war Schwanebaum! Hat er geschimpft?"

„Hefte hinbringen. Das ist nämlich 'ne Ehre. Wer die hinbringen darf, kriegt jedesmal Schokolade oder so was Süßes. Ich mache mir nichts daraus, nicht die Spur mache ich mir draus, das kannst du mir glauben. Aber wenn ich nein sage, fliege ich durchs Examen."

„Aha."

Barbara nickt. Sie hat sich bei Wolf ganz frech eingehängt. Nun, die Straße ist schwach erleuchtet, und hier, wo der Eisenbahnkörper beginnt, befindet sich gewiß kein Mensch. Alle sind auf dem Festplatz. Wolf und Barbara gehen gleichen Schritt. Das Mädchen schaut immerfort zu Boden.

„Hast du ihn gern?" erkundigt sich Wolf weiter.

„Nein!" ruft sie und schüttelt sich.

„Aber er hat dich gern?"

Sie nickt.

„Das ist immerhin vorteilhaft."

Sie zuckt die Achseln.

Plötzlich bleibt Wolf stehen. Auch Barbara bleibt stehen. Erstaunt, fast ängstlich sieht sie in sein Gesicht.

„Der ist wohl verliebt in dich?" fragt er leise.

Barbara antwortet darauf nichts, sondern betrachtet eine Gaslaterne. Wolf starrt sie aufgerissenen Auges an. Nach einer kleinen Zeit nickt sie mehrmals schwach, wie unbeteiligt.

Dann gehen sie weiter.

Wolf preßt Barbara an sich, als wolle er sie vor etwas Schlechtem bewahren. Sie blickt immerfort zu Boden. Schweigen.

Auf einmal sagt sie: „Vor ein paar Tagen hat er mich küssen wollen."

„Was?"

„Ja. Ich reichte ihm die Hefte, sagte adieu, da nahm er meinen Kopf in beide Hände und sagte: ‚Du bist ein deutsches Mädchen, hast treue Augen, gutes Kind,' und kam mit seinen Lippen an mich ganz nahe 'ran. Er roch entsetzlich nach Zigarre. Ich riß mich los, rief: ‚Adieu, Herr Direktor!' und öffnete die Tür."

„Nun und weiter?"

„Nichts. Das war alles."

Wolf preßt den bewegungslosen Arm des Mädchens fester an sich. Er fühlt ihre quälende Furcht. Fühlt einen Haß in sich aufsteigen, den er nie kannte.

„Bist du mir böse?" flüstert sie und starrt ihn an.

„Ach du ..." sagt er leise.

Dann bleiben sie am Geländer der Brücke stehen. Unten dampft ein Güterzug langsam vorüber.

Wolf sieht, wie aus Barbaras großen Augen blinkende Tropfen rinnen. Immerzu, zwei Bächlein. Sie weint, und doch verändert sich kein Zug in ihrem Gesicht. Das ist entsetzlich und herrlich zugleich.

„Wenn der Kerl dir noch einmal etwas tut, schlag' ich ihn tot!" sagt Wolf mühsam verhalten. Am liebsten möchte er es über die Stadt schreien.

Barbara schaut ihn nur flehend an.

Der Güterzug rollt immer noch. Er hat mindestens dreißig Wagen. Ein Mann mit Laterne geht zwischen Schienensträngen.

Das „Glück" denkt Wolf, das „Leben", die „Welt" ... Vor wenigen Augenblicken noch hell wie ein Gipfel im Sonnenlicht. Was ist nun geschehen? Wo ist das Licht geblieben? Eine dunkle Wand steigt vor ihm auf. Das Leben ist am Ende ein pfadloses Gebirge mit Schroffen und Abgründen. Flüchtig er-

scheint ihm dieser Gedanke nicht übel. Doch indem er ihn aussprechen will, findet er ihn banal, findet er es gemein, daß er an so etwas denken kann, während neben ihm ein geliebtes Mädchen weint.

Er legt einen Arm um ihren Nacken und küßt die nasse Wange. „Weine nicht, aber sei auf deiner Hut. Wenn er dich richtig küssen sollte, werde ich ihm einen anonymen Brief schreiben. Ich werde ihn besuchen —"

„Dann fliegst du durchs Maturum," klagt Barbara leise.

Wolf nickt. Ja, sie hat recht, dann fliegt er durchs Maturum. Was ist zu tun? Ob man zum Bürgermeister geht oder zum sozialdemokratischen Parteivorstand?

Überraschend fällt Licht in seine dunklen Wanderungen.

„Du, Bärbel!"

„Ja? Was denn?"

„Er hat dich ja noch gar nicht geküßt!"

„Nein!"

„Na also. Und wenn er's tun will, wenn er's nochmal versucht —"

„Dann kriegt er eins ins Gesicht geschlagen!" unterbricht ihn Barbara flammend. Groß und böse sind ihre blauen Augen. Wie herrlich sie ist! Kann man denn auch nur sekundenlang dieses Glück vergessen? Hell wird der Gipfel wieder. Ja, Schluchten und Abgründe. Doch ein Mann fürchtet nicht Gefahren.

Die Lichter sind erloschen, die Lampen blenden nicht mehr, kein Karussell dreht sich, keine Glocke läutet. Vom Stephanikirchturm hat die Uhr Mitternacht geschlagen. Das Fest ist zu Ende.

Die Freunde haben ihren versteckten Platz bei den Westerbergen gefunden, Reisig gesucht, Holz getürmt und ein Feuer entzündet. Es glastet trüb in die milchige Dunkelheit. Kein Stern scheint durch den Dunst, kein Mond.

Sie lagern sich um die Glut. Kappel und Jason schenken Rotwein in die mitgebrachten Gläser. Die Nacht ist warm und windstill, die Gläser funkeln im Flackern des Feuers wie Rubine.

Elias starrt in den knisternden Brand: gleichgültig, was morgen geschieht. Gegenwart ist Leben, nicht das Gewesene, nicht das Kommende. Ist dir Böses bestimmt, wird es einmal Gegenwart sein, wird auch vorübergehen und der Lust weichen. Wer nur den Ausgleich fände! Wer einem sagen könnte, wo Lust und Qual sich aufheben.

Dietrich setzt sich neben ihn, betrachtet den Bewegungslosen. Leis und flüchtig streicht er Elias übers Haar: „Hängst du an alten Spinnweben fest? Trink. Vergiß das Gestorbene."

Elias schiebt das Glas fort. „Ich will nicht trinken. Brauche ich erst den Wein zum Rausche, bin ich nicht besser als ein Säufer."

„Du hast recht. Man muß den Rausch im Blut haben. Es ist nicht gut, den Wein zu fliehen, doch man soll ihm auch nicht nachlaufen. Frei sein zu jedem Entschlusse."

Willi Gast, der hinter den beiden steht, hat das letzte Wort gehört. Er dehnt seine breite Brust und reckt die Arme: „Ihr liegt wie in Ketten am Boden und sprecht über die Freiheit. Ihr habt keine Kraft. Herrgott, mir ist heut, als müßte ich einen Eichwald entwurzeln! Die Kräfte kochen, die Rinde springt vor Saft. Dichten könnt' ich, als wär' ich Brassen. Doch der kauert am Boden und heckt was mit Raspe aus. Schwächlinge!" donnert er, „so trinkt wenigstens! Wein will ich, Jason, Mundschenk! Nicht vergeblich sollst du deines Alten seinen Weinkeller durchlöchert haben.

Frisch auf, Gesellen, die Humpen gefüllt,
Die engenden Westen gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben quillt,
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet."

„Brav, Pepchen," sekundiert Jason. „Gib du den andern ein Beispiel deutscher Manneskraft. Das sind mir Mönche rundum. Sogar Kappel schläft."

Kappel hebt den Kopf: „Du siehst nur die Schale, Freund, nicht den Kern. Ich schlafe nicht, ich filosofiere, und zwar mit f geschrieben. Das heißt, ich bin mir meines besonderen Standpunktes bewußt. Nicht anders tat es Sokrates beim Symposion. Wein und Weisheit verträgt sich nicht übel, doch das wissen nur die Eingeweihten. Ihr seid noch Novizen in des Geistes Reich." Er hat dies in seiner ironisch-selbstgefälligen Art auf überhebliche Manier vorgebracht.

Gast und Jason sind vergnügt, daß er sich überhaupt zum Wort meldet: jedenfalls einer, der etwas spricht, nicht nur raunt. Die Melancholie ist unerträglich.

Dietrich wendet sein scharfes Profil Jason zu. Über die Achsel hinweg bespöttelt er seine Betriebsamkeit: es sei sinnvoll, nach lärmenden Tagen stille zu werden.

„Ich agitiere auch nur so laut, weil ich das Heulen fürchte," murmelt Jason vor sich hin.

Willi Gast schaut rundum: „Will niemand mit mir boxen?"

Niemand.

Wolf steht auf, streicht sein blondes Haar aus der Stirn und sagt zu Werner von Raspe, der noch im Grase liegt: „Also abgemacht. Das ist wie ein Schwur. Passiert es noch einmal, rächen wir die armen Mädels. Der Hund soll sich vorsehen."

„Vor dir?" fragt Willi Gast übers Feuer hinüber.

„Ja, vor mir. Und du wirst uns helfen, Pepchen."

„Gleich? Sofort? Wer soll zerschlagen werden?"

„Niemand," antwortet Wolf. „Es geht auf Schwanebaum. Er stellt den Mädels nach. Passiert es noch einmal, müssen wir eine exemplarische Strafe vornehmen. Aber eine, die er nie wieder vergißt."

Willi Gast lacht herzhaft auf. Kappel und Jason haben sich umgedreht.

„Und wem geschah's?“ fragt Jason.

„Fräulein Birkner. Er wollte sie küssen, näherte sich ihr gierig wie ein Krake. Sie stieß ihn vor die Brust, warf einen Tisch um und stürzte davon.“

Raspe kommandiert aus seiner bequemen Lage: „An die Wand stellen! Piff-paff!“

„Das laßt mich nur machen,“ schreit Willi Gast „Himmelkruzitürken und Karmelitergeist, das gibt einen Riß in der Hirnschale!“

„Durch den sein bißchen Grips verraucht,“ ergänzt Jason.

„Ach, ‚ihm tut es nur sanft wie eine gute Frostsalbe,‘“ setzt Kappel hinzu. „Pauker sind unsterblich, unverwundbar.“

Elias und Dietrich haben flüchtig aufgeblickt und sich wieder ihrem Gedankenspiel zugewandt.

Elias spricht: „Ich liebe sie gar nicht mehr, Dietrich. Doch sie muß mich verzaubert haben. Wie eine Hexe. Sie hat in mir einen vergifteten Pfeil zurückgelassen, der brennt im Fleisch. Ich kann nicht zu Dirnen laufen, ich finde nicht den Weg zur Religion, ich habe kein Geld, kein Wissen, um von der Schule abzugehen. Ich bin ein wertloses Stück im Glasschrank. Zu nichts zu brauchen. Mir selbst zur Qual. Wenn ich nur die Schule los wäre.“

„Das wünschen wir alle, aber das Laß-Sein hilft uns nichts, nur das Hinter-Sich-Kriegen.“

„Ach, du hast es gut. Dich ficht nichts mehr an —“

„Wirklich?“ unterbricht ihn Dietrich. „Es sieht wohl nur so aus, mein Sohn. Ego quidem stehe mit meinen ganzen Interessen, mit meinem Dichten und Trachten von Kindheit auf isoliert da wie auf einer Glasplatte. Meine kniefällig verehrten Magister, die in mir gern ein versumpftes Genie sehen, mühen sich wie die Ameisen, das bißchen gesunden Menschenverstand, das ich mir noch bewahrt habe, unter freundschaftlichen Ratschlägen und strafenden Verweisen zu rui-

nieren. Was blieb mir also übrig, wenn ich nicht verrückt werden will? Aus meinem Haß mein Schwert zu schmieden, würde ein Poet sagen. In meinem toten Winkel fange ich an, den Weg zu entdecken, der hinaus führt."

„Und wo ist er?"

Dietrich schweigt eine Zeit und spielt mit einem Stock, dessen Spitze er in das zusammensinkende Feuer bohrt. Wolf und Werner von Raspe werfen neues Reisig auf. Es prasselt und flammt. „Man sollte alle seine Mathematikhefte hier verbrennen," hört er Wolf sagen.

„Siehst du," antwortet Dietrich, „es ist nicht ganz einfach, aus Eigenem jemand einen brauchbaren Rat zu erteilen. Ich fürchte beinahe, das hilft dir nicht viel, da bei dir die Crux anderswo sitzt. Immerhin denke ich mir das so: du leidest darunter, daß du deine ‚reine Jugend' verloren hast. Aber du sollst wissen, daß wir alle einmal diese ‚Reinheit' verlieren müssen. Es kann nicht immer Frühling sein. Wie wollten wir auch sonst für die Welt tüchtig werden? Erwarte gar nicht erst von der Schule, daß sie dir hilft. Ihr erwartet alle viel zu viel von ihr, ich hab's übrigens auch getan, das ist falsch. Und vom Wandervogel und all den schönen Bewegungen in unsrer Jugend erwartet auch nicht zu viel. Je früher man anfängt, sich selbst zu helfen, umso besser. Sieh zu, daß du mit dem Leben fertig wirst. Das ist das erste Gesetz."

„Ja, wie? wie? wie?! Du sagst ‚fertig werden', wie werde ich fertig?"

„Verändere dich. Verbrenne dich. Hab den Mut, ins Feuer zu springen. Tu dasselbe, was ringsum die Natur tut. Sie verändert sich sogar jedes Jahr. Ein Baum, der seine alten Blätter behält, wird im Mai nicht grünen. Verlaß alte, meinethalben gute Gewohnheiten. Prüfe deine lieben Ideale, ob sie noch dem Leben standhalten. Und wenn du Unruhe fühlst, die dich erschreckt, so folge ihr und tu, was sie dir zuraunt. Das Eis muß einmal brechen und zu Wasser werden.

Es bleibt darum doch H_2O mit Biedels Worten. Du bleibst darum doch, der du bist."

„Ich habe beispielsweise manchmal eine abscheuliche Lust nach einem Mädchen. Soll ich denn so etwas tun?"

„Wenn die Lust so groß war, hättest du es ruhig tun sollen."

„Helga beispielsweise? Denkst du an Helga?"

„Ja."

Elias lacht spöttisch auf: „Ja, wenn die Hemmungen und Ängste, die Kleinlichkeiten aus elterlichem Blute nicht wären!"

„Wären nur diese da, hättest du mit deinem Einwurf recht. Dann lägst du aber heute auch im Bett, wie Tepp, Kerstensteiner, Schulze und so weiter, und nicht hier am Feuer. Es gibt keine Vererbung, die man nicht überwinden kann, wenn man sie erst erkannt hat."

„Aber ist es nicht gemein, unrein zu werden?"

„Was frage ich nach dem, was die Leute gemein nennen. Jede Tat ist so rein und so unrein wie der Mensch, der sie begeht. Wie die Stunde, welche ihr folgt. Verstehst du mich? Die Tugendhaften, die nicht anders können und nun eine Moral aus ihrer Impotenz machen, die sind mir am verhaßtesten."

Elias schweigt.

Dietrich steht auf. Er will Wein haben, Jason breitet bedauernd die Arme aus. Kein Wein mehr da. Willi Gast verhöhnt ihn: „Haha, Knabe, was schliefest du, derweil wir tranken!" Dietrich gibt ihm nichts nach und fordert ihn zur Strafe auf Pistolen. Gast schlägt begeistert Faustkampf vor. Sie boxen, und weil's Dietrich nicht versteht, läßt Gast sich von ihm lachend zu Boden schlagen. „Bin k. o.", schreit er. „Hurra," jubelt Wolf. „Pepchen hat seine Meisterschaft verloren!" „Jawoll," brüllt Pepchen zurück, „nur für heute. Ich bleib' übrigens gleich liegen. Laßt uns eins singen, Leute! Ich halte die Philosophie nicht mehr aus."

„Gut. Singen wir." Wolf stimmt an:

„Der Sang ist verschollen, der Wein ist verraucht,
Stumm irr' ich und träumend umher ..“

Elias liegt noch immer mit aufgestütztem Ellenbogen und starrt ins Feuer. Dietrich hat merkwürdige und unheimliche Dinge gesprochen. Doch noch ist nicht alles gesagt.

Jason legt sich neben Werner von Raspe nieder: „Das Feuer, die einsame Nacht, der Wein. Das sind Stunden! Um die allein wird es sich einmal lohnen, gelebt zu haben.“ Werner wirft seine Zigarette in die Glut: „Man muß so leben, daß es sich um alles lohnt.“

„Denk nicht, ich sei betrunken,“ sagt Jason und ergreift des Kameraden Hand, „aber du verstehst nicht das Glück der Freundschaft. Die hört ja doch später auf. Dann kommen die Weiber. Sehnsucht und Seligkeit ist vorüber. Vorüber die Jugend.“

Werner hockt mit angezogenen Knien neben ihm. Antwortet nicht.

„Ach ja,“ seufzt Jason. „Man tut gut, sich nicht zu ernst zu nehmen. Wo ist der kleine Peter? Nicht mitgekommen. Gott weiß, ich hätte Lust, ihn zu küssen. Er ist ein Freund und doch glutäugig wie ein Mädchen. Man hat mit ihm gleich das ganze Leben beieinander. Einmal wird auch er eine Glatze vorweisen und ein alter Mann sein, dann ist alles zu Ende. Warum läßt du dich nicht küssen, Werner?“

„Weil sich andre von mir küssen lassen.“ Er sagt es freundlich. Aber Jason legt den Kopf ins Gras und blickt in den rötlichen Dunst der Nacht: „Allah ist groß. Es hat keinen Wert, gegen ihn zu sein.“

„Hast du noch eine Zigarette, Eber?“ fragt Werner. Jason greift in die Tasche und reicht ihm die ganze Schachtel hin. Er wagt dabei kaum, ihn anzusehen, so weh ist alles. Nur Sprechen drückt die Tränen in die Gurgel hinab. Worte, immer nur Worte.

Das Feuer erlischt. Der Dunst feuchtet nieder. Schräg zieht der Rauch übers Feld. Dietrich tritt die letzte Glut aus.

„Die Götter wollen unser Opfer nicht mehr. Leer sind die Flaschen. Wandern wir heim."

Er geht wieder mit der Laterne voran. Neben ihm Elias.

„Soll ich sie mal tragen, Dietrich?"

„Warum? Was hast du auf dem Herzen?"

„Eine Frage."

Dietrich nickt.

„Du sagtest, man soll untugendhaft sein —"

„Nein, ich sagte, man soll nicht zu denen gehören, die aus Impotenz Tugend haben."

„Gut, das meine ich. Eine Frage: ich denke nämlich manchmal, eine Frau verdürbe mich nur. Im tiefsten Herzen habe ich Abscheu und Angst vor ihr. Ist alles Sünde, was nicht der Frau gilt?"

Dietrich versteht nicht gleich. „Woran denkst du?"

„Nichts Bestimmtes. Du verwiesest mich früher mal auf das eigene Geschlecht. Damals wolltest du mich von Helga fort haben. Darf man Knaben lieben?"

„Lieben? Ja. Lieben darfst du alles. Wer will dein Gefühl in Ketten einsperren?"

Elias antwortet nicht. Er fühlt, daß Dietrich ihm ausweicht, daß auch er ihm nicht helfen will.

Der Morgen, welcher diesen Festtagen folgte, hatte das grämlichste Gesicht im ganzen Jahr. Allen grauste vor den Stunden. Der „Bolz" predigte mit verdüstertem Gesicht über die Arbeiter im Weinberg. Man wußte, wie es gemeint war, präparierte mit bebender Hast hinter den Rücken bewährter Mitschüler.

Vielleicht hatte man gar nicht einmal alles vergessen, vielleicht war nur der Kopf noch nicht ausgefegt. Überall hingen bunte Papierschlangen in den Gedanken herum, zwischen den Versen der Klassiker tauchten rosige Mädchengesichter auf.

Wie war das nun mit den Musikinstrumenten des Horaz, nach denen soeben der Bolz mit blitzenden Brillengläsern fragte ..? In welchen Gedichten erwähnt Horaz — nun?

Wolf zittert. Die meisten zittern. Der Direktor übt keine Gnade. Der Reihe nach werden die Delinquenten abgeschlachtet. Tepp, der Primus, kann natürlich alles.

„Ode I 4 die Tuba: et lituo permixtus sonitus!!"

„Gut, gut. Der Nächste! Weiter."

„Ode I 1 das Barbiton: Lesboum refugit tendere barbiton. Die Lyra Ode I 10: curvaeque lyrae parentem — nein, nein!"

„Ja doch! Was stocken Sie denn. Vers, nun?"

„Vers sechs: nuntium curvaeque lyrae pa—"

„Schon gut! Ich sehe, Sie haben gearbeitet. Weiter, Brassen, nicht schlafen! Los, nun?"

Brassen fährt empor, als sähe er ein Gespenst.

„Cimbula!" zischt eine Stimme.

„Cimbula," antwortet Brassen. Alle Götter, wo steht die Cimbula?

„Nun? Wo erwähnt Horaz die Cimbula?"

„Ode, Ode —" er windet sich wie ein Aal, beugt sich rückwärts, um den Vorsager verstehen zu können. Doch der Vorsager ist selber unsicher geworden. Ihn dünkt, als sage jemand Ode IV 12.

„Ode IV 12," schreit er verzweifelt.

„Falsch! Setzen Sie sich. An Ihren Augen sehe ich, wie Sie die Tage verbracht haben. Nach einem halben Jahr ist die Reifeprüfung, Brassen. Da scheiden sich die Böcke von den Schafen."

Wolf Brassen nimmt mit lethargischem Gesichtsausdruck das Urteil hin. Ein halbes Jahr ist eine schier unendliche Zeit. Der Bolz hat nicht nötig, ihn deshalb gleich den Böcken zuzuzählen. Da ist freilich Pepchen in besserer Lage. Er liest alles von einem Zettel ab, der unterm Kragen seines Vordermanns eingeklemmt ist. Glück muß der Mensch haben.

Direktor Schiller merkte indessen bald, wie lückenhaft zur Stunde das Wissen seiner Schüler sich auftat. Er verließ die Musikinstrumente, um versuchsweise den „sechs Abenteuern des Horaz" sein Interesse zuzuwenden. Er wollte, vielleicht aus einer flüchtigen Regung menschlichen Mitgefühls heraus, die grammatikalisch genaue Präparation heute fortlassen und sich dem Geiste und der Poesie horazischer Lyrik annehmen. Als reformerisch gesinnter Schulmann kannte er die Wichtigkeit individueller Behandlung. Darum pflegte er gern das Interesse der Schüler auf verschiedene Oden zu verteilen: der Musikfreund, beispielsweise Büchting, wußte, daß ihm oblag, die Musikinstrumente des Horaz zu bewundern, ja, sie gegebenenfalls an die Klassentafel zu zeichnen. Der Sohn des Landwirts mußte genauesten Bescheid in den agrarischen Oden wissen. Allen gemein blieb freilich das lebhafte Mitgefühl für die sechs Abenteuer des Dichters. Direktor Schiller hatte sie zusammengestellt und verlangte genaue Kenntnis ihrer Besonderheit nach Oden und Verszahl. Sie waren von ihm in chronologischer Reihenfolge diktiert worden und begannen: Ode III 4 Abenteuer mit der Amme Pullia (nutricis extra limina Pulliae). Bald genügte es, diese Stichworte zu wissen, da bei der geschwinden Abzählmethode des Lehrers an ein Erzählen dieses Abenteuers nicht mehr gedacht wurde. Kaum erinnerte man sich noch flüchtig daran, daß der kleine Horaz einmal seiner Amme entlaufen war und daß dies in seinem unbewegten Leben als erstes Abenteuer zu gelten hatte.

Mit diesen Abenteuern wagte der Bolz erneut, an jenem grauen Montag die Kenntnisse seiner Schüler zu prüfen. Vorsichtshalber sprang er nun nicht mehr aufrufend von diesem zu jenem, sondern blieb streng an der Reihenfolge. So ging es denn anfänglich vorzüglich: „Sie weiter," befahl er dem Sekundus, und der schnurrte: „Zweitens das Schildabenteuer." — „Gut, Sie weiter!" — „Ode II 21: relicta non bene —" versuchte der Dritte den Satz des Nebenmannes

zu vollenden. „Sie weiter!“ erklang das Kommando. „Parmula.“ — „Gut. Sie.“ — „Vorbild Alkäus.“ — „Gut, gut. Ich weiß ja, Sie arbeiten. Der Nächste!“ — „Drittens: Abenteuer —“ — „Lassen Sie das Wort Abenteuer weg. Immer schnell!“ — „Drittens mit dem Baum. Baumode.“ (Bedrohlich rückte die Inquisition in Dietrich Grays Nähe.) „Immer fix, immer fix! Welche Ode?“ — „II 13: Ille et nefasto —“ — „Sie weiter!“ Dietrich gelang zwar noch die Vollendung des Satzes: nefasto proposuit die. Doch weil er es nicht schnell genug hinauspfiff, fragte der Bolz nach dem vierten Abenteuer. Damit kam Stocken in die Maschinerie. Gray wußte das fünfte, er wußte sogar das sechste Abenteuer, weil es Capelle ihm zuschrie, doch das vierte hatte er total vergessen. Vollkommen entschwunden war es seinem Hirne. So wurde diese Stunde zu dem, was sie werden mußte: ein klägliches Spiegelbild der geistigen Persönlichkeit aller Schüler, welche die Festtage durchjubelt hatten.

Der Bolz erkannte den stumpfen Widerstand der Kreatur, welche ihr Nichtwissen einsieht und entschlossen ist, jede Strafe dafür auf sich zu nehmen. Erkannte diesen Widerstand, ächzte leicht, blickte die Schüler der Reihe nach mit seinen kurzsichtigen, hervortretenden Augen an und sagte nur: „Und Ostern wollen Sie mit diesen Kenntnissen die Schulbank verlassen! Wollen ins Leben hinaus! Wie denken Sie sich das eigentlich?“

3

Erna Gray hatte sich nunmehr öffentlich verlobt, sie war im Ansehen der Annenstedter Familien dadurch nicht unwesentlich gestiegen und konnte, wenn die Launen des Vaters überhandnahmen, zu ihrem Troste an das Glück der bevorstehenden Eheschließung denken.

Ihr Bräutigam hieß Quitte, Doktor Erich Quitte. Als höherer Angestellter bei der M. A. G. bezog er genug Gehalt,

um Weihnachten heiraten zu können. Wieviel Erna auf der Bank hatte, war freilich nicht ganz klar. Fabrikbesitzer Gray wurde bald als schwer reich, bald als bankerott bezeichnet. Als Doktor Quitte sich seinem zukünftigen Schwiegervater dieserhalb geziemend näherte und vorsichtig die Mitgiftfrage abklopfte, stellte sich der Alte eine Weile taub, dann schrie er: „Ach so, mein Geld willst du haben, was? Meine Tochter willst du nicht, aber mein Geld willst du? Hinausschmeißen werde ich dich!"

Doktor Quitte wußte in dieser schweren Minute seinen Mann zu stehen. Er riß nicht aus, obwohl sein Trommelfell schmerzte und die grünen Augen des cholerischen Greises ihn nichts Gutes erhoffen ließen. Vielmehr entgegnete er: „Ich habe nicht von deinem Gelde gesprochen, sondern von dem deiner Tochter. Dein Geld interessiert mich überhaupt nicht. Natürlich heirate ich Erna auch jetzt; obwohl ich weiß, daß sie ein armes Mädchen ist."

Gray blickte ihm erst wütend, haßerfüllt, danach schlau lächelnd in die Augen und sagte: „So? Na, ist gut."

Doktor Quitte fand sich seit diesem Tage oft in Gedanken. Mitten auf einem Spaziergange blieb er stehen, starrte die Steine der Straße an oder sagte vor sich hin: „Nein, ich tu's doch nicht." Auch Erna schien etwas von diesen trüben Wolkenbildungen im Herzen ihres Bräutigams zu spüren. Sie war jetzt oft gereizt, nervös, brach rasch in Tränen aus.

Da trat ein unbedeutendes Ereignis ein und führte einen sichtlichen Umschwung der Situation herbei.

An einem Septemberabend saß Doktor Quitte mit Erna und Dietrich am Abendtisch. Der Alte las Zeitung und brummte vor sich hin: „Schweinerei" oder „verfluchte Bande" oder „Aha! Da haben wir den Salat!" Das waren Anzeichen für sein körperliches und seelisches Behagen. In solchen Augenblicken durften die andern ruhig vergnügt sein.

Erna sagte zu Doktor Quitte: „Du, Erich, sag doch

mal den Titel deiner Doktorarbeit, Dietrich möchte sie gerne lesen."

Dietrich kannte diese Doktorarbeit längst, doch weil Erna über den schwierigen Titel glücklich war, nickte er beifällig.

Doktor Quitte zog seinen kleinen, schnurrbartgeschmückten Mund zu einem geschmeichelten Lächeln, schwieg ein Weilchen und schoß dann rasch hervor: „Die Polarisation der elektrolytischen Wasserstoffentwicklung an Metallen, die gasförmige Hydride bilden."

„Was?" sagte Erna und schaute Dietrich strahlend an. „Das verstehen wir nicht?"

Dietrich nickte: „Die Dissertation muß sehr interessant zu lesen sein."

„Ach Gott, es ist eine reine Facharbeit."

„Du, sag doch nochmal den Titel von der andern Doktorarbeit, die dein Freund gemacht hat, ja?" bat Erna.

Kauend, doch ohne Stocken berichtete Doktor Quitte: „Deformation organischer Anionen durch Schwermetallkationen nebst titrimetrischer Anwendung."

Erna legte glücklich ihren Kopf auf Quittes Schulter, nahm seinen Arm in ihren und drückte ihn stolz an sich: „Ach du!"

Der Vater schob die Zeitung weg. „Daraus kannst du dir eine Lehre ziehen," sagte er zu Dietrich. „Wer solche Arbeiten gemacht hat, der hat wenigstens was gelernt. Aber was hast du gelernt?"

„Ich? Schweigen."

Der Alte: „Schweigen? In der Schulstunde, nicht wahr? Wenn du deinen Schnabel aufmachen solltest, du Faultier. Jawoll, dann schweigt er. Na warte, mein Jungchen. Fall du mal durchs Examen!"

Dietrich zog die Augenbrauen empor, sah seinen Vater an und erwiderte lächelnd: „Wär's nicht mein eigener Schaden, ich tät's, um festzustellen, wie weit du deine hochtrabenden Versprechungen hältst, Vater."

Gray schob mit einem Ruck den Stuhl zurück. Unmißverständlich hob er den rechten Arm: „Meine hochtrabenden Versprechungen halte ich sofort, wenn's dich danach gelüstet."

Erna, die bisher gleichmütig in ihrer zärtlichen Haltung verharrt war, sah ein Gewitter emporziehen, stand auf und bemerkte leichthin: „Ach, Papa, das ist ja alles Quatsch. Ihr müßt nicht so scherzen!"

„Ich scherze nicht," schmetterte der Vater, unheilvoll rundum blickend. „Ich schlag' mal zu, wenn's mir zuviel wird, das sage ich euch!"

Und da er jedesmal durch den harten lauten Klang der eigenen Stimme in Wut geriet, schrie er Erna an: „Du bist auch noch nicht Frau Doktor Quitte, verstehst du? Du brauchst deinen dämlichen Bruder nicht zu verteidigen, sonst kannst du erleben, daß du auch noch was abkriegst. Und zwar heute noch, verstanden?"

Erna atmete tief ein. Doktor Quitte saß versteinert. Angestrengt überlegte er, was seine Stellung als zukünftiger Schwiegersohn ihm vorschriebe, und ob es nicht besser wäre, diesen Augenblick zur endgültigen Lösung des Verhältnisses zu benutzen.

Eisige Stille stand im Raum.

Erna, die es unerträglich fand, daß die gemütliche Stimmung von vordem durch überflüssigen Streit zerstört werden sollte, war dem Weinen nah.

Obendrein räusperte sich ihr Verlobter noch auf eine unheilvolle Weise, fixierte seinen Teller und hatte keinen Blick für sie. Wenn Erich jetzt eine Dummheit machte, schlug der Vater wirklich zu, und dann würde ihm nichts andres übrigbleiben, als die Verlobung aufzuheben. Alles das flog ihr quälend durch den Sinn.

Gray begab sich indessen, schwerfällig beide Hände auf seine Nieren stützend, zum Sofa. Er setzte sich ächzend, murmelte etwas, das keiner verstand, schwieg.

Diesen günstigen Augenblick benutzte Erna, um alles in die vorherige Ordnung zurückzubringen. Tändelnd näherte sie sich dem Vater, er faßte sie brummend um die Hüfte. Hoppla, schon saß sie auf seinen Knien, legte die Arme um seinen Hals und tätschelte ihn. Der Alte zeigte bereits glattere Mienen. Er legte seinen rechten Arm um ihre Schulter und bat, immer noch leicht ächzend: „Gib mich mal einen Kuß, Erna. Na, komm. So."

Erna küßte ihn: „Bist du nun wieder gut, Papachen?"

„Du Racker, warte mal!" brummelte Gray, „du willst mich nur klein kriegen, alles Heuchelei, auch deine Küsse. Aber stramm bist du geworden, was? Der Herr Schwiegersohn wird's nicht bereuen, so eine Stramme zu haben, auch wenn er sonst nichts mitkriegt als das da." Er fuhr über ihre Brust und beklopfte lachend Hüfte und Schenkel.

Keiner außer Dietrich bemerkte die fahle Gesichtsfarbe Doktor Quittes, der sich erhob. Mit unruhigem Atem stand er da.

Plötzlich befahl er heiser, hart: „Komm hierher, Erna!"

„Nanu?" fragte der Alte erstaunt.

Erna sprang von des Vaters Schoß und lief zu ihm.

Quitte wandte seinen Blick ihr entgegen. Versuchte sie mit diesem Blick zu durchbohren, schwieg aber noch, obwohl es seine Absicht war, nunmehr die Verlobung aufzulösen.

Auch Gray erhob sich. Mit seinen scharfen grünen Augen beobachtete er Quitte. Dietrich griff zur Zeitung, tat, als ob er lesen wollte, legte sie indessen gleich wieder zusammen und ging zur Tür.

„Du?" flüsterte Erna angstvoll. Ihre Augen verschwammen in Tränen.

Quitte atmete immer noch erregt. Seine Lippen bewegten sich, als ob er sprechen, als ob er im nächsten Augenblick schreien wollte.

Da packte Erna seine Hand, umarmte seinen Nacken, drückte

sich fest an ihn, ganz fest. Er fühlte ihre Lippen an seinem Ohr. Der Atem ihrer weichen Haut verwirrte ihn vollends.

„I-schau, da liegt's," röchelte der Vater und blinzelte die beiden an, „der Herr Erich war bös wegen meiner. Wegen meiner Rede von der Mitgift, daß sie keine Mitgift kriegt. Hab ich's erraten? Na, und wenn ich nun sage, daß sie ihre Vierzigtausend bar auf der Bank hat, was dann? Ist dann das Wetter besser, ihr Halunken?" Er lachte und schlug sich mit der Linken auf den Schenkel.

„Erich," stieß Erna selig heraus. „Du! Hast du mich denn noch lieb?"

Dietrich verließ das Zimmer. Als er allein war, öffnete er die Fenster, atmete die neblige Herbstluft ein und sah dem Laternenmann zu, der die Lichter auf der Straße anzündete.

Danach begab er sich wie unter plötzlichem, ja heftigem Entschluß zu seinen Büchern. Vergrub den Kopf in der Arbeit.

Nu, kucke da," sagte Frau Kneizel wohlwollend lächelnd zu Wolf, „was machen Sie denn für Geschichten, Herr Brassen?"

Wolf ahnte schon, was kommen würde. Er quälte sich ein freundliches Gesicht ab. O kleinstädtische Neugier, Floh, der unter jeden Rock springt!

„Bring ich da eine Karte zum Briefkasten am Bahnhof. Wen seh' ich? Den Herrn Brassen an der Seite eines kleinen Mädchens. Aber hübsch ist sie. Ja, Sie haben einen guten Geschmack, das muß man sagen. Es ist wohl die kleine Birkner, was?"

„Entschuldigen Sie, Frau Kneizel, daß ich nicht grüßte. Ich habe Sie wirklich nicht bemerkt."

Frau Kneizel wehrte vergnügt ab: „Da brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen, Herr Brassen, das versteh' ich schon. Wenn man mit einem hübschen Mädchen spazieren geht, sieht man von der ganzen Welt nichts mehr. Was sagt denn nu der

Vater dazu, der alte Apotheker? Der weiß es wohl noch nicht, was? Na, ich sage nichts. Wegen mir brauchen Sie nichts zu fürchten, Herr Brassen. Sie haben die Kleine wohl auf dem Jahrmarkt kennengelernt? Haha, ja, ja, da knüpft sich manches Liebesband. Ich habe auch dem Mister gesagt, er soll sich ein hübsches Mädchen holen, damit er mal ordentlich Deutsch lernt und sie ihm das Petroleum abgewöhnt. Nein, nein, er geht so herum, kuckt in alle Töpfe, grüßt auch wohl die oder jene, aber — soll ich's Ihnen sagen — er will nichts ausgeben. Er müßte mal ordentlich in den Geldbeutel greifen, ihr was spendieren, sie zu was einladen. Nein, nein, das mag er nicht. Er ist gnietschig, das ist das ganze Geheimnis."

Wolf stand höflich daneben und schien nicht unfroh, daß Frau Kneizel von Barbara auf Mister Cartercoat zu sprechen gekommen war. Er überlegte, wie er auf schickliche Weise den Weg zur Haustür fände, bekam es dann auch fertig, in einer Gesprächspause sich zu empfehlen, doch sein böser Stern warf ihn draußen geradewegs Herrn Scheym in die Arme.

Auch Scheym wußte, was sich von selbst verstand, genau über Wolfs Intimitäten Bescheid.

„Hallo!" rief er und drückte seine kleinen Augen schlitzartig zusammen, „schon wieder auf Liebespfaden? Und in dieser Dämmerung, junger Mann? Da verläßt sich der Kavalier aufs Tastgefühl."

„Ach Gott, Herr Scheym ... Sie machen aus dieser Mücke einen Elefanten. Es ist alles ganz anders als Sie sich das denken. Übrigens muß ich zur Post, ein Telegramm aufgeben."

„Na, ich will Sie nicht aufhalten. Aber wenn Sie mal Rat brauchen —: Fritz Scheym wohnt ersten Stock gleich rechts erste Tür. Zu mir sind schon viele gekommen. Apropos Mücke: Sie sagten Mücke und Elefant. Wenn Ihre Kleine auch dreist eine Mücke ist, ich rate Ihnen doch, den Stachel nicht zu verlieren, den Stachel, verstehen Sie? — — haha! Gut, was? Na, laufen Sie, geben Sie Ihr Telegramm auf!"

Angewidert flüchtete Wolf. Er wollte weder zur Post, noch hatte er eine Verabredung mit Barbara, noch drängte ihn Eile hierhin oder dorthin, nur allein wollte er sein und sich der Klebrigkeit dieser schmutzigen Neugier entziehen. Früher hatte er sich gelegentlich nicht ungern von Scheym Geschichten aus seinem Leben erzählen lassen. Scheym erzählte sehr lebendig, mit unterstreichenden Handbewegungen, mit Demonstrationen. Einmal zog er sogar aus der Brieftasche die Photographie eines nackten Weibes, er schämte sich nicht, sie Wolf zu zeigen. Wolf hörte ihm zu, indem er sich sagte: hör ruhig zu, du kannst daraus nur lernen. Nun war alles verändert. Scheym! Um des Himmels willen, keine Geschichten von Herrn Scheym mehr! Keine Demonstrationen, Handbewegungen und Photographien. Das alles konnte ihn jetzt ungemein nervös machen, geradezu empören. Er war empfindlich geworden gegen Unreines, Grobes, Verständnisloses und schwankender in seinen Stimmungen. Mitunter kam ihm jener wunderbare Nachmittag in seinem Zimmer in den Sinn, wo er aus leichtem Schlafe erwachte und plötzlich erkannte, daß es eine Harmonie in der Welt gab und daß es möglich war, zu dieser Harmonie zu gelangen. Er hatte kürzlich versucht, ein Gedicht daraus zu machen. Unmöglich, kein Vers, kein Reim faßte jenes Ereignis. Wie weit war diese Stunde! Fern alle Harmonie. Nichts von gleichmäßiger Ruhe war in ihm. Etwas begab sich. Doch er begriff nicht, was es war und wohin es ihn trieb. Nun stand er zwar im „Leben", doch noch viel rätselvoller war es geworden als vordem.

Ging er neben Barbara, so erfüllte ihn siedendes Glück. Ja, dieses Glück *siedete*. Es war nicht ruhig, nicht klar, nicht einfach. Himmlisch war's, ihre Nähe wie eine Verheißung Gottes auf ein kommendes, starkes Leben zu spüren. Aber gleichzeitig tat es weh und quälte, ja, quälte so, daß er Barbara mit unsinnigen Dingen zu beunruhigen begann.

Bald erschienen ihm diese Dinge völlig unsinnig, bald sinnvoll und bedeutend. Jetzt zum Beispiel, wo er die Bahnhofstraße entlang über die Brücke ging — dieselbe Brücke, auf der sie abends gestanden — erschien ihm diese Angst überaus wichtig. Mit großer Schärfe glaubte er zu bemerken, daß von ihrer Ordnung die Zukunft seines Verhältnisses zu Barbara, ja die Zukunft seines Lebens abhinge.

Wolf sah nämlich in seinem Leben seit einigen Tagen eine „Tragik". Er nannte diese Erscheinung Tragik, weil er spürte, daß sie die Vollkommenheit seines Glücksgefühls spaltete und ihn gegen Barbaras Liebe ungerecht machte. Wie schön war es, des Mädchens frisches Gesicht, die hellen, großen Augen, den roten Mund zu sehen und zu wissen, daß dies alles ihm wie ein unentdeckter Garten offenstand. Solange sie miteinander von dem Allerlei des Tages schwatzten oder in aufströmender Liebeswallung die Sterne auf die Erde zogen und keine Grenzen ihres Gefühls sahen, glühte er hellauf und dankte Gott für das Wunder dieser Einigung der Seelen. Doch es gab Stunden, in denen er nichts wissen wollte von bunter Bewegung, ihr Gelächter, ihre Heiterkeit, ihr Lämmerspringen ihn peinigte, weil seine Stimmung vollauf vom Rätsel der Welt benommen war. Er wollte dann beispielsweise, daß Barbara mit ihm Geschichtsprobleme bespräche oder ihre Ansicht über den Verfall unsrer Kultur äußerte. Oder er nannte den Namen Dostojewskis, beschwor das Bild des Titanen und erlebte, daß Barbara in undurchdringliches Schweigen versank. Ein andermal hatte er vor ihr seine Zukunftshoffnungen enthüllt. Er ließ durchblicken, daß nicht der Ruhm eines großen Schriftstellers ihn lockte, sondern das Werk allein. Er stellte den „Ruhmmenschen" gegen den „Werkmenschen" und erwartete, sie werde ihm beistimmen oder gar ihn versichern, daß sie ihn stets für einen Werkmenschen gehalten habe. Doch es erfolgte nichts. Barbara sagte kein Wort. Endlich hatte es Wolf über sich gewonnen, ihr ein

Briefchen zuzustecken, das ein Gedicht von ihm enthielt. Dies Gedicht war nicht eigentlich an Barbara gerichtet, schilderte aber den Eindruck, welchen eine neue Liebe auf einen müden, vom Lebensfron gedrückten Mann macht. Der Mann erneuert sich und gerät in einen Taumel des Jungseins. Als sie zwei Tage später sich am Hohen Tor trafen und die Arme Sündergasse hinaufgingen, war Barbara nicht so lustig wie sonst. An der Wallstraße guckte sie sich nach rechts und links um, legte plötzlich ihren Arm um seinen Hals und gab ihm einen Kuß. Das war eine unerhörte Kühnheit. Flüchtig ahnte Wolf zwischen diesem Kuß und seinem Gedicht Zusammenhänge, doch als nichts weiter geschah und sie die Verse mit keiner Silbe erwähnte, fühlte er tiefe Enttäuschung. Er hatte auf eine sachliche, meinethalben strenge Kritik gehofft.

Und weil auch Barbara in der Folgezeit ihn nie mehr um ein Gedicht bat oder sich nach den Fortschritten seiner Produktion erkundigte, ward es ihm nach und nach klar, daß sie für diese Welt, die sein zweites Selbst war, kein Organ besaß. Barbara erschien ihm in den düsteren Stunden solcher Einsichten als ein herrlicher Schmetterling, von dem er unglücklicherweise nicht loskonnte, den er lieben mußte, obwohl von dieser Liebe keine Segnung für sein Leben zu erwarten war.

Eines Tages beschloß er, ihr seine Gedanken mitzuteilen, da er es nicht nur als quälend, sondern auch als unehrlich empfand, neben ihrer immer gleichen Fröhlichkeit mit derart gespaltenen Empfindungen umherzugehen. Er wollte die Schicksalsfrage an sie stellen, ob sie sich reif fühlte, später an seiner Seite die große und schwere Aufgabe einer verstehenden Künstlergattin erfüllen zu können, oder ob sie sich dächte, daß das ganze Leben nur so ein heiterer Austausch gegenseitiger Glücksgefühle wäre.

Es geschah das an einem regnerischen Septemberabend draußen in der Nähe einer Maschinenbau-Aktiengesellschaft, am Rande eines kleinen Hügels. Ringsum lagen neblige

Felder, ein Wässerlein sinterte zu ihren Füßen hastig daher, kleines Gebüsch wuchs am Rain.

„Bärbel," sagte er, „ich muß dich etwas fragen."

Sie wandte ihr rotwangiges Gesicht, um das kraus und naß die aschblonden Haare wehten, ihm offen zu. Sie trug ihre Lyzeumsmütze und sah aus, als habe die Sonne das Land nur darum verlassen, um aus ihr noch viel heller scheinen zu können.

Wolf verwirrte dieser offene Blick. Mit eins erschien ihm sein Vorhaben geschmacklos, töricht. Doch er wußte, daß er später die unterlassene Frage bereuen würde. Also gab er sich einen Stoß und sagte: „Du liebst mich doch so sehr, das weiß ich und fühle es auch, und ich liebe dich auch namenlos, aber ich weiß manchmal nicht, wie es in dir aussieht. Du bist dann wie ein Brunnen, seine Fläche ist hellblau, weil der Himmel sich darin spiegelt, doch die Tiefe ist unbekannt. Ich bitte dich, sag mir, ob du mich so liebst, daß du glaubst, alles mit mir zusammen durchmachen zu können."

Barbara ließ nicht ihr Auge von ihm. Als er endete, nickte sie mehrmals stumm. Danach blickte sie geradeaus in die Felder.

Wolf fuhr fort: „Eigentlich war meine Frage verkehrt, denn so, wie wir uns verstehen, ist das selbstverständlich und ich weiß es, daß es so ist, ich meine, daß du mich so liebst, daß du glaubst, alles mit mir zusammen durchmachen zu können. Aber manchmal habe ich Angst, du könntest nur immer glücklich sein wollen und nicht wissen, daß sehr viel Sorgen kommen werden ...?"

Jetzt blickte Wolf verlegen zu Boden, weil er noch immer mit seiner Frage nicht herausgerückt war. Barbara hingegen sah ihn entrüstet an: Das sollte er denn doch nun wissen, daß dies nicht so sei. Auch viel Leid würde sie gern mit ihm ertragen.

Da fragte Wolf, ohne aufzusehen: „Und würdest du auch

meine Kunst verstehen, meine Arbeit, mit der ich im Geiste für ewig verbunden bin?" Entsetzlich war diese Frage, auch stilistisch grauenvoll. O Gott, warum schwieg Barbara?

Barbara schwieg.

Auch Wolf sagte nichts mehr.

Da legte sie beide Arme um ihn, verbarg ihr Gesicht tief an seiner Brust und rührte sich nicht. Er streichelte sie immerzu und konnte keine Worte finden. Vielleicht weinte Bärbel? Als sie den Kopf hob, forschte er in ihrem Gesicht, doch es war schon zu dunkel, um Spuren von Tränen zu erkennen.

Dann sah er nach seiner Uhr. Spät, spät. Sie mußten rasch heim. Es regnete stärker. Arm in Arm gingen sie über den schlammigen Weg, ohne Worte, ohne Wissen um die großen Dinge des Lebens, fest aneinander gepreßt.

Als sie an der Fabrik der Maschinenbau-Aktiengesellschaft vorüber kamen, aus deren hellen Fenstern es brauste und rasselte, sagte Barbara: „Die bauen nächstens an. Mein Vetter ist als Ingenieur da drin."

Grell und weiß blendeten die Lampen herüber. In ihrem Lichte glaubte Wolf zu erkennen, daß Barbara vorhin nicht geweint hatte. Und er wäre doch so glücklich gewesen, wenn sie geweint hätte.

Nach Tagen grauen Regens bricht über Nacht die Wolkenwand auf. Der Himmel breitet sich leuchtend übers Firmament, alle Pfützen sind blau, der klare Herbsttag ist voller Schwalbengezwitscher.

Die Sonne scheint nicht in die Klassenzimmer, doch Professor Bauernfeind gestattet ausnahmsweise, daß für kurze Zeit das letzte Fenster, welches dem Katheder am entferntesten ist, geöffnet werde.

Draußen bräunt sich das Weingerank an den Villen der Promenade. Die Lindenblätter schaukeln zur Erde. Nur der Efeu um den alten Rundturm strotzt in dunklem Grün. Und

immer diese Schwalben in der Luft. Dietrich kann von seinem Platze aus ihren Flügen zuschauen . .

Er gibt schließlich an den Freundeskreis einen Zettel herum, der eine Aufforderung enthält. Wer ihm beistimmt, möge unterschreiben.

Professor Bauernfeind unterbricht einen Augenblick seine Übersetzung der Cicerostelle, blickt Willi Gast sorgenvoll an und fragt mit mildem Vorwurf: „Haben Sie soviel Grund, sich mit Nebendingen zu beschäftigen, Gast? Ich dächte, auch Ihnen tät es nicht schlecht, wenn Sie Ihre Nase ins Buch steckten, anstatt Brassen Zettel hinüberzureichen. Niemand ist vor dem Ende glücklich zu preisen."

Professor Bauernfeind blickt wieder ins Buch. Indessen fährt er nicht gleich in der Übersetzung fort, sondern schaut nach kurzer, effektvoller Pause noch einmal Gast tadelnd an: „Das Ende — damit mein ich das Abiturium. Haben Sie mich verstanden?"

Gast schießt empor: „Jawohl!" donnert er.

„Jetzt können Sie hinten das Fenster schließen," wendet sich Professor Bauernfeind an Schulze. Schulze schließt das Fenster.

Trotz Mules Versuch, Dietrichs Zettelpost zu stören, sind die Freunde sehr bald von seinem Plan unterrichtet. Werner von Raspe, Willi Gast, Peter Capelle, Paul Büchting und Wolf Brassen schließen sich ihm an. Um ein Uhr ist die Schule zu Ende. Um halb zwei fährt man auf Rädern in den Harz.

Dietrich und Willi Gast kennen den Ostharz wie ihre Schultasche. In zwei Stunden haben sie ein verschwiegenes Bergtal erreicht. Die Wiese senkt sich, besonnt und blühend in Herbstzeitlosen, einem Flüßchen zu. In ihrem Rücken steht finsterer Tannenwald.

Sie haben die Räder zusammengerückt, sich in den Schatten einer wilden, hochwuchernden Himbeer- und Haselnußhecke gelegt und verzehren ihre Schnitten. Dietrich liegt auf dem

Rücken, Werner von Raspe auf dem Bauche, Peter Capelle siedet angebrühte Eier im Spirituskocher. Wolf und Paul suchen nach Himbeeren. Willi Gast schlägt auf der Wiese Rad.

Plötzlich schreit er zu den Freunden hinüber: „Leute, ich bade! Kein Schwein ist in dieser Gegend, das an unsrer Schönheit sich eine sittliche Beule stoßen könnte. Los! Baden, ihr faulen Fresser!"

Wenige Minuten später sind sechs Kleiderhügel rings um das Gebüsch entstanden, ihre Besitzer rennen wie eine Herde wilder Mustangs über die Wiese. Das warme Licht glänzt auf ihren hellen und braunen Leibern, die Zeit rollt zu einem Punkt zusammen, Jahrtausende fliehen zurück. Ewig scheint die Sonne Homers.

„Dort ist der Kephissos und wir sind die rasenden Bacchantinnen!" lacht Dietrich ins aufspritzende Wasser laufend.

„Huhu —!" schreit er. „Kommt nur nach. Es ist ganz warm."

„Ganz warm," bestätigt Willi Gast und watet tiefer hinein. Vielleicht kann man schwimmen. Werner von Raspe wagt entschlossen dasselbe. Er will gerade noch ein Wort sagen, doch der Atem vergeht ihm. Eine gute Temperatur, ihr Götter!

Peter und Wolf stehen unentschlossen auf zwei Felssteinen.

Werner winkt ihnen: „Nur 'rein! Ganz warm, gar nicht kalt."

„Nein, gar nicht kalt," höhnt Wolf und tritt in flaches Wasser. „Absolut nicht, keine Spur."

Indem stellt sich Paul Büchting überraschend hinter ihn. Kein langes Besinnen. Ein Gnadenstoß, aufschreiend liegt er drin. Peter Capelle ist dasselbe Schicksal bestimmt, verzweifelt wehrt er sich. Doch Dietrich hilft Büchting, den „kleinen Peter in die Wanne legen". So, da liegt er nun, spritzt, schreit, schimpft und lacht. Und alle spritzen, schreien und lachen. Es ist hundekalt, es ist herrlich. Die Wiese glänzt, die Sonne glitzert, der Himmel ist ohne Grenze. Ohne Grenze

ist das Licht. O Jugend! O ewige Natur! O Lust des lebendigen Daseins!

Plötzlich ruft Peter: „Da steht einer!"

Jählings fahren alle aus dem Wasser auf. Wo? Wer? Niemand steht —

Doch, da steht einer. Am Rande des Waldes. Ein Radler. Er ist abgesprungen, schaut sich um, erblickt die Badenden, scheint zu zweifeln, ob es Einbildung ist oder ob da wirklich sechs nackte Jünglinge herumpantschen —

Und auf einmal reißt er den Hut vom Kopf und ruft.

Elias Dunker! Dietrich hatte ihm den Platz genau beschrieben, an dem sie rasten wollten. Elias versprach, wenn möglich, nachzukommen. Sagte, er könne nicht ohne weiteres Tante Bertas dürftiges Mittagsmahl ausschlagen, er müsse es erst hinunterschlucken. Danach würde er gern kommen. Er hat es hinuntergeschluckt, er ist losgefahren, er ist gekommen, da steht er und ruft.

Nun klettern alle, naß wie die Frösche, aus dem Flusse, laufen in sausender Geschwindigkeit dem Walde zu, begrüßen dampfend den Freund.

„Guten Tag," schreit Willi Gast, „runter mit den Buxen! Gib dein Rad her." Er nimmt Elias' Rad, schwingt sich hinauf und fährt die Halde zum Ufer hinunter.

Elias ist verwirrt. Doch es ist eine Wirrnis unklaren Glückes. Ihn durchdringt die Ahnung, daß die Welt, so wie sie im Augenblick vor ihm sich ausbreitet, vollkommen ist. Sekundenlang ist großes Hellsein um ihn, es bedarf nur eines kleinen Schrittes, um in den magischen Kreis einzutreten und wie die Planeten im reinen Raum zu kreisen.

Brassen und Capelle ringen. Sie stöhnen und pusten. Brassen will unbedingt den kleinen Peter auf die Schultern legen. Der kleine Peter ist aber stämmig. O, er hat Kräfte. Es fällt ihm nicht ein, Brassen eins — zwei — drei diesen Gefallen zu tun.

Und dann steht Werner von Raspe vor ihm, schlank, muskulös, naß glänzend vom Wasser: „Zugucken gibt's hier nicht, Dunker. Wer nicht mit uns ist, wird verjagt."

Der magische Kreis glänzt und lockt in sphärischem Gesange. Alles hält sich in wunderbarer Schwebe. Plötzlich fühlt Elias: das ist Jugend, nur dies allein ist Jugend: unmittelbares Einssein mit der Welt des Erlebens. So wird das Erlebnis zur Welt, und indem du sie erlebst, hast du sie ganz in dir. Du stehst nicht mehr vor ihrem Tor, das Tor ist verschwunden. Ein Schritt nur und du bist mitten darin.

Doch er schämt sich. Er kann nicht. Nein, nein, unmöglich.

Dietrich legt seinen Arm um Elias' Schulter und führt ihn ein wenig beiseite. Capelle und Brassen stöhnen noch immer, Büchting ist Richter. Er paßt scharf auf: kein Strangulieren, nichts da von unfairen Griffen.

Da kommt Gast wieder auf dem Rade angerast, springt ab, fragt außer sich: „Wie? Was? Noch in Kleidern?"

„Ich bin erkältet," stottert Elias.

„Hier kommt doch kein Gendarm, du Esel," beruhigt ihn Gast. „Übrigens wünschte ich, es käm' einer. Da machte ich Widerstand gegen die Staatsgewalt. Was tun denn Brassen und der kleine Peter? Ringen? Mensch, Brassen, Rindvieh, jetzt hättest du doch —" schon ist er davon.

„Schön ist's bei euch," sagt Elias.

„Schämst du dich, Kleiner? Deinem alten Onkel Dietrich kannst du's ja gestehen. Und du bist Gymnasiast? γυμνός heißt doch nackt. Soviel Griechisch solltest du können. Ich will dir was sagen: in deinen Kleidern steckt Vater, Mutter und Ahnengalerie. Leg sie ab und du bist alles miteinander los."

Elias steht da und schweigt.

„Gut," sagt Dietrich, „somit ist's beschlossen. Herkommen!" ruft er. „Hier muß Gewalt angewandt werden!"

Er hält Elias fest. Büchting, Gast und Werner von Raspe stürzen sich auf den Widerstrebenden und entkleiden ihn.

„Systematisch, schön systematisch,“ befiehlt Dietrich. „Erst Stiefel. Nicht strampeln! Pfui, wer wird denn.“

Brassen und Capelle haben sich versöhnt. Hier gibt's noch was Besseres als Ringkampf. Einer wird ausgezogen. Großartig.

Elias wehrt sich verzweifelt. Er stößt mit den Füßen, er preßt die Arme an die Hüften, er überlegt sogar sekundenlang, ob er heulen soll. Es ist eine unsinnige Roheit, ihn so zu behandeln. „Sechs gegen einen! Feiglinge!“ schreit er. „Feige seid ihr!“

„Sechs für einen,“ sagt Dietrich.

„Halt! Ich tu's allein. Ihr zerreißt mir ja die Kleider, halt!“

Alle lassen los. Lachend, spottend, fragend stehen sie um ihn.

Dietrich fährt ihm über die heiße Wange: „Also schön, wenn du nicht magst — wir haben nur Scherz gemacht. Du kannst ja auch so mit uns Wettelaufen.“

„Selbstverständlich,“ sagt Brassen.

„Niemand wird gezwungen,“ versichert Dietrich. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei!“ deklamiert Büchting.

Gast dreht sich um: „Kommt, ihr Göttersöhne; lassen wir den Sterblichen allein.“

Elias fühlt, wie der Kreis sich öffnet.

Ganz leicht wird es, einzutreten. Und auf einmal ist er in der Mitte: „Lauft schon. In zwei Minuten bin ich im Wasser.“

Da liegen die Kleider, offen ist die Welt.

Er und die Welt sind eines, alles ist in ihm: die Sonne, die Wiese, das Rauschen des Waldes, der große, unendliche Herbst. Er läuft, er springt, fühlt, wie alles Leid zu einer winzigen Kugel zusammenrinnt. Nichts andres ist da als seliges Ich im Mittelpunkt des Alls. Ja, ich bin jung, lacht er. Achtzehn Jahre, welch unbeschreibliches Glück, achtzehn Jahre zu sein.

Am Ufer steht Dietrich: „Halt! Stillgestanden!“

„Ich will auch ins Wasser!“

„Nein, du darfst nicht."

„Ich will aber."

Dietrich hält ihn fest. Doch wie er sich in Dietrichs starken Fäusten fühlt, weicht aller Wille. Es ist gleich, was geschieht. Nur da sein, schauen und erleben.

Da rennen die fünf andern über die Wiese. Gast voran, dann Raspe, dann Brassen, Büchting und Capelle zuletzt. Brassen holt Raspe beinahe ein. Um eine halbe Schrittlänge kommt er zu spät. Schließlich auch keine üble Leistung.

„Komm, legen wir uns ins Gras," schlägt Dietrich vor. „Noch ist die Sonne warm, du kannst dich nicht erkälten."

Erkälten! Dietrich ist ja verrückt. Wer erkältet sich wohl auf Hellas Fluren.

„Griechenland," spricht Elias langsam vor sich hin, als koste er das Wort Silbe für Silbe aus. „Zehn Jahre büffelt man antikes Zeug in den Schädel, ohne einen Hauch jenes Geistes zu spüren. Da werfen wir an einem warmen Herbsttag die Kleider ab und laufen nackt über die Wiese. Der Bach plätschert, der Wald rauscht, der Himmel ist blau, und siehe, auf einmal sind alle Götter und Helden mitten unter uns. Pan bläst die Flöte, Apoll lehnt an einem begrünten Felsen, gleich wird Achill aus dem Kreis der Freunde treten und lächelnd nach Patroklos schauen."

Dietrich nickt.

„Warum habe ich mich vorhin so gewehrt, Dietrich?"

„Weil du aus deiner alten Haut in eine neue steigst. Das sind die Schmerzen der guten Treulosigkeit."

Elias denkt nach. Alles ist ganz neu um ihn, fast als könne es nie wieder so werden wie vordem.

„Komm," ruft er aufspringend, „ich will nicht mehr liegen bleiben. Es ist keine Sekunde zu verlieren, die Sonne steht schon tiefer."

Und er läuft davon, zum Kreise der andern, die sich im Stemmen eines Feldsteines gegenseitig übertrumpfen wollen.

Dietrich bleibt liegen und schaut in den Himmel. Auch hier sind Schwärme von Zugvögeln in der Luft. Ein erregtes Zwitschern erfüllt den Raum. Immer ist ein großes Bewegtsein da, und überall zittert das Schicksal auf dem Sprunge.

4

Wolf fand bei Paul Büchting wenig Gehör für seine Sorgen. Gehör schon — Paul ließ sich alles genau erzählen, stopfte derweil seine lange Pfeife oder zog sich die Hausschuhe an — Gehör schon, aber kein Verständnis. Er solle, so riet er ihm, sein Mädel bei den Ohren nehmen und küssen, Schluß. Was Zukunft! Was Ehe! „Du willst sie ja gar nicht heiraten."

„Manchmal denke ich: doch. Ich fühle, sie ist für mich bestimmt. Schon der Gedanke, ohne sie zu sein, ist unerträglich."

Das verstand Büchting wohl, doch er widerriet ihm alle Versuche, Barbara gewissermaßen erziehen, sie formen, umformen zu wollen. Er könne das nicht gleich begründen, warum das Unsinn sei, er fühle nur, es sei Unsinn. Worauf es ankomme? Auf nichts andres als darauf, sich durch die Liebe selbst, durch die Reinheit des Mädchens selbst erziehen zu lassen. Zwei Menschen, die sich liebten, reiften dadurch ganz von selber. Sie bildeten ihre Gefühle, ihr Verständnis für einander und für die Umwelt. Was die Liebe von ihnen forderte, das sollten sie ihr geben.

„Auch das Letzte?"

„Wieso das Letzte?"

„Nun, ich meine das Letzte, das Geschlechtliche."

Büchting neigte auch dieser Frage gegenüber eher zu der Ansicht, daß man dem Geschlechtlichen nicht wehren sollte. Als Wolf das Wort „Reinheit" in die Debatte warf, sagte er, nahezu aufbrausend, man dürfe so etwas nicht wörtlich nehmen, zum Henker. Man könne nicht sein ganzes Leben auf

den Idealen der Jünglingschaft herumreiten. Was in der Jugend Reinheit sei, sei in der Welt draußen Dummheit.

Dann müsse man also mit der ersten Liebe vom Glanz der Jugend und den Idealen der Jugend Abschied nehmen?

Durchaus nicht. Ganz und gar nicht. Doch was man zu tun habe und wie man sich hier verändern müsse, das könne er auch so eins — zwei — drei nicht sagen. Eines wisse er: Wolf sei mit seiner tragischen Konstruktion auf dem Holzwege.

Wolf fand, daß Büchting sonst anders gesprochen habe. Er ging nachdenklich, mißgestimmt heim. Mit solchen Ansichten war ihm nicht geholfen. Es blieb am Ende doch alles beim alten, und über seine Not kam er nicht hinweg. Wahrscheinlich, daß jeder sein Schicksal austragen mußte wie eine Mutter ihr Kind. Da war nichts von außen zu verändern. Nachher, wenn es geboren, konnte man zusehen, wie man es zurecht bog und zurecht erzog.

Ich soll Bärbel nicht erziehen, sagt er. Ich erziehe sie ja gar nicht. Ich will nur ausprobieren, ob sie das sein kann, was ich von einer Frau verlangen muß. Wenn nicht — dann lieber heute als morgen ein Ende der süßen Not. Ach, und süß war die Not. Jedes Beieinandersein ein Himmel, doch ein Himmel mit Regengüssen.

Letzlich beispielsweise, als sie abends durch die Gassen der Altstadt wanderten, in jedem finsteren Torweg stehen blieben, sich küßten, das Flackern der Laternen, das Aufflammen rötlicher Lichter in den Fenstern sahen, da hatte er mit einem Schlage „die diagonale Tiefe des Daseins" gefühlt. Diagonal von den mystischen Tiefen der Erde bis zum Erbrausen der Chöre Gottes, schräg durch die gesamte Existenz hin wie ein feuriger Strich. Dieser jähen Vorstellung mangelte es nicht an Klarheit. Es war natürlich, daß auch Bärbel sie begriff. Doch als er Bärbel fragte, ob sie dasselbe spüre, diese diagonale Tiefe aus dem Bronzeton der alten Stephanikirchturm-

uhr tropfen höre, antwortete sie nur leise „ja", und dann etwas lauter „doch".

Da riß es in ihm voll schmerzhafter Empörung, und er sagte: „Ich könnte auf der Stelle sterben, nur um zu wissen, was dahinter ist."

„Nicht doch ..." flüsterte sie zärtlich, und er fühlte den sanften Druck ihres blonden Kopfes.

„Gerade," bestand er düster auf seinem Wunsch, „die schrecklichen Fragen sind dann alle auf einmal gelöst. Was glaubst du, was da ist?"

„Der Himmel oder die Hölle," antwortete sie vergnügt. „Was geht's uns an."

Entsetzlich, diese Verständnislosigkeit!

Und dann wieder ein sanfter Zweiklang der Seelen, wie Akkorde auf einer und derselben Harfe gespielt. Beispiel: Sie stehen vor dem Bahnübergang, die Schienen schimmern im trüben Glanz einer Laterne, überall auf der Straße sind bunte Lichter verstreut. Er hat seinen Arm um ihre Schulter gelegt, ihre Zärtlichkeit ist das schweigende Blühen einer Margerite. Ist Hauch, ist Duft. Sie durchdringt ihn, namenlos, Atem und Wehen des Windes über Gräsern. Nichts denkt er, das in Worten Sinn erhielte, nichts denkt sie, das mehr wäre als: du und immer du.

Wolf fragt: „Liebst du mich so, daß du dich mit mir auf die Schienen legen könntest, wenn der Zug kommt?"

Sie nickt. Sieht ihn an. Ihre Augen sind hell und ruhig.

Der Pfiff einer Lokomotive. Die Glocke der Schranke klingt. Die Barriere senkt sich.

„Komm," flüstert Wolf wie in Ekstase.

Nichts wäre köstlicher, als mit ihr in dieser Stunde zu sterben.

Sie preßt sich fest an ihn, sie folgt.

„Nein, bleib du, ich will allein sterben!" ruft er. Und er glaubt daran.

Sie schüttelt heftig den Kopf, sie will ihn nicht lassen, klammert sich an den Ungebärdigen. Wolf glaubt den Zug zu sehen — da reißt er sie zurück und bedeckt ihr Gesicht mit Küssen.

Daheim, in seinem Zimmer, erscheint ihm alles Geschehene, so unsinnig es ist, sehr wunderbar und voller Tiefe. Er sieht nicht die Torheit des Wunsches, er sieht nur die steile Flamme einer schier tödlichen Lust. Vielleicht ist er grausam gewesen, vielleicht hat er ihr wehgetan, wie kann er danach fragen, wo es um ewige Losungen geht. Nein, er will keine alltägliche Liebe, keine Gier nach gemeinsamem Lager, keine Berechnung künftiger Möglichkeiten. Er will die glühende Achse des Lebens selber spüren, meinethalben an ihr verbrennen, doch wissen, daß er um das Zentrum der Welt kreist.

Und dies soll auch sie wissen. Nichts soll zwischen ihnen sein. Von ihr zu ihm und von ihm zu ihr soll es herüberspringen in wortlosen Funken letzten Verstehens. Solche Stunden gab es, doch nie brach aus ihr selbst der Wille zu dem gleichen Ziele. Sie begehrte weder nach letzten Erkenntnissen noch nach letzter Glut. Sie sagte nie: „Ich werde dir auf deinem Lebenswege die alles wissende Gefährtin sein und glaube an deine große Bahn —" nein, so etwas sagte sie nicht. Sie schloß die Augen in stummer Hinnahme unerforschlicher Gefühle. Sie blieb ein Acker, der sich dem Pfluge willig öffnet, der auf den Samen wartet und den Segen der Sonne trinkt.

„Hier mußte ‚eine Entscheidung fallen'. So oder so. Wolf mußte wissen, was er noch von ihr zu erhoffen hatte. Alles oder nichts," sagte er, und es durchschauerte ihn.

In dieser Stimmung trifft er im Stadtwald Dietrich. Es ist schon dämmerig, die halbentlaubten Bäume rauschen, Dietrichs Haar weht im Winde, er trägt keinen Mantel.

Sie stehen am oberen Rande der Kalkfelsen. Im Tale zieht die Landstraße, auf der Landstraße marschiert eine rauh singende Gruppe Schüler.

Dietrich hat beide Hände in den Taschen. Er sitzt auf dem

Geländer, mit dem Kopf zeigt er nach unten: „Die Zukunft Deutschlands. Tepp und Mertens voran, Fußball, Kriegsbegeisterung, Untertanenglück. Nach einem Jahr werden sie als Studenten in vaterländischen Vereinen zwischen Bockbier und Zigarre die Feinde zerstampfen. Ja, so ist das, mein Sohn Wolf. Du mußt zeitig sehen, wie du den Weg aus der Jugendeselei in ihr praktisches Leben findest."

Wolf lehnt sich auf die Birkenbrüstung und starrt hinunter. Ihm ist nicht nach Spott zumute. Alles erregt ihn heute. Er weiß, daß dies nicht sein Weg ist, schon verabscheut er, „das praktische Leben", die Wirtschaft des Alltags, die Welt der großen Phrasen und großen Geschäfte. Er sagt das Dietrich offen, macht kein Hehl daraus, und erklärt am Ende, daß er nichts so sehr fürchte wie den Abschied von der Jugend.

Dietrich nickt: „Ja, schlimm, zweifelsohne betrüblich, aber nicht zu umgehen. Einmal müsse man schon Abschied von der sogenannten ‚Jugend' nehmen, man könne nicht ewig dem Leben mit idealen Forderungen gegenüberstehen."

„Und in vaterländischen Vereinen zwischen Bockbier und Zigarre alle Ideale belächeln — ich danke!"

„Warum erregst du dich, Wölfchen, warum siehst du nur dies Entweder—Oder? Es gibt wohl am Ende noch einen dritten Weg."

Wolf blickt den Freund fragend an: „Einen Weg, die Jugend nicht zu verlieren und doch im Dreck draußen Geschäfte zu machen? Ausgezeichnet."

„Du bist heute heftig. Immerhin, ich erkecke mich, deine Frage mit Ja zu beantworten. Es gibt einen Weg, seine Jugend nicht zu verlieren und doch in der Welt draußen seinen Mann zu stehen."

„Nun?" fragt Wolf, „bitte schön."

Dietrich schweigt. Dann verläßt er seinen Sitzplatz, streicht sein gewelltes Haar ordentlich zurück und setzt die Mütze auf: „Komm, Wolf, es ist nichts mehr zu sehen, und ich muß heim,

nach meinem Alten gucken. Der liegt wieder mal auf der Nase."

Er legt seinen Arm in den des Freundes und schaut lächelnd, wenn auch ein wenig schräg von oben ihm ins Gesicht.

Störrisch blickt Wolf geradeaus: „Ich warte auf deine Antwort."

„Meine Antwort? Ja, die ist nicht so einfach herzusagen wie eine Physikformel beim Biedel. Dieser Weg, den ich meine, siehst du, der will gegangen sein. Ich schmeichle mir nicht, ihn schon betreten zu haben, doch die letzten Monate haben mich wohl am Schopfe gefaßt und an ihn herangeführt, so daß ich ihn von ungefähr sehen kann. Ich denke, dir wird es eines Tages ebenso gehen."

„Du willst mir nichts sagen?"

„Ich kann dir nichts sagen. Es hülfe dir nichts; fast glaube ich, wir würden uns nicht verstehen, und ich möchte mich doch mit dir nicht zanken, wie? Wenn ich nun recht berichtet bin, so stehst du jetzt in Flammen, bist wie ein Phönix ins Feuer gesprungen und somit auf dem besten Wege, mit neuem Gefieder aus diesem Feuer aufzufliegen. Just da müßte man anknüpfen, wollte man wissen, was das mit der Jugend auf sich hat. Doch nicht heute, Brassen. Die Stunde dieses Gedankens ist noch nicht gekommen."

Wolf sagt nichts. Er ist zornig. Beinahe fühlt er Haß gegen den Freund, der wie ein Lehrer tut, anstatt ganz einfach ein guter Kamerad zu sein. Es ist schon so, daß niemand ihm helfen kann. Niemand helfen will. Er steht allein.

Paul Büchting trifft eines Nachmittags in „Venedig", jener schmalen Gasse am Klosterhof, Helene Dudich, Lenchen, das verlassene Kind. Rechts ist Wasser, links eine Mauer, nirgend ein Schaufenster, in das man interessiert hineinstarren kann. Nichts bleibt übrig, als sich in die Augen zu

sehen, womöglich guten Tag zu sagen. Helene wird über die Maßen rot und dann wachsbleich.

Paul grüßt, will vorüber. Doch fühlt er selbst, daß sich dies nicht zieme, gewissermaßen ungebildet sei. Er bleibt also stehen, rückt die Mütze zurecht, sagt: „Guten Tag, Leni."

„Guten Tag."

Paul reicht seine Hand hin. Sie legt ihre Rechte flüchtig hinein. Fünf Finger ohne Druck, kalt und feucht.

„Wie geht's dir denn?"

„Danke gut," antwortet Leni.

„Gut? Na, das ist die Hauptsache," bemerkt er, und bemerkt gleichzeitig das schamlos dünne Gerinnsel dieser Antwort. Ihm ist aber auch reinweg aller Verstand wie fortgeblasen, nichts Forsches, Gleichmütig-Natürliches will ihm einfallen. Immer nur das Dümmste. Soll man das etwa als verständig bezeichnen, daß er sie fragt: „Seid ihr mal wieder auf dem ‚Falken' gewesen?" Ausgerechnet der Falken! Es ist grausig, diese Ideenlosigkeit. Wenn ich nur fortkönnte, denkt er, oder auch plötzlich unsichtbar werden könnte, vollkommen verschwinden. Nichts davon. Breit und körperlich steht er da. Was hat sie geantwortet? Irgend etwas hat sie sogar geantwortet. Er hat es überhört. Gleichviel. Machen wir Schluß. Machen wir ihn auf forsche Weise.

„Mußt nicht traurig sein, Leni; ist ja alles nicht so schlimm wie's aussieht."

Da senkt sie den Kopf, steht ohne Bewegung wie ein kleiner, noch unbelaubter Baum und schluchzt leise auf. Na also, das war wieder verkehrt. Gänzlich verkehrt ...

Ihm fällt ein, übrigens ganz unmotiviert, daß sie schwärzliche Zähne im Munde trage, und daß Brassens Freund aus Berlin geschrieben habe, es gäbe ein Mittel, solche Zähne aufzulackieren. Es sei gar nicht einmal so teuer. Soll er es ihr sagen? Soll er ihr vielleicht sogar die Adresse des betreffenden Arztes nennen, versichern, daß er es billiger machen werde —?

Nein, nein. Das ist kein Trost. Das könnte erst recht falsch aufgefaßt werden.

Auf einmal hebt sie den Kopf, nahezu so plötzlich, daß er einen Ruck zu verspüren meint, nickt vor sich hin und geht davon.

Herrgott, ja, denkt er. Sie tut mir verflucht leid, doch ich war ein Esel, als ich glaubte, an diesem Gänseblümchen mich seelisch aufrichten zu können. Was hatte mich bloß an ihr bewegt? Was hatte mich glücklich gemacht? Sie ist blaß, mager, weint gleich, reden kann sie gar nichts und küssen — lieber Himmel! Ja, da sitzt der Haken: ihr fehlt jede Sinnlichkeit, jede Spur aufregender Weiblichkeit. Und gerade das ist es, was ich brauche. Ein strotzendes Weib, irgend etwas Wildes, meinethalben Unsittliches, ganz egal, die Sittlichkeit habe ich selber. Was wir brauchen, das ist zur rechten Zeit eine tüchtige Geliebte, die uns in die Mysterien der fleischlichen Liebe einführt. Wenn wir nachher drin sind, finden wir schon allein wieder hinaus.

In seinem Zimmer setzt er sich ans offene Klavier, spielt, phantasiert, versucht in Tönen seine Unruhe aus dem Blut zu treiben. Es will nicht gelingen. Also Mathematik.

Er schlägt die neue Hausarbeit auf und beginnt im Unreinen die Lösung der ersten Aufgabe. „Eine Boje schwimmt im Wasser. Das Gewicht der Boje ist zwanzig Kilogramm, ihr Umfang beträgt einen Meter zehn Zentimeter. Wie groß ist a) die Wasserverdrängung, wenn ..."

Seine Augen verlassen die Mathematikaufgabe. Ganz flüchtig sieht er noch eine rötliche Boje im Wasser schwimmen, doch dann entschwindet ihm auch dieses Bild, und er sagt sich, daß er und Wolf damals, in jener Nacht, als sie von Tupelius heimkehrten, entweder das richtige Haus verfehlt haben müßten oder aber, jenes Weib, welches sie von der Tür wies, hatte sie mißverstanden. Schließlich — Bordell ist Bordell. Man kann zu jeder Tages- oder Nachtzeit eintreten und gegen

bares Geld sein Vergnügen fordern. Verdammtes Nest, dieses Annenstedt! Man müßte sich einmal an Scheym wenden, Kaufmann Scheym, ein klebriger Patron, ungeistig bis dort hinaus, doch für diesen Fall zuständig. Es handelt sich nicht um die Frage nach Rechtfertigung des Bösen in der Welt oder sonst welche Philosophie. Es handelt sich um Weiber. Das wird er beantworten können.

Ach Unsinn! Nimm dich zusammen und berechne deine Boje. Los! Eine Boje schwimmt im Wasser. Also denken wir uns eine hübsche rötliche Boje, die im Wasser schwimmt. Gut. Das Gewicht der Boje beträgt einen Meter, zehn ...

Irgend einmal, sagt er wütend aufspringend, irgend einmal muß ich doch anfangen! Warum nicht heute? Warum nicht gleich?

Er setzt seinen Schlapphut auf, zieht den Mantel an und geht auf die Straße. Es hat zu regnen begonnen. Schiert ihn wenig. Einen Schirm hat er nicht, sein Hut kann Nässe vertragen. Also wohin? Genau überlegen: erst einmal in jene Straße. Häuser studieren. Dann vor den Häusern hin und her spazieren. Schließlich wird sich ja einmal am Fenster ein winkender Finger zeigen.

Da will es sein Geschick, daß er am Stephanikirchhofe Professor Edelreich begegnet, „Zola", dem Mathematiklehrer, der die Aufgabe der schwimmenden Boje und außerdem andre trockene Aufgaben gegeben hat. Professor Edelreich trägt wie alle Tage Flügelmantel und steifen Hut. Sein Bart ist eisgrau. Ein furchterregender Bart. Er grüßt kalt, kurz, mit oberflächlichem Blick auf den Schüler. Schon glaubt sich Paul Büchting in Sicherheit, da hört er die wohlbekannte, scharfe, kühle Stimme ihn anrufen: „Ach, Büchting!"

Büchting reißt, kehrt machend, noch einmal den Hut vom Kopfe, Edelreich lächelt sekundenlang säuerlich. Gleich verschwindet das Lächeln, er fragt: „Haben Sie schon Aufgabe drei gelöst?"

„Ja, ja. Nein, drei—drei—drei noch nicht."

„Es ist ein Irrtum in der Aufgabestellung unterlaufen. Es heißt natürlich nicht ‚die Projektion auf a', sondern ‚auf c'. Es ist selbstverständlich die Hypothenuse gemeint. Verbessern Sie das."

„Jawohl!" Büchting steht stramm.

Professor Edelreich grüßt flüchtig: „Guten Tag."

„Guten Tag, Herr Professor!"

Er sieht den grauen Flügelmantel im Regen davonwehen. Projektion auf c natürlich. Hypothenuse natürlich. Verdammter Schurke. Als ob nicht morgen auch noch Zeit gewesen wäre, das zu sagen. Aus mit den Weibern. Jede Lust verraucht. Doch zur Stärkung trinkt er ein Glas Bier bei Mutter Viol im Café. Danach begibt er sich endgültig an die schwimmende Boje. Sei's drum.

Es ist Sonnabend Nachmittag. Wolf will eine Entscheidung erzwingen. Auf dem letzten Spaziergange mit Bärbel führte er wirre Reden, die sich schließlich am Sonnabend zu grausamem, eisernen Entweder—Oder verdichteten.

Fragen wir, warum das gerade heute geschah, so muß man die besondere Lustigkeit Barbaras ins Feld führen, mit der sie auf dem Plan trotz Nebel und Regenschauern erschienen war. Sie hatte sich zuerst hinter einem dicken Baum versteckt und den auf sie wartenden Wolf beobachtet. Schließlich hatte sie ihn von hinten her mit einem Sprunge erwischt und gleichzeitig Schokolade in den vor Erstaunen geöffneten Mund gesteckt. Dann hatte sie lustig drauf los zu schwatzen begonnen: von ihren Freundinnen, von der Schule, wie sie Schwanebaum zu ärgern pflegten und wie ihr Vater gezankt hatte, als sie neulich eine Stunde später heimgekommen sei.

Wolf war nicht sogleich auf sein Ziel losgegangen, sondern eine Weile der unbedenklichen Fröhlichkeit des Mädchens gefolgt, ja von ihrem hellen Zauber soweit eingesponnen

worden, daß er schon überlegte, ob er nicht die bewußte Frage auf morgen verschieben sollte. Doch als er dann erzählte, daß sie zu fünfen, er, Raspe, Kappel und Gast bei Büchting Ibsens „Brand" gelesen hätten und Barbara die Mitteilung mit sichtlicher Gleichgültigkeit entgegennahm, nicht einmal den Wunsch äußerte, „Brand" ebenfalls zu lesen, glaubte er mit seiner Schicksalsfrage nicht länger zögern zu dürfen.

Sie standen draußen auf der Hecklinger Chaussee. Es nieselte durch die Dämmerung, nördlich sahen sie die Schwebebahn hoch über die Felder gespannt und kleine fleißige Loaren unter ihr entlang gleiten. In ihrem Rücken hatte sich grau und mürrisch das Massiv der Stadt hingelagert. Von den Industrieanlagen leuchteten grell die elektrischen Bogenlampen, man hörte das rhythmische Puffen einer Dampfmaschine. Alles erschien verregnet, traurig, müde von dem Jammer des Alltags.

Nur Barbara nicht. Ihr frisch gerötetes Gesicht glänzte wie transparent im Widerschein inneren Glücks. Was sollte sie wohl bekümmern! Gewiß, dies war eine Schwebebahn, dies eine schmutzige Landstraße, dies Regen und Industrieanlage, alles unpoetische Dinge freilich, die nichts mit Wilhelm Tell und der Iphigenie zu tun hatten, aber gleichwohl herrliche Dinge, weil sie von jungem Erlebnis strahlten. Zwischen diesen unpoetischen Dingen geschah ja das immerwährende Leuchten ihres Herzens. Und wenn sie sah, wie die kleinen, fleißigen Loaren hoch über den Feldern schnurgerade dahinschwebten, schien es ihr, als würde ihre hurtige Bewegung von dem pochenden Motor ihres Herzens gespeist, als bewegten sie sich, weil sich in ihr alles wunderbar bewegte und erfüllte.

Wie nun Wolf stehen blieb und die Schicksalsfrage stellen wollte, sah er Barbaras Gesicht und sah das Glänzen des Glücks in ihren Zügen und die wunderbare Bewegung ihrer Liebe. Und wieder sank alles Vorhaben vor diesem guten Blick

hilflos zusammen. Er sah wie schön sie war, wie kristallen und ungetrübt von Zweifeln ihr Wesen vor ihm stand — was konnte er andres tun als dieses Gesicht mit beiden Händen fassen wie eine kostbare Schale und immer wieder und wieder küssen?

Sie ließ sich küssen, sank mit geschlossenen Augen und geöffneten Lippen in seine Arme und kannte keine Abwehr, keine Grenze. Dies Reich hatte nicht Grenze noch Wacht.

Wolf war erschüttert und zerrissen zugleich. Das dunkle, unnennbare Gefühl einer Angst vor der Zukunft, die er wie ein wegloses Gebirge vor sich aufsteigen sah, in das man mit Plan, Vorsicht und Besinnung eindringen mußte, quälte ihn jede Sekunde. Wo war in Bärbel Plan oder Besinnung oder Wissen um die große Weglosigkeit einer Zukunft, von der Wolf Bedeutendes erwartete? Nichts war in ihr außer der großen Hingabe an ihn, den Geliebten. Nichts außer tiefem Vertrauen. Doch hieß es nicht, dieses Vertrauen täuschen, wenn er sie von Tag zu Tag fester an sich kettete und nichts von allen Zweifeln hören ließ? Mußte nicht eines Tages ein schreckliches Erwachen folgen, wenn das Leben mehr von ihr verlangte als nur diese helle kristallene Liebe, die nichts weiß und nichts sucht als ihre Erfüllung in sich selbst? Er dachte an Hebbel, der Elise Lensing eines Tages verlassen mußte, weil sie nicht fähig war, den großen Gipfelweg mit ihm zu gehen. Er bohrte sich mit seinem Blick in ihre Züge, deren ländliche Ruhe nichts von Geist und Problematik aufwies, nichts von jener Schärfe des Bewußtseins, die im funkelnden Kreise der Gesellschaft, jenem gefährlichen Hochspannungsfelde, siegend sich entfaltet. Nein, dies war nicht Barbaras Weg. Schweigend stand sie mit ihrem wortlos-unbegrenzten Gefühl hinter den großen Könnerinnen, die fähig waren, einen Mann durch alle Fährnisse des modernen Stromschnellendaseins lächelnd und überlegen zu begleiten.

Während Wolf dies einsah und nicht abwehren konnte,

spürte er, wie seine zerspaltene Stimmung gleich immerwährendem Regen fröstelnd auch in Barbara eindrang. Sie wurde still, fragte, was ihn bedrückte, fragte wiederholt, dringlicher, ja ängstlich flehend, und zog sich am Ende verletzt in dumpfe Schweigsamkeit zurück.

Wolf aber konnte es ihr nicht sagen. Dies war ja im Grunde alles „unsagbar". Aussprechen hieße nicht nur alles umfälschen, sondern auch sinnlos sie beleidigen. Seine Ängste waren ja Wasserblasen angesichts des Meeres ihrer Liebe. Dennoch Blasen, die aus dem Grunde aufstiegen, sich stets von neuem bildeten und das klare Wasser zu trüben begannen.

Darüber wurde es Abend, schwer lag der Regenhimmel über ihnen. Sie kehrten um. Wie fürchterlich schmutzig der Weg war.

Stumm und zerquält von unausgesprochener Bedrängnis standen sie nun vor der Tür ihres Hauses.

Schon reichten sie sich verbissen und verzweifelt die Hand, als Barbara unter jähem Entschluß seinen Arm nahm und ihn zur Herrenbreite fortzog. Im Dunkel eines versteckten Winkels blieb sie stehen, sah ihm ins Auge und sagte hart, fast böse: „Du! Sprich jetzt!"

Also mußte es gesprochen werden. Schweigen ist Schuld, Aussprechen ist Unsinn. Unklar empfand Wolf die Verrücktheit seiner Lage, die Dürftigkeit des zu Sagenden. Wenn ein Gott, ein Freund oder eine Mutter da wäre, die ihm Einsicht gäbe. Nein, nein, nicht Mutter, nicht Freund, nicht Gott kann helfen. Es ist der Mensch in erster Verstrickung. Hilf dir selbst oder laß dich von der großen Spinne des Schicksals fressen.

„Ach, Bärbel," sagte er, „es ist nichts außer Angst vor der Ungleichheit unsrer Lebensmaße. Ich will in die große Welt, du willst, siehst du, du willst die Fortsetzung unsrer Jugend. Ich werde Werke schaffen, um zu sein, du wirst stumm bleiben vor dem Künstler. Jetzt denkst du: das ist Eitelkeit. Es ist nicht Eitelkeit, nicht Größenwahn, nicht Phantasie, sondern

ganz einfach große Not. Da wächst etwas heraus und rankt sich empor, das ich nicht kenne. Wie kann ich dich an mich fesseln, du reines Mädchen?"

Sie schwieg.

„Ich bitte dich," flehte er, plötzlich dem Weinen nahe, „siehst du für dich einen Weg, der dorthin führt, einen ganz dünnen Fußpfad meinethalben, so sage es mir am Montag. Ich werde dich um vier Uhr an der Brücke überm Geleise, vor dem Kirchhof dort, weißt du? dort werde ich dich erwarten. Siehst du den Weg nicht, bleib fort. Dann wird geschehen, was geschehen muß."

Er drehte sich jäh um und verließ sie, sogar den Hut vergaß er aufzusetzen, obwohl es stärker regnete.

Barbara ging langsam nach Hause. Sie durchdachte genau, was Wolf zu ihr gesprochen. Sie dankte Gott zunächst, daß er überhaupt gesprochen und nicht gesagt hatte, alles Glück sei nun zu Ende. Doch weiter? Er ist in einer großen, dunklen Not. Wie kann sie ihm helfen? Große Welt ... Ja, das mag wohl etwas Gefährliches sein, das man fürchten muß, wenn man wie sie im stillen Gehege ihres väterlichen Gartens aufgewachsen ist. Doch sie fürchtet es nicht. Und das andre? Seine „Werke"? Soll er sie nur vollbringen, sie wird ihn nicht stören, sondern bei ihm sein und alle Not lindern durch immer gleiche Liebe.

Erschreckt bleibt sie stehen: Wo sollen wir uns treffen? Wie war's doch? Fast hätte ich das Wichtigste vergessen! Montag um vier Uhr an der Eisenbahnbrücke vor dem Kirchhof. Montag erst! Daß ich den langen, schönen Sonntag allein bleiben soll! Warum nur erst am Montag? Wie sagte er? Ich soll fortbleiben, wenn ich den Weg nicht finden kann? Welchen Weg? Zur Brücke, den? Als ob ich einen Pfad nicht fände, der zu ihm führt! Liebster du!

So denkt Barbara, während sie dem Hause zuschreitet. Und wie sie über die Schwelle tritt, ist ihr wieder leicht, fast

froh. Die Mutter schilt über irgend etwas. Laß sie schelten! Was weiß die Mutter von der Helligkeit in ihrem Herzen.

Für Wolf brach damit ein arger Tag an. Nun sah es nicht etwa geklärt oder geordnet, sondern vollends wild in ihm aus. Die erste Frage war: wird sie am Montag an der Brücke sein? Die zweite Frage aber war: was habe ich damit erreicht? Dann tauchte vorübergehend noch eine dritte Frage auf: habe ich mich nicht mißverständlich ausgedrückt? Wirr habe ich schon dahergeschnackt, und es könnte sein, daß sie mich mißverstanden hat. Doch diese dritte Frage trat neben der zweiten zurück und die zweite drängte er gewaltsam hinter die erste zurück, und am Ende war in ihm nur noch eine große Angst da: wird sie am Montag an der Brücke sein? Wird sie „den Weg gefunden" haben? Wenn sie nicht an der Brücke ist, was dann? Kann ich dann noch leben bleiben ohne sie, mit dem Bewußtsein, ihr Lebensglück zerstört zu haben? Wenn sie nicht an der Brücke ist — dann ist es ja aus zwischen uns, ich darf sie nie mehr wiedersehen! Die „dunkle Not" ist dann vorüber, doch alles süße Glück, alle Seligkeit des Beieinanderseins ebenfalls. Einmal im Leben habe ich vielleicht ein Mädchen gefunden, das mich aus tiefster Seele liebt und mich als Mensch (wenn auch nicht als Künstler, immerhin doch wenigstens als Mensch!) vollauf versteht — schon stoße ich es selber von mir und gehe zerrissen und einsam meiner Straße.

Mit ihr war er nicht „glücklich", nein, stets ließ ein quälender Dämon Gift in den glitzernden Morgentau dieser Liebe tropfen. Mit ihr würde es nie ein reines, ungebrochenes Glück geben, doch was wäre es ohne sie? Ohne sie keine Liebe, kein seliges Versinken mehr im andern, kein Vergessen des Tags, nur Arbeit, ungewisse Zukunft, Abiturium, Jahre der Einsamkeit. O, dann schon tausendmal besser an ihrer Seite! Was auch kommen sollte! Ertrag es an ihrer Seite!

Jetzt erst spürte er, was er an Bärbel besaß. Nicht in Worte

war es zu pressen, eine ganze Gefühlsunendlichkeit besaß er an ihr. Und das sollte vorüber sein? Sollte alles schon zur Erinnerung gehören?

Trüber Sonntag, bitterer Sonntag. Er ging zu niemandem, trieb sich in den Feldern umher, bog bei der „Kreuzmühle" ins „Krähengeschrei" ab und stampfte über unwegsame, verschmutzte Pfade bis zur Eine. Um ihn sah es auch nicht hoffnungsvoll aus, weite Felder, frierende, kahle Baumgruppen. Nebel in der Luft.

Er drehte um, verlief sich, kam bei dem trüben rötlichen Geflacker einer Bahnwärterlaterne schließlich wieder hinaus, stand und wartete, daß ein Zug käme, „vorüberbrause", ihm zuriefe: es gibt noch eine große, bunte Welt hinter der deinen! Nichts kam. Eine einsame Lokomotive fuhr langsam hin und her. Jemand pfiff. Dann ging's wieder rückwärts. Ein paar Verse ordneten sich in ihm zu Reihen, der regnerische Novembertag löste sich in Rhythmen auf. „Alle Bäume gleichen Riesen, jeder Berg ein Sarkophag." Das half kurze Zeit, aber als er daheim war und das Gedicht las, fand er es schlecht und warf es kurzerhand in den Ofen.

Er stand vor dem alten Birkenholzsekretär, entzündete die Lampe und nahm stöhnend die mathematische Hausarbeit vor. Vier Aufgaben hatte er abschreiben können, die fünfte wollte er wenigstens allein zu lösen versuchen. Eine Stunde später erkannte er die Aussichtslosigkeit dieses Beginnens und begab sich nach dem Abendessen zu Kappel, der sie ihm mit veränderter Einkleidung direkt ins Reine diktierte.

Und dann kam der Montag. Schon in der Schule fiel es ihm nicht schwer, überall schlechte Vorbedeutungen zu sehen. In der Planimetrie gab er eine idiotische Antwort. Professor Edelreich schwieg eine Sekunde, um nachzudenken, ob am Ende in diesem Wahnsinn nicht doch noch ein Sinn steckte, doch dann sagte er halblaut, vernichtend: „Ach, wärst du geblieben auf deiner Heiden." Ja, wär' ich, dachte Wolf er-

geben. Wär' ich geblieben! Na schön, mit Mathematik ist's aus für heute. Wenn ich jetzt in Latein auch hereinfalle, kommt sie bestimmt nicht. Wenn ich nicht hereinfalle, kommt sie. Professor Bauernfeind betritt das Katheder und weist mit stummer Gebärde auf den Fußboden. Dabei sieht er Wolf an. Mein Gott, denkt dieser, was ist das wieder, was will Mule? Erneut weist Professor Bauernfeinds Zeigefinger auf den Fußboden, schweigend und durchbohrend ruht sein überbuschtes Auge auf Wolf. Wolf erhebt sich. „Verstehen Sie denn kein Deutsch?" fragte Mule grollend aus seinem Barte heraus, „was liegt neben Ihrem Platz?" Neben seinem Platz liegt ein zusammengeknülltes Butterbrotpapier. Er bückt sich, hebt das Papier auf, steckt es unter die Bank setzt sich.

„Bleiben Sie gleich stehen. Haben Sie präpariert?"

„Jawohl!"

„Fangen Sie an."

Wolf liest gottergeben, aber mit ausdrucksvoller Stimme, die Cicerostelle. Schon aus diesem rhetorischen Vorlesen soll Mule erkennen, daß er den Text vollkommen beherrsche. Er liest so lange, bis Mule „genug" brummt. Er hätte bis nachmittags um drei gelesen. Lesen ist so schön, solange man liest, kann man nicht hereinfallen. Aber nun soll übersetzt werden. Er will mit Schwung und Effekt beginnen, denn die ersten Zeilen kann er, da setzt jenes unerwartete Wunder ein. Mule sagt: „Übersetzen Sie, Jason." Er glaubt Brassen lediglich auf den Schwung seines Vorlesens hin, daß er den Text beherrscht! Ist dies nun ein Zeichen des Himmels? Muß sie nicht kommen?

So, zwischen Hoffnung und Angst schlingernd, erschien er um vier Uhr auf der Brücke. Kalter Wind blies von den östlichen Feldern her. Die Bäume der Chaussee bogen sich wie geprügelt. Ein rechtes Wetter, um das Schlimmste zu erwarten.

Sieh — da steht sie. Plötzlich steht sie an der Brücke und lacht ihn an. Heiter wie alle Tage, schön wie alle Tage.

Er stürzt ihr entgegen, fällt ihr förmlich in die Arme. Küßt sie gar, kurz, benimmt sich völlig außer sich.

Barbara ist stiller. „Komm," mahnt sie beinahe erschreckt, „nicht grad hier auf der Brücke, du."

„So bist du da?"

„Natürlich."

„Ich habe gedacht, du würdest nicht kommen. Alles Glück wäre zu Ende, habe ich gedacht. Doch dann wäre auch mein Leben zu Ende gewesen, glaub mir, Bärbel! Erschossen hätt' ich mich."

Sie preßt sich an seinen Arm. Was er ihr wieder für Angst macht. Ganz überflüssige Angst, so überflüssig wie die seine.

Ob alle Männer so wild sind? Was glaubt er bloß! Daß ich nicht kommen werde, wenn er auf mich wartet?

„Du süßer Dummkopf," flüstert sie lächelnd in sein Ohr und küßt ihn leis wie eine Mutter auf die Wange.

5

Auf einer Wanderung durch Quedlinburg begegnete Paul Büchting am Bahnhofe Elias Dunker. Elias befand sich nicht allein am Ort. Neben ihm stand ein hübscher, hellblonder Junge, mit dem er sich in den letzten Wochen angefreundet hatte. Ein Klassenkamerad namens Müller, der Ostern aus Berlin gekommen war. Er grüßte, stellte sich vor, rückte an seiner Krawatte und erkundigte sich gleich gewandt nach Büchtings Ausflug.

Paul Büchting zeigte nicht die beste Laune, murmelte irgend etwas und fragte kurz angebunden: „Fahrt ihr auch vierter Güte?"

„Selbstredend," antwortete Müller und wies seine graue Karte vor.

Elias schien verlegen zu sein. Er merkte, daß Büchting lieber allein heimgefahren wäre, und fürchtete, sich aufzudrängen. Auch Müller merkte es, weil Büchting die Unterlippe vorschob und konstant fortblickte. Indessen genierte es ihn weniger. Er hatte viel von dem Pianisten gehört und wollte ihn kennenlernen.

So fuhren sie denn zu dreien. Zuerst tröpfelte die Unterhaltung, dann wurde sie lebhafter, am Ende mußte sich Büchting gestehen, daß dieser Müller eigentlich ein riesig netter Bursche war. Unbefangen plauderte er von Paukern, Mitschülern, Berlin, kleinen Mädchen, großer Politik, blickte einen mit seinen blauen Augen offen an und konnte über lustige Begebenheiten derart herzhaft lachen, daß sogar die Mitreisenden wohlwollend zu schmunzeln anhuben. „Ja, ja," sagte eine Bauersfrau im Stadtkleid, „die junken Leute, die können noch lachen."

„Gewiß, feste," antwortete Müller.

„Ist ganz richtig!" rief ein Mann von irgendwoher und schaute sich beifallheischend um, „solange sie lachen, ist Deutschland noch nicht am Boden." Er hob einen altmodischen Schirm zur Bekräftigung dieser Ansicht.

„Im Gegenteil! Jetzt fangen wir an!" versetzte Müller aufgeräumt. Er war in bester Laune, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, heute abend noch bei Büchting lustig zu sein. Elias wurde ebenfalls zusehends freier, weil er sich nicht vor dem Freunde für seinen Kameraden zu schämen brauchte. Er stellte vielmehr mit Freude fest, daß Büchting in letzter Zeit sich wiederholt dem andern zuwandte. Schließlich rief Müller: „Ich muß mal Ihre ‚alte Wildsau' kennenlernen. Darf ich?"

„Frau Mehl? Wissen Sie auch schon von der?"

„Und ob! Ich weiß, daß sie einen Sohn hat, der sich eine Bimmel am Hintern anzubinden und damit in der Stadt zu läuten pflegt."

Es dauerte wirklich nicht mehr lange und Müller hatte erreicht, was er wollte. Büchting lud ihn auf einen Schnaps in die „Burg Mehl“ ein. „Braut selbst ihr Gesöff, die alte Warzenkröte. Ist aber nicht viel Alkohol drin, können Sie beruhigt schlucken.“

Als sie dann oben saßen und Büchting seinen Gästen einen dunkelbraunen Saft in die Gläser schenkte, kam das Gespräch auf die kleinen Mädchen von Annenstedt und von ihnen weiter auf die Frauen. Elias schwieg erregt, warf nur gelegentlich eine Bemerkung in die Rede. Büchting hinwiederum staunte über Müllers Kenntnisse. Der Junge war sicher zwei Jahre jünger als er, doch er schien schon in alle Geheimnisse der Liebesmysterien geschaut zu haben. In Wirklichkeit hatte Müller in kein Geheimnis geschaut, wußte nichts von Mysterien, wollte nur gerne herauskriegen, ob man nicht der tödlichen Öde dieser Stadt auf einen Rutsch in angenehmere Gefilde gelegentlich entfliehen könnte. Als es zwölf Uhr schlug, befanden sie sich mitten in dem Studium eines tollen Planes. Alle drei gestanden mehr oder weniger unumwunden, daß man etwas unternehmen müßte, daß es so nicht mehr weiterginge und, da die Schule nicht für Aufklärung sorgte, man sich selbst aufklären müßte. „Es ist nötig, sich ein Ventil zu schaffen,“ rief Müller mit erhobenem Glase. „Durch dieses Ventil entweichen die überflüssigen Stoffe. Die Herren Erzieher, die Eltern gar — ich habe meine Eltern sehr gern, aber ich muß das unumwunden gestehen — denken nicht daran, einem dieses Ventil zu zeigen. Im Gegenteil.“

„Wenn mein Herr Papa unser Gespräch hörte!“ sagte Elias.

„Verfluchte Rücksichtnahme!“ donnerte Paul. Er hatte sich seine Filzschuhe angezogen und glitt, eine Pfeife im Munde, in der Stube mit einwärts gekehrten Füßen auf und ab.

Auch Müller stand auf: „Man hilft uns nicht. Wir müssen selbst die Sache in die Hand nehmen; ohne große Leidenschaft

notabene, nüchtern, klar. Denn rausfliegen dürfen wir nicht dabei."

„Mir wär' auch das recht," murmelte Elias, „was kann ich noch viel verlieren."

„Nicht so, Elias!" ermunterte ihn Müller, „ganz falsch. Du mußt aus deinem Pessimismus heraus. Du hast eine unglückliche Liebe hinter dir, vergiß die Chose oder lenke dich ab. Jene Frau hat dich hochgekitzelt, jetzt bleibt dir nichts mehr übrig, als den eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Komm mit. Du lernst ein nettes Mädel kennen, die sind meistens rassige Weiber, lernst sie kennen, plauderst mit ihr, begleitest sie, knöpfst sie hübsch auf, was schon Spaß macht, und überhaupt, du kannst alles übrige ihr überlassen. Gerade so was mußt du tun. Denk mal, wenn deine Freundin aus Italien oder wo sie ist, zurückkommt, wie stehst du da, wenn du immer noch so belämmert bist? Du wirst ihr nur imponieren, wenn du gelegentlich eines Gesprächs, beim Tee oder Souper durchblicken läßt, daß du ganz genau weißt, was 'ne Harke ist."

Elias nickte und sah vor sich hin.

„Also wohin, Leute?" fragte Paul. Er goß zum drittenmal Likör in die Gläser. „Wie schmeckt das Gesöff?" fragte er Müller.

„Delikat. Die Wildsau versteht ihr Handwerk."

Paul nickte: „Also weiter im Text. Wo ist das Lokal, von dem Sie sprachen?"

Als es eins schlug, war der Plan fertig. Nicht für heute freilich. Nächsten Sonnabend. Paul brachte seine Gäste die Treppe hinunter über den Hof zur alten Mauer, schloß auf und stellte die finstere Gegend vor: „Das ist Venedig, was sagt ihr dazu? Fehlt nur der Dogenpalast und die Seufzerbrücke. Also kommen Sie mal wieder, Müller. Wie heißen Sie übrigens mit Vornamen, man hat sich jetzt beschnuppert und weiß, wer man ist."

„Caspar," rief der andre freundlich.

„Ich heiße Paul. Wenn Sie wiederkommen, spiel' ich Ihnen mal was vor."

„Großartig! Besten Dank. Adieu!" Er ging pfeifend ab. Elias reichte Paul die Hand, zögerte, als ob er noch etwas sagen wollte, folgte dann dem Freunde in die Nacht hinaus.

Sonnabend fiel der erste Schnee. Den ganzen Tag tanzten Flocken in der milchigen Luft. Nachmittags standen Bäume, Häuser und Straßen weiß gekleidet und erstaunt da. Das Dämmerlicht gab ihnen weiche Schatten, leise wurden alle Schritte, frisch und scharf zog die Schneeluft in die Nase. So kam der heurige Winter über Annenstedt, und es wurde viel darüber geschwatzt, daß er schon Ende November kam.

Büchting, Dunker und Müller hatten sich auf dem Schulhofe zugewinkt. Also heute abend neun Uhr in der Steinbrücke. Der weiße Tag schien auch sie zu erregen. Annenstedt hatte sich verwandelt. Es war nicht mehr der kleine, mitteldeutsche Ort, in dem sich alle kannten, um sie war eine Stadt aus Tausendundeiner Nacht entstanden, von Dschinnis erbaut, von Geistern bewohnt, vielleicht morgen schon verschwunden.

Paul Büchting hatte die Woche in doppelter Hinsicht nicht untätig verbracht. Um sein Gewissen schon im voraus zu beschwichtigen, sozusagen Ablaß für die erhoffte Sünde zu entrichten, mußten alle Dampfmaschinen der Schularbeit angestellt werden. Man staunte allgemein über diesen unbegreiflichen Fleiß, dessen Grund niemand ahnte. Hatte er soweit sein Gewissen beruhigt, konnte er anderseits nicht umhin, das erwünschte Unternehmen praktisch vorzubereiten. Er hatte sich vertraulich an Kaufmann Scheym gewandt, und Scheym hatte ihm mit der größten Bereitwilligkeit, ja Begeisterung Auskunft erteilt, sogar sein eigenes Erscheinen in Aussicht gestellt. Als nun Sonnabend abend die drei sich trafen, konnte Büchting sagen: „Wir gehen nach der ‚Wolfsschlucht' und lassen uns bei Fräulein Elli melden."

Müller jubelte. Das ging ja alles wie geschmiert. Elias folgte schweigend. Büchting legte den Arm väterlich um seine Schulter und tröstete: „Du kannst ja dabei sitzen und dir die Brühe in Ruhe betrachten. Wenn sie nicht schmeckt, laß sie stehen. Nur keine Gewalt."

Das Restaurant „Zur Wolfsschlucht" lag in der Nähe des Zippelmarktes und war ein anständiges, ein durchaus „solennes" Lokal. Indessen gehörte zu ihm in mehr oder weniger lockerer Verbindung ein kleiner Gasthof, dessen Leiterin Fräulein Elli war. Mannhaft betraten die drei eine verqualmte Schenkstube, gingen mit entschlossenen Mienen zur Theke und fragten nach Fräulein Elli. Die vollbusige, durchaus nicht mehr junge Person, welche, während Büchting mit bösem Gesicht fragte, Biergläser auffüllte, antwortete zunächst nichts. Vielmehr gab sie einem welken Kellner die Gläser und notierte etwas auf einen Block mit Kopierstift. Jetzt erst hob sie unfreundlich das Gesicht dem Frager zu: „Von wem kommen Sie denn?" erkundigte sie sich mit blecherner Stimme.

„Von Herrn Kaufmann Scheym."

„Ach, von Herrn Scheym? Was wollen Sie denn?"

Büchting sah ein, daß er Fräulein Elli vor sich hatte, grüßte noch einmal (auch Müller und Elias grüßten) und warf möglichst leichtfertig hin, daß sie gekommen seien, um sich ein bißchen zu amüsieren. Herr Scheym käme vielleicht auch noch. Sie sollten sich ganz ihr anvertrauen.

Fräulein Elli spülte mit geschwinden Bewegungen Schnapsgläser in einem gelblichen Wasser aus.

„Na schön," sagte sie kurz, „ist gut."

Ein Mann kam und wollte telephonieren. Sie wies ihn zur Sprechmuschel an der Wand. „Also Herr Scheym kommt auch noch?" fragte sie spülend.

„Das ist sehr wahrscheinlich," antwortete Müller, „er hat es uns gestern versprochen."

Fräulein Elli sah mit ihren etwas heraustretenden Augen Müller an, dann Büchting, und blieb zum Schluß an Elias Dunkers müdem Gesicht fast erstaunt hängen.

„Ihr seid wohl Schüler, was?"

„Schüler?" Die drei begriffen nicht, wie sie auf solchen Unsinn kommen konnte. „Junge Kaufleute —"

„Na, ist gut; ich weiß von nichts," schnitt sie ihnen den Protest ab. „Kommen Sie mal mit."

Damit ging sie durch eine Seitentür voraus, durch ein ungeheiztes, schlecht beleuchtetes Zimmer zu einer Tür, die an eine Treppe stieß. „Immer kommen Sie man," sagte sie ermunternd und stieg rasch die Treppe hinauf. Die Treppe endete in einem Flur. Sie öffnete die Tür zu einer Stube mit Plüschsofas und Tischen. An der Wand stand ein Vertikow, besät mit Nippes.

„Wollen Sie was verzehren? Oder nur trinken?" fragte Fräulein Elli. Gleichzeitig klatschte sie in die Hände, blechern rufend: „Olli! Auguste! Bedienung!"

„Wir haben schon zu Abend gegessen," sprudelte Müller.

„Haben Sie vielleicht eine Pulle Wein, nach der einem nicht gleich schwummerig wird?" fragte Büchting.

Zwei Mädchen traten ein.

„Tischtuch, Weißwein, drei Gläser, fix, ich muß in die Wirtschaft!" rief sie. Zu Büchting: „Bezahlen können Sie nachher."

Damit ging sie.

„Mensch, die eine war hübsch!" platzte Müller heraus. Er warf Mantel und Hut auf einen Stuhl und sagte zu Büchting: „Nette Madam, die Elli, was?"

Büchting lachte: „Na, ich danke!"

Müller verteidigte sich: „Ich meine doch nicht nett fürs Bett. Ich meine: so, menschlich."

Indem erschienen die zwei Mädchen, Olli und Auguste, grüßten und deckten den Tisch. Die Jünglinge fühlten: hier

durften keine Pausen eintreten, kein langes Bestaunen, kein fragendes Stillesein. Müller hieß sie mit großer Gebärde willkommen. Er wollte keinesfalls als Neuling gelten. Büchting fragte, weniger temperamentvoll, wer denn Olli und wer Auguste heiße.

Die eine war bäuerisch dick, mit knallroten Backen. Ihr Rock reichte bis zu den Knien. Das war Auguste.

Olli konnte vermutlich als diejenige angesprochen werden, welche Müller vorhin mit dem Worte „hübsch" bezeichnet hatte. Sie zeigte ein Paar nicht üble Beine, knickte freilich auf den hohen Pariser Hacken alle Augenblicke um. Ihr Körper war schlank, weil in ein Korsett gepreßt. Das Gesicht ungeschickt geschminkt.

Beide lachten geziert, augenscheinlich auf diesen freundlichen Empfang nicht vorbereitet. Sie hatten allerdings gleich zwei Gläser für sich mitgebracht.

Büchting empfand tief im Dunkel seiner Seele schon jetzt eine ahnungsvolle Enttäuschung. Doch durfte diesem Gefühl keinesfalls nachgegeben werden. Gut, daß Müller mitgekommen war; der machte wenigstens ein bißchen Stimmung.

„Also Prosit!"

„Prosit! Prosit!"

„Sauft, ihr Weiber!" kommandierte Büchting. Er hatte beschlossen, sich besinnungslos zu betrinken. Auch Müller und Dunker schienen Ähnliches beschlossen zu haben. Ihre Gläser waren mit dem ersten Schluck geleert.

„Elias, mach nicht so'n trauriges Gesicht!"

Elias bemühte sich zu lächeln. Er wollte ja vergnügt sein. Aber die Geschminkte war entsetzlich. Die kleine Dicke war nicht minder entsetzlich. Wenn er nur nicht immer im Geiste vor sich ein andres Zimmer gesehen hätte, ein warmes Zimmer mit Stehlampe und Diwan und weichen Sesseln. Und eine himmlische Frau dazu. Nicht daran denken! Das ist lang vorüber. Halt dich an gegenwärtige Freuden. Lerne von Mül-

ler, wie man lustig ist. Da, jetzt kneift er sogar die Dicke in den Arm.

„Aua!" rief Auguste.

„Feste Arme," konstatierte Müller.

„Na, gewiß doch. Alles ist fest. Was glaubst du denn?"

„Zeig mal."

Ja, es war alles fest. Auch Büchting mußte dasselbe sagen.

„Mehr Wein!" rief er.

„Bei mir ist auch alles fest!" schmollte Olli und zierte sich.

„Ist ja nicht wahr!" schimpfte Auguste.

„Gerade ist wahr! Die Herren sollen sagen."

„Wein!" kreischte Büchting.

„Herkommen! Nachsehen!" jauchzte Müller.

Elias kam alles widerlich vor. Am widerlichsten, daß er hinsah, als die Geschminkte ihre Bluse öffnete. Sein Herz begann so heftig zu schlagen, daß er gar nicht hätte sprechen können. Übrigens war auch Müller stumm geworden.

Die Dicke erschien mit Wein. Ihre Backen waren feuerrot. Sie setzte sich ohne weiteres auf Büchtings Schoß. Er ließ sie sitzen und trank.

„I kucke da, den Blonden!" quiekte Auguste, „der versteht's! Na, ist sie auch so fest wie ich?"

Müller antwortete nicht. Er riß und zerrte an Ollis Kleidern. Sie lachte hoch, spitz, gequetscht und griff zu Müllers Glas. Nachdem sie getrunken, fuhr sie ihm über die hellblonden Haare einmal hin, einmal her, daß der Schopf ganz zerwühlt aussah. „Bist ein hübscher Junge," lobte sie.

„Elias, du trinkst ja nicht!" rief Büchting. „Ist schon alles wurscht, mein Herze. Trink, Bruder, gieß dir den Sauren in den Rachen. Ist Alkohol drin, merk's schon. Die Weiber werden jeden Augenblick schöner. Hoch der Teufel, dem wir uns ergeben! Gottlob, es naht die Besoffenheit. Sie überkommt mich wie Gewölk der Nacht. Gleich dem Gewölke der Nacht umfängt mich seliger Dusel. Akatalektische logaödische Tri-

meter. Sauf, Bruder! Wer weiß, ob er morgen noch lebt. Auguste, geliebte Auguste. Halt, nein, keinen Kuß! So besoffen bin ich noch nicht. Trink, Elias. Mit diesem Trank im Leibe siehst du Helenen bald in jedem Weibe. Was ist das? He? Antwort! Eine katalektische daktylo-epitritische Hexapodie mit Anakrusis und Synkope. Tamtaratam — taratamtata. Das ist's, Dunker. Reich deine Brüste, Weib. Den Göttern Dank, ich bin betrunken."

Elias denkt: ob es eine Möglichkeit gibt, davonzulaufen? Zwei Treppen, zwei Türen, ein verrauchtes Lokal. Nein, unmöglich. Außerdem wäre es unanständig. Unanständig gegen die Freunde wär's. Was sieht mich nur die Geschminkte immer so an?

Olli beugt den Kopf vor: „Süß bist du, Junge!" flüstert sie nah an Elias' Ohr.

„Immer knutsch ihn, ich bin nicht eifersüchtig," lacht Müller.

„Schön bist du, Kleiner. So ein Schöner war noch nie da. Dich laß ich für umsonst zu mir, du."

Elias lehnt halb betäubt den Kopf zurück. Schließt die Augen. Da fühlt er das Weib ganz nah, ihre Hand, ihre Brust. Es ist zum Wahnsinnigwerden.

„Du bist stumpfsinnig, Paul!" stößt Müller Büchting an, der gerade eben ein bißchen zusammengesunken ist. „Schlaf jetzt nicht ein, Mensch!"

„Ich schlaf' gar nicht," fährt Büchting auf, „Auguste, die bewußte, erzählt mir ihre Lebensgeschichte. Sie ist 'ne Bauerndeern aus Stangerode. Erst ein halbes Jahr hier Kellnerin. Unverbrauchtes frisches Blut, Landblut, Kuhblut, Kuhbutter, frische Kuhbutter. Den Göttern Dank, ich fühle direkt, wie betrunken ich bin."

„Na, ich für mein Teil, Paul, weiß, wie der Hase durch den Pfeffer läuft. Ich bin aus Berlin, wo die jungen Mädchen Fasson haben. Aber so was, wie die Olli, sie hat sich von mir abgedreht, gleichwohl sozusagen, so was, wie die Olli, Paul.

Effektiv Klasse! Sie verführt mir meinen Busenfreund Elias. Donnerwetter! Schau mal hin! Eine wunderbare Pädagogik, bei Licht betrachtet."

Plötzlich springt Büchting auf, stößt die Dicke fort und geht schwankend um den Tisch. Die Geschminkte hat Elias so weit, wie sie ihn haben möchte. Immerzu lacht sie, girrt und schlickt. Sie gleicht einer Spinne, die ihr Opfer sechsfüßig umarmt, um es auszuschlürfen. Elias' Augen sind geschlossen. Sein Gesicht glüht wie im Fieber.

Da packt Büchting das Weib am Gürtel und reißt es hoch: „Laß den Jungen da, hörst du? Sonst setzt es Hiebe!" Sein Gesicht ist verzerrt von Wut.

Müller lacht: „Tableau! Tableau!"

Die Geschminkte will ein wildes Gezeter beginnen, doch wie sie Büchtings Augen sieht, sagt sie nur: „Was bist du denn gleich so grob!"

„Hure!" schreit Büchting außer sich.

„Ja doch! Was ist denn dabei! Bist du vielleicht mehr?" schrillt sie entrüstet. „Laß doch jedem seinen Verdienst. Nehm' ich dir denn deine Kunden? Das ist 'ne Frechheit, einen so anzufassen. Ich werde mich beim Chef beklagen, verstehst du?"

Auguste hat sich erhoben und will ebenfalls auf Büchting einschimpfen. Doch Müller beruhigt sie. Nur keine Unterbrechung der Gemütlichkeit! Nur mit der Ruhe. Alles befinde sich ja in bester Ordnung. Der da sei nur ein bissel betrunken, werde schon wieder Räson annehmen. Einstweilen wolle er, Caspar, genannt der blonde Caspar, den Damen solange Gesellschaft leisten.

„Ich will aber zu dem Kleinen," zetert die Geschminkte und stößt wütend mit dem Fuß auf, wobei er wegen des hohen Hackens umknickt.

Büchting faucht sie an: „Halt 's Maul!" Er faßt Elias am Arm. Elias steht auf. „Komm, hier ist nichts für dich. Ich führ' dich schon 'raus. Zieh dich mal erst ordentlich an."

„Wo habt ihr denn euer Zimmer, ihr Grazien?" fragt Müller, „schlaft ihr in einem oder in zwei Betten?"

Die Mädchen sehen ein, daß mit Büchting und Elias wenig anzufangen ist. Der einzig Nette ist wirklich der Blonde. Auguste hängt sich schwer in seinen Arm, doch er hat mehr für die andre übrig. Als Olli, scheinbar immer noch beleidigt, das Zimmer verläßt, folgt er ihr sogar. Auguste zögert. Sie geht zum Tisch, hebt die Flasche, trinkt ein Glas nach dem andern aus. Nebenbei versucht sie mit den zweien zu plaudern. Vielleicht läßt sich noch etwas erreichen. Doch keiner antwortet. Da geht sie der Olli nach.

„Ich glaube, es ist eine Gotteslästerung. Eine, die im ganzen Leben nicht wieder vergeben werden kann."

„Ach, Schrumm, Unsinn, Kohl. Was glaubst du, Elias, wie oft Gott auf die Weise gelästert wird. Du hast keine Befriedigung an einem Weibe, das du nicht liebst. Das ist es. Herrgott, man hätt' so was wissen müssen. Unsereiner kann so was nicht, was die Herren Scheym und Konsorten können. Es ist 'ne Sauerei, aber keine Gotteslästerung. Komm, Junge, gehen wir. Wo ist denn Müller?"

„Weibern nachgegangen."

„Ja, den ficht nichts an, der segelt mit jedem Wind. Das gibt so Leute, die's gut haben. Es ist eben eine Tragik, daß man das Weib nicht findet, welches man braucht. Und was du hast, kannst du nicht brauchen. Sagt das nicht Faust irgendwo? Na, ist egal. Schieben wir Leine. Hast du deinen Hut?"

Büchting bezahlt an Fräulein Elli den Wein, weist mit dem Daumen nach oben und sagt, daß ihr Freund noch etwas bei den jungen Damen bleiben wolle.

Die Schankmamsell nimmt die Erklärung gleichmütig entgegen. Ist gut, soll oben bleiben.

Sie stehen draußen. Mit müdem, wüstem Kopf. Das Wetter hat sich gedreht. Der Schnee ist geschmolzen. Es tropft und rinnt von den Dächern. Die Straße ist kotig, naß, finster.

Sie schlagen sich den Rockkragen auf und gehen Arm in Arm ihres Weges. Als sie an dem Massiv der Stephanikirche vorbeikommen, dröhnt es vom Turme gerade Mitternacht.

Büchting bleibt stehen: „Horch, Elias! Es tut gut, nach soviel Dreck zu wissen, daß es noch diesen Klang in der Welt gibt. Das schwingt über die Dächer. Das ist wie Musik. Wenn jetzt die Kirche offen wäre, ich ginge hinein. Ich könnte mich an die Orgel setzen und Gott danken, daß ich lebe. Glaubst du mir das?"

Elias antwortet nicht.

„Ja, man sollte das Leben mit Haut und Haaren fressen. Aber man muß es auch verdauen können."

Von der Straße „Über den Steinen" biegt eilig jemand zum Kirchplatz um, bleibt stehen und pfeift.

Elias fährt zusammen: „Komm!" flüstert er, „komm fort. Das ist Müller."

Die Tage stiegen winterlich empor, der Hauch gefror in der Luft. So blieb es dabei, daß Wolf und Barbara, wenn sie sich zu einem Spaziergange trafen, stets nur den Himmel über sich sahen, zumeist einen winterlich vermummten Himmel. Gelegentlich saßen sie in der Schutzhütte des Stephansparkes, auch fanden sie auf ihrer Wanderung über bereifte Wiesen manchmal einen Schuppen, unter dessen Dach sie sich für kurze Zeit vor Wind, Schneefall oder Regen verbergen konnten.

Das Widrige eines solchen Vagabundierens erkannten beide mit bitteren Bemerkungen. Es wurde die Frage gestellt, wie dem abzuhelfen wäre. Da kam Wolf auf eine, vielleicht waghalsige, aber unschwer ausführbare Idee. Sie sollten kommenden Sonntag in einen beliebigen Ort der ferneren Nachbarschaft fahren, dort ein Gasthofzimmer nehmen und in diesem Zimmer sich ihres Glückes freuen.

Barbara war mit allem zufrieden, was Wolf für gut hielt.

Bedingung blieb nur, daß sich der Ausflug zwischen drei und sieben, spätestens halb acht Uhr abwickeln mußte. Später durfte sie nicht heimkommen.

Mithin konnten sie nicht in den Harz reisen oder eine der entfernteren Städte aufsuchen, sondern mußten sich für einen bäuerlichen Ort, einen Ort namens Meisdorf entscheiden. Wolf wollte mittags voraus und alles regeln. Um halb vier sollte er sie dann vom Bahnhofe abholen.

Der Plan, nach dem dieses Zusammensein „unter einem Dache" gegen die Außenwelt legitimiert werden mußte, war so einfach wie einleuchtend: Wolf und Barbara traten als Geschwister auf, die für zwei Stunden ein Zimmer erbaten, in dem sie sich waschen und ausruhen konnten. Sie hatten angeblich eine längere Reise hinter sich und wollten am Orte jemanden besuchen.

Vielleicht sahen beide ein, daß diese Begründung eine Reihe logischer Löcher hatte oder zumindest allseitiger Wahrscheinlichkeit entbehrte. Doch vor sich selbst brauchten sie ja diese Fahrt unter ein Dach nicht zu rechtfertigen, für sie kam es ja nur darauf an, endlich einmal irgendwo ungestört sitzen zu können, dieses entsetzliche Herumlaufen in Regen und Schnee — Wolf unterbrach sich selbst mit der Erklärung, daß es am Ende vollkommen gleichgültig sei, was man als Ursache der Zimmermiete anführte, wenn man es nur überzeugend vorzubringen verstände. Und das würde er.

Als er gegen halb zwei in Meisdorf eintraf, konstatierte er mißvergnügt, daß der Bahnhof weit ab vom Orte lag. Verlorene Zeit! Schließlich blieb ihnen nicht viel mehr als eine Stunde für das stille Beieinander im Gasthofe. Der Weg war grenzenlos schmutzig, nachts gefroren, tags getaut, eine Schlammwüste. Wolf ging mit weitausholenden, spitz zulaufenden Schritten storchartig bald auf die rechte, bald auf die linke Seite der Landstraße. Ging er links, erschien es ihm rechts besser, ging er rechts, glaubte er links die trockeneren

Stellen zu sehen. Einige Bauern und Landleute hatten denselben Weg, doch sie trugen Wasserstiefel oder Gamaschen.

Nachdem auf diese Weise Meisdorf endlich erreicht war, begann die Unterhaltung mit den Gasthofswirten.

Gasthof zum „Hirschen". Wolf, freundlich grüßend: „Haben Sie wohl ein Zimmer für den Nachmittag frei, in dem ich mich eine Stunde ausruhen, säubern und umziehen kann? Ich habe eine längere Reise hinter mir und bin abends eingeladen." (Er hielt es für unklug, früher als nötig von Barbara zu sprechen.)

Der Wirt bedauerte in gewählter Sprache. Sonst wär's schon gegangen, doch sie hätten einen Toten im Hause, der läge in dem betreffenden Zimmer aufgebahrt. Sonst wär's gegangen, doch, wie gesagt, der Tote verhinderte die Benutzung des Zimmers.

Wolf zeigte ehrliche Trauer und begab sich zum „Ochsen". Dort erschrak er über eine Menge geschmückter Leute, Männer, deren Hüte mit grünen Sträußen geziert waren, Mädchen in weißen Kleidern, schwarzen Strümpfen und Stiefeln. Die Wirtin erschien eilig, roten Kopfes, und gab, ehe Wolf noch seinen Spruch zu Ende gebetet, an, daß hier eine Hochzeit stattfände. Die Stube oben, die Logierstube, stehe voller Kuchen, es gehe heute wirklich nicht.

Freundliche Leute, unfreundliches Schicksal. Schließlich winkte Wolf doch noch das Glück. Ein „Gasthof zum Deutschen Haus", freilich eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt, war weder von Leichen noch von Kuchen belegt. Der Wirt, ein Mann mit Schnauzbart und Jägerhut, lauschte Wolfs Ansprache aufmerksam und nickte. Oben sei schon ein Zimmer. Ein Zimmer sei schon da, aber ...

Wieso aber? Ob auch dieses Zimmer nicht frei sei?

Es sei frei, aber nicht heizbar.

„Ganz egal. Hat's denn eine Waschschüssel?"

Der Wirt nickte. Da fügte Wolf ganz beiläufig an, daß er

noch zum Bahnhof gehen müßte, seine Schwester abholen. Die wäre auch eingeladen. Ja. Ein furchtbarer Schmutz hier auf der Landstraße. Man spritze sich ja ganz voll und könne so unmöglich in anständige Gesellschaft.

Der Mann schwieg. Er dachte wohl nach, was das für eine Gesellschaft sei, in die der Jüngling mit seiner Schwester gehen wollte.

Das Zimmer lag im ersten Stock und sah gerade so aus, wie es sich Wolf gedacht hatte: zwei Betten, zwei Waschtische. Ein Kleiderständer. Ein wackeliges Tischchen mit Stuhl. Gardinen? Wo sind denn die Gardinen? Nichts. Kahle Scheiben. Wolf trat ans Fenster. Links war eine Kegelbahn, unten ein Stück totes Gartenland, das sich zu einem Hügel anhob. Wer sich auf den Hügel stellte, konnte direkt ins Zimmer schauen.

Wie Wolf sich so ans Fenster lehnte und die trostlose Umgebung musterte, entstand in ihm der sinnlose Wunsch, fortzugehen, loszuwandern, nie wieder zu kommen. Alles dünkte ihn schal und widerlich. Die Stube, seine Lüge, das gardinenlose Fenster, Kegelbahn, schmutzige Landstraße. Er mußte sich gewaltsam zur Ordnung rufen und das strahlende Gesicht des geliebten Mädchens förmlich beschwören, um nicht den ganzen Plan über den Haufen zu werfen.

Dann holte er sie ab. Sie zitterte vor Erregung, Angst, Neugier. Die Chaussee störte sie nicht, Wolfs pessimistische Schilderungen störten sie nicht. Das Zimmer mochte ruhig schlecht, kalt, häßlich sein, wie gleichgültig! Wenn sie nur zusammen sein, endlich zusammen sein konnten!

Ob der Wirt was merke? Ob er sich was denke?

„Keine Spur," beruhigte Wolf. „Ich habe ihn ordentlich eingeseift."

Immerhin beunruhigte es sie ein wenig, als beim Eintritt in den Gasthof urplötzlich aus drei Türen Gesichter stierten. Und als der Wirt aus dem Schenkzimmer kam, sahen sie gar

vier Leute, die an einem Tische saßen, sich förmlich unter Kommando nach ihnen umdrehen. Barbara vereiste vor Angst. Sie sprach nichts, bereute nur, daß sie ihre langen blonden Zöpfe, die sie auf Wolfs Wunsch wieder hängen ließ, nicht doch noch im letzten Augenblick aufgesteckt hatte.

Wolf änderte unter dem Eindruck der allgemeinen Neugier plötzlich seinen Plan. Er ging nicht gleich nach oben, sondern bat um Kaffee und Kuchen. Wirt und Wirtin nahmen die Bestellung mit sichtlichem Zutrauen entgegen und forderten die Geschwister auf, zum Genusse des Kaffees in ihrer Wohnstube Platz zu nehmen.

Als sie in der überheizten, schlecht gelüfteten Wohnstube auf einem Plüschsofa saßen, flüsterte er Barbara zu: „Das war nötig, um die Leute nicht mißtrauisch zu machen. Nachher gehen wir hinauf."

Ja, ja. Barbara war mit allem einverstanden. Sie fand es reizend, daß man ihnen in der eigenen Wohnstube den Kaffee servieren wollte. Sie fand die Wohnstube zwar heiß, aber auch reizend. Mein Gott, Bauersleute!

Jedesmal nun, wenn jemand von den Leuten die Wohnstube betrat, Kaffee oder Kuchen brachte, sprach Wolf angelegentlich von ihren gemeinsamen Eltern, sagte: „Mama" und „Papa" und zeigte im Betragen Barbara gegenüber die oberflächliche Freundlichkeit eines älteren Bruders.

Der Kaffee war schlecht. Wolf sah nach der Uhr. Bis zur Abfahrt des Zuges hatten sie noch anderthalb Stunden. Flüchtig kam wieder jene verdrossene Stimmung über ihn. Warum eigentlich? dachte er. Warum sitzen wir hier eigentlich in einer widerlichen Wohnstube und trinken schlechten Kaffee? Wollten wir das? Was wollten wir denn? Allein sein, ungestört sein, nichts als das.

Eine Magd brachte die Petroleumlampe.

„Es ist Zeit, hinaufzugehen," sagte Wolf, „sonst kommen wir zu spät zur Gesellschaft."

Barbara schwieg versteinert, nickte nur.

Sie gingen in ihr Zimmer. Trübe Dämmerung herrschte im Raum, der frostig und kahl war. Sie standen befangen da, untersuchten eine Tür zur Nachbarstube, überlegten, ob es ratsam sei, Licht anzuzünden. Barbara war dagegen; man hätte dann um Licht bitten müssen. Sie wollte nichts mehr mit den fremden Leuten zu tun haben. Wolf bewies ihr aber, daß ein dunkles Zimmer erst recht das Mißtrauen der Hausbewohner hervorrufen würde, und daß es vor allem andern geboten sei, jedes Mißtrauen im Keime zu ersticken.

Damit begab er sich hinunter und bat um eine Lampe. Man versprach, sie bringen zu wollen. Als er die Stube öffnete, saß Barbara auf einem der Holzstühle und lächelte ihm hilflos entgegen. Er umarmte sie stumm. Doch als sie Schritte hörten, fuhren sie auseinander.

Da stand nun die Petroleumlampe auf dem wackeligen Tisch, stank und fettete die Hände, welche sie anzufassen wagten. Außerdem konnte nunmehr jeder von draußen hineinsehen, er brauchte nur auf jenen Anberg neben der Kegelbahn zu steigen. Man mußte folglich daran denken, das Fenster zu verhängen. Barbara zog ihren Mantel aus, den sie wegen der Kälte wieder vom Nagel genommen hatte. Er wurde auseinandergebreitet, mit vieler Mühe an beiden Fensterrahmen befestigt, und hing, ohne viel zu verdecken, wie ein Gespenst da: die Ärmel ausgestreckt, als segnete er höhnisch das Glück der Liebenden.

Die Vorbereitungen waren vollendet. Sie konnten jetzt, wie sie es ersehnt hatten, sich auf eines der Betten legen und recht von Herzen satt küssen. Daß sie es nicht taten, war verwunderlich. Einstweilen jedenfalls nahmen sie auf den Stühlen Platz. Sie bemühten sich, etwas zu sprechen, darin sie einander dartäten, wie glücklich sie wären oder wie glücklich sie zu sein hätten, weil alles soweit gelungen war. Derweil knallte unten häufig die Hauspforte, Stimmen und Schritte er-

schallten. Wolf sprang jeden Augenblick vom Stuhl, ging zur Tür und lauschte.

Nach einem dieser nutz- und zwecklosen Wege blieb er vor Barbara stehen und fragte mit traurigem Lächeln: „Sag, Bärbel, hat es noch einen Sinn, hier zu bleiben?"

Sie sah schweigend zu ihm auf. Ach, ihre großen Augen! Wie konnten sie sonst ausgelassen gucken. Nun gab sie sich Mühe, nicht in Tränen auszubrechen.

„Zum Donner, laß uns alles egal sein! Eine halbe Stunde haben wir noch Zeit. Leg dich aufs Bett, ich setze mich zu dir."

Folgsam verließ sie den Stuhl und setzte sich auf den Bettrand. Er hob ihre Füße empor, beugte sich über den frischen Mund und küßte ihn. Sie erwiderte seine Zärtlichkeit bebend und blühte ängstlich, erstaunt auf wie eine Blume im Schnee. Da fuhren sie wieder auseinander, weil ein Mensch die Treppe zu ihrem Stockwerk heraufstieg.

Sofort ging Wolf laut hin und her, sprach vernehmlich von „Papa" und „Mama". Er sagte sogar besonders auffällig, daß er bedaure, nicht von hier aus mit den Eltern telephonieren zu können. Barbara antwortete nichts.

Der treppensteigende Mensch kam nicht in ihr Zimmer, sondern öffnete den danebenliegenden Raum. Hier hielt er sich mehrere Minuten auf. Wolf mußte die Komödie weiter spielen. Sogar Barbara sagte ein paarmal „Ja" zu seinen sinnlosen Sätzen.

Der Mensch stieg nunmehr gottlob die Treppe hinunter. Kaum war sein Schritt verhallt, stürzte sich Wolf aufs Bett. Stumm preßte er seinen Kopf an Barbaras Brust. Er hatte eigentlich, als er nach Meisdorf fuhr, gehofft, es werde ihm gelingen, sie ein wenig zu entkleiden, die Brust zu küssen oder ihr die Strümpfe auszuziehen. Merkwürdigerweise war alle Lust dazu entflohen. Ihr Glück, das sonst einem ruhigen Brande glich, der sie durchglühte und erhellte, hatte einen

krampfhaften Zug bekommen und schien stets auf dem Wege, in Verzweiflung umzuschlagen. Und dennoch war es schön. Sogar diese Viertelstunde, in der niemand ihre Liebe störte, war ein Geschenk der Götter. Sie trieben sich in eine selige Lust hinein, beteuerten voreinander die Tiefe ihres Gefühls und erstickten jedes unvorsichtig laute Wort in Küssen.

Die Uhr auf dem Tisch neben der Petroleumlampe tickte. Die Zeit schritt vor. Wolf fuhr aus dem Bett: Aufstehen! Mantel vom Fenster nehmen! Rechnung bezahlen!

Er stieg hinunter und klopfte an die Wohnstubentür. Es war niemand darin, doch die Magd versprach, den Wirt zu holen. Er kam. Auf dem Kopfe trug er immer noch den grünen Jägerhut. Er trug ihn wohl den ganzen Tag. Wolf empfand plötzlich eine ungewisse Furcht, bat übertrieben freundlich, bezahlen zu dürfen.

Der Wirt nahm den Geldschein, verschwand in der Schenkstube. Wolf stand da.

Von oben kamen zwei Kinder in bäuerischen Sonntagsanzügen Hand in Hand, Stufe um Stufe langsam die Treppe herunter. Ein flachshaariger Junge, der sein Schwesterchen an der Hand hielt. Dem Schwesterchen lief die Nase.

„Na, Kinder?" fragte Wolf.

Die Kinder glotzten. Jetzt erschien auch der Vater wieder, trieb sie ins Wohnzimmer und gab Wolf auf seinen Schein Geld heraus.

„Ihre Kuchen waren wundervoll. Besten Dank."

Der Wirt schaute auf: „Was hab'n Sie da oben gemacht?" Seine Stimme hatte keinen angenehmen Klang.

Dumm, daß Wolf plötzlich die Luft ausging. Er wußte genau, was er dem unverschämten Kerl auf seine Frage zu sagen hatte, nur konnte er es leider nicht sagen. So heftig schlug sein Herz.

„Die Gäste haben sich amesiert," fuhr der Wirt fort. „Das ist kein reiner Kram gewesen, Sie!"

„Ich verstehe nicht, wie —. Ich versichere Sie, Sie haben, Sie irren sich —"

„Den Braten kenn' ich! Für so was hätt' ich mein Haus nicht hergegeben. Gelacht haben die Gäste."

Barbara erschien wächsern auf der obersten Treppenstufe.

„Komm herunter, Bärbel. Der Herr Wirt macht uns, hat uns, der, der hat. — Das wollen wir doch unsern Bekannten hier sagen, das ist wirklich großartig."

Als der Wirt Barbaras ansichtig wurde, scheute er sich wohl, die Unterredung weiter zu führen. Vielleicht verwunderte ihn auch ihr schreckhafter Blick, der alles erfaßte. Er ging davon und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Barbara und Wolf standen draußen. Wortlos schlugen sie den Weg zum Bahnhof ein.

„Was hatte der Mann gesagt?" flüsterte sie.

„Was hat er wohl gesagt!" rief Wolf spöttisch aus. „Sei nicht verzweifelt, Bärbel. Das ist alles nicht schlimm. So ist die Welt, vielmehr die Gesellschaft ist so. Sie steht als eine Macht gegen einen. Der einzelne ist wehrlos gegen ihre Macht. Aber ich sage dir, es wird eine neue Moral entstehen. Unsre Kinder werden es besser haben."

Für Barbara war dies ein geringer Trost. Sie fürchtete, jemand könnte sie erkannt, der Wirt nach ihrem Namen und ihrer Herkunft geforscht haben. Jeder, der ihnen folgte, wurde als Verfolger angesehen. Wolf suchte sie anfänglich zu beruhigen. Am Ende wurde er von ihrer Sorge angesteckt. Als sie im Eisenbahnabteil saßen und gleich danach ein Herr mit schwarzem Schnurrbart einstieg, sie musterte und dann eine Zeitung hervorholte, glaubte auch Wolf, daß dieser Mann im Auftrage des Wirts fuhr oder wenigstens von ihm genau unterrichtet worden war.

Gottlob stieg der Herr nicht in Annenstedt aus, sondern reiste weiter. Ihre Angst löste sich in Gelächter; es war dumm, daß sie sich so in Unruhe hatten bringen lassen.

Da geschah der letzte Kanonenschuß, welcher sie vollends über den Haufen warf.

An der Sperre stand Professor Bauernfeind. Mule stand an der Sperre. Er sah Wolf, er sah Barbara. Wolf riß die Mütze ab und glaubte am Gegengruß des Lehrers zu erkennen, was er für den folgenden Tag zu erwarten hatte.

6

Die Parzen hatten wohl die Schere erhoben, doch nicht den Faden zerschnitten. Einige Stunden des folgenden Vormittags vergingen für Wolf im zitternden Beobachten beängstigender Zeichen: der Direktor, Professor Schiller, erschien nicht zur Homerstunde. Ein fremder Herr saß bei ihm im Amtszimmer. Als er endlich erschien, streifte er Wolf mit stummem Blick. Professor Bauernfeind seinerseits überging Wolf geflissentlich. Richtete an ihn keine Frage, ließ sein erheucheltes Interesse unbeachtet. Endlich waren alle fünf Stunden zu Ende, der Todesspruch war nicht erfolgt, die Parze hatte nicht den Faden zerschnitten. Erlöst, beschenkt vom Schicksal, lief er heim.

Zu derselben Zeit saß Barbara mit der gleichen Unruhe auf ihrem Platz in der ersten Klasse des Lyzeums, tat, als ob sie voller Aufmerksamkeit den Ausführungen des Direktors über Molière folgte, und mußte unablässig an den Meisdorfer Sonntagnachmittag denken. Himmlisch war die Viertelstunde in Wolfs Armen, grauenvoll das folgende. Der Wirt konnte sie leicht als Schülerin erkannt und in einem Brief an Direktor Schwanebaum denunziert haben. Anfangs war sie nicht ängstlich, hatte eigentlich alle Besorgnis schon verloren und mit ihren Freundinnen die Pause durchlacht, da trat Schwanebaum ins Klassenzimmer, würdig, dick, aufgerichtet, die kurzsichtigen Augen ein wenig zusammenkneifend. So trat er ein und strich gewohnheitsgemäß über seinen dunkel-

blonden Spitzbart. Auf dem Katheder stehend, klopfte er leicht, wie er stets zu tun pflegte, mit einem silbernen Bleistift, den er aus der Westentasche zog, aufs Pult, und sagte: „Qu'avez vous appris pour aujourd'hui?"

Er überblickte mit dem selbstsicheren Auge des Besitzers das blühende Beet der emporgerichteten Mädchengesichter und sagte: „Eh bien! Attention, mes dames, s'il vous plaît! Maintenant, qu'avez vous appris —"

Sein Auge blieb plötzlich an Barbaras Zügen hängen, er runzelte flüchtig die Stirn und sagte auf Deutsch: „Barbara Birkner, Sie kommen wohl nach der Stunde zu mir ins Direktorzimmer. Ich möchte Sie sprechen."

Barbara wurde kalkweiß. Ihr „Ja" war unhörbar. Sie wußte nun, was geschehen. Der Wirt hatte es herausbekommen, daß sie mit Wolf in seinem Hotel zusammen gewesen. Armer Wolf, der flog nun auch von der Schule. Mein Vater wird mich halbtot schlagen, dachte sie. Meine Mutter wird zu allen Frauen ihres Strickkränzchens gehen und heulen.

Langsam trat wieder Farbe in ihre Wangen. Sie beschloß, um jeden Preis zu leugnen. Wie? Ich soll mit einem Oberprimaner in Meisdorf gewesen sein? Hahaha! Wer behauptet denn solchen Unsinn? Ich bin gestern den ganzen Nachmittag mit meiner Freundin Käthe spazieren gegangen! Nein, nicht Käthe, fiel ihr ein. Lisel war glaubhafter. Denn Lisel ist sicherlich Sonntags mit Werner von Raspe zusammen herumgelaufen. Also mit Lisel. Man muß Lisel benachrichtigen. Einen Zettel ihr zustecken. Barbara schrieb auf einen Zettel: „Wenn Du gefragt wirst, bin ich gestern den ganzen Nachmittag bei Dir gewesen, hörst Du?" und steckte ihn Lisel zu, als sie am Ende der Stunde Direktor Schwanebaum in sein Zimmer begleitete. Sie war schon wieder ganz ruhig, leider sehr rot geworden. Ungewöhnlich rot.

Im kahlen Zimmer angelangt, blieb sie an der Tür stehen.

Der Raum hatte helle Möbel. Die Sonne schien durch schlecht geputzte Scheiben. Direktor Schwanebaum zog an einer Schnur. Braune Vorhänge schlossen sich. Eine unangenehme Dämmerung herrschte im Raum.

Schwanebaum pflegte seine Lieblingsschülerinnen privatim zu duzen. Jovial und wohlwollend legte er seine fleischig-schwere Hand auf Barbaras Schulter: „Barbara, schau mir mal ins Auge."

Barbara sammelte alle Kraft und hob die großen, blauen Augen offen zu ihm empor.

„Sage mal, Kind, ich habe etwas hören müssen, das mir nicht Freude gemacht hat. Ich will so sagen: Hast du mir, deinem Lehrer und Direktor, nichts zu sagen?"

Sie schüttelte den Kopf und starrte in den Spalt, durch den die Fenstervorhänge das Sonnenlicht hindurchließen. Ein blitzender, staubdurchzitterter Streifen stand im Raum.

„Also, du hast mir nichts zu sagen, Barbara? Wirklich nicht? Dann will ich dich etwas fragen: wer ist der junge Mensch, mit dem man dich Arm in Arm gesehen hat, hm?"

Der Lichtstreifen wogte wie Glanz einer Hoffnung in Barbaras Herz: der Alte weiß nichts von Meisdorf! Vielleicht tut er nur so? Nein, er weiß nichts.

„Ein Bekannter," antwortete sie.

„Ein Bekannter? Soso. Ich höre, er soll ein Gymnasiast, ein Unterprimaner des Stephaneum sein?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Lügst du auch nicht, Barbara? Belügst du nicht deinen Lehrer?"

„Er ist Oberprimaner."

Direktor Schwanebaums schwere Hand verschob sich ein wenig von der Schulter zum Hals des Mädchens hin. Jetzt berührte sie den Hals, dessen Ader schlug.

„Bist du so aufgeregt, Barbara?" fragte er weiter und beugte liebevoll sein spitzbärtiges Antlitz ihr zu. „Dein kleines

Herz schlägt ja heftiger und heftiger?" Er legte seine Linke an die Stelle ihres Herzens. Barbara senkte den Kopf. Sie stand da ohne Bewegung, nur ihr Puls hämmerte, daß der ganze Körper erschüttert ward.

„Willst du mir nicht seinen Namen nennen?" Schwanebaum ließ langsam die linke Hand sinken. Die Rechte lag nun auf der weißen Haut ihrer Schulter.

„Nein," sagte Barbara, ohne den Blick zu heben. Sie sah immerzu seine schwarzen Schnürstiefel an. Er weiß es nicht, daß wir in Meisdorf gewesen. Er weiß es nicht.

„Also, du willst nicht Offenheit mit Offenheit erwidern? Eh bien. So sage mir, wo du gestern gewesen bist."

Barbara fühlte plötzlich die volle Zentnerschwere seiner bösen Hand. So schwer war sie, daß ihre Knie zu zittern begannen.

„Mit Lisel spazieren," flüsterte sie.

„Mit Lisel? Ach, Elise Stein? So. Na, ich will es einmal glauben. Ich sehe an deiner Haltung, daß du Reue empfindest, obwohl deine falsche Verschwiegenheit mich verletzt. Zudem weiß ich ganz genau, wer das Bürschchen ist, mit dem du herumflanierst. Ich wollte nur einmal sehen, ob du ehrlich sein kannst. Barbara, ich fürchte, du bist auf keinem guten Wege! Schau mich an!" Sie hob den Kopf, sah ihm klar, fast spöttisch ins Gesicht. „In deinem blauen Auge steht noch die Unschuld, Kind. Wenn du sie erst verloren hast, bist du verloren. Niemand kann dich dann mehr retten. Du taumelst pfadlos in den Abgrund. Barbara, ich trage Sorge um dich. Aus Sorge frage ich: hat er dich schon geküßt?"

„Nein, Herr Direktor," antwortete sie mit ehrlicher Entrüstung.

Er sah sie lange an und streichelte mit der Rechten ihre heiße Wange. „Ich glaube dir," nickte er. „Du bist noch rein. Hüte dich, Kind, vor den jungen Wölfen, die in Schafskleidern zu dir kommen, innerlich aber sind sie reißende Tiere."

Barbara kniff sich mit der linken Hand heftig in die Hüfte. Ihre Laune konnte nicht besser sein.

„So, nun geh! Und morgen kannst du wieder die Hefte mir nach Hause bringen."

Sie knickste und glitt an der Wand vorbei aus der Tür. Draußen rannte sie durch den Korridor und fiel, außer sich vor Glück, lachend auf ihre Bank. Niemand war in der Klasse. Sie konnte hellauf herausplatzen mit ihrem Gelächter.

Die überstandene Gefahr hatte beide, so fühlte Wolf, nur fester „aneinandergeschmiedet". Er sagte es zu Barbara, als sie durch den Schnee die Hecklinger Landstraße hinaufwanderten. Und Barbara nickte ein stummes Bejahen. Täglich fester, täglich seliger.

Wolf hatte von Paul Büchtings Erlebnis in der Mädchenschenke gehört. Paul hatte ihm alles haarklein erzählt, und er erzählte es nun in gemäßigter Form Barbara, da „nichts zwischen ihnen sein" sollte. Alles mußte sie wissen. „So ist's denn gegangen, wie es gehen mußte, Bärbel, es konnte nicht anders gehen," schloß er den Bericht. „Büchting, der im Grunde ein idealer, ein wahrhaft geistiger Mensch ist, wollte die Ideale der Jugend verraten. Hätte er es getan, er würde heute nicht mehr leben. Er ertrüge diese Besudelung nicht. Siehst du, ich will auch, genau wie er, in die Welt eindringen, alles erforschen und alles kennenlernen, denn nur durch unmittelbare Erfahrung wird man klug, doch ich will es, ohne die Ideale der Reinheit zu opfern. Ich fühle: opferte ich sie, würde ich das gar nicht mehr erfahren, was ich erfahren will. Ich könnte nie und nimmer mit Weibern was anfangen; doch beispielsweise was Büchting fordert, das könnte ich auch wieder nicht."

Er wünschte, sie sollte fragen, was denn Büchting „gefordert" habe, doch sie antwortete darauf nichts. So war das eben immer mit Bärbel. Ein herrliches Geschöpf, ja, doch eine

richtige Unterhaltung kam nie in Gang, und im Tiefsten blieb man unverstanden. Nur flüchtig flog dieser Schatten über Wolfs Weg, denn zu laut rief heute sein Blut nach ihrer Nähe. Über diesen Ruf des Blutes war er selig, weil er nichts so sehr fürchtete wie die Stunden, in denen ihr liebes Antlitz vor ihm nur wie ein Bild stand, das sein ästhetisches Wohlgefallen erregte. Er haßte dieses Wohlgefallen, er wollte erschüttert, wollte flammend sein, in Küssen ertrinken, auffliegen im Rausch. Als er gestern Büchting gestanden hatte: „Am Dienstag gaben ihre Küsse mir nicht die gewünschte Befriedigung," hatte Büchting grüblerisch geantwortet: „Kann auch nicht sein. Ihr seid eben schon zu weit, um allein in Küssen Befriedigung zu finden." Doch diesen Standpunkt lehnte Wolf mit aller Schroffheit ab. Um Barbara zu seiner Geliebten, um sie unglücklich zu machen, dazu war sie ihm zu schade. Niemals! Außerdem empfand er seine Liebe zu ihr in erster Linie als seelisch. Das sinnliche Moment trat eigentlich völlig in den Hintergrund. Sie sollte seine unantastbare Freundin bleiben, eine Gefährtin, der nichts verborgen wäre, was ihn bewegte. Doch zwischen ihnen sollte so lange das Schwert der Reinheit liegen, bis die Stunde gekommen, in der sie erkannten, daß sie für das ganze Leben zusammenbleiben würden, kurzum, bis zur Stunde der Hochzeit.

Nun stampften sie Schulter an Schulter über die verschneite Landstraße. Die Dämmerung wehte grau im kalten Winde aus grauen Wolken her. Ein Zug von Krähen flog linker Hand aus dem Felde auf. Wie kahl die Äcker waren, wie bodenlos in ihrer Traurigkeit! Er und Bärbel waren die einzigen Menschen auf gefrorenem Weltenkörper. Alle Glut hatte sich in ihren Herzen gesammelt, die Sonne stand nicht mehr am Himmel, so daß alles, was hell war, es durch sie war und aus ihnen wurde. Es vergingen wenige Atemzüge, ohne daß sie stehen blieben und sich küßten. Er rühmte ihre Schönheit mit Worten, die sie erzittern machten. Er breitete

vor ihr den Traum eines großen Lebens aus, das sie gemeinsam erobern wollten. Bilder auf Bilder flatterten aus dem Füllhorn seiner Phantasie: Italien sieht er, sieht die große Welt und Barbara im Glanze raffinierter Toiletten. Das südliche Meer taucht tiefblau aus dem Horizont. Weithin der Horizont gen Afrika, nächtlich gerötet vom Hauch eines Vulkans. Sonnendeck eines Luxusdampfers, Musik aus dem Salon. Beide in die Endlosigkeit des Raums starrend. Über ihnen die weißen Schwingen der Möwen wie silberne Wimpel. Und birmesische Tempel treten aus dem tiefen Grün tropischen Waldes, und in der Nacht hängt bewegungslos ein weißer Mond. Auf der Terrasse lehnt sie nackt am Geländer und trinkt den Tau seiner Liebe. Ringsum aber droht schwarz der Urwald mit seinen Schreien, Brünsten und Dämonen.

Barbara hat die Augen geschlossen. Umschlungen von ihm geht sie sicher in seinem Rhythmus, lauschend und verloren in den Tanz der Visionen. Jetzt biegen sie zur Seite in eine Talwelle ein. Gegen Wind und Landstraße schützt die leichte Bodenerhebung. Sie setzen sich in den Schnee. Es ist gar nicht kalt mehr. Der Winterabend dampft aus ihrem Munde, aus ihren Kleidern. Ihr Atem ist Rauch der Flamme, die sie zu verzehren droht.

Wolf fühlt: dies ist die große Stunde der Welterfassung. Das Ziel, nach dem er in glühendem Druck sich wie ein Pfeil abgeschossen. In dieser Sekunde durchschlägt er es. Ah, heilige Besinnungslosigkeit des Lebens, Aufblitzen der blauen Ewigkeitsflamme! Genuß brennender Umschlingung, die schmerzt, da sie nie Einheit wird aus doppeltem Begehren! Wie heiß ihre Küsse sind, wie zerrinnend in Lust ihre Züge. Ihr Hut fällt vom Kopfe und eine aschblonde Welle löst sich.

Dies weiß er nun: im Verlieren des Ich liegt der eine Pol des Lebens. Im Behaupten des Ich der andre. Er verliert sein Wesen und fühlt in emporzüngelndem Glück ihre nackte Haut unter seinen glühenden Fingerspitzen. Der glatte Schenkel

einer Frau ist hexenhaft. Ein unbekannter Zauber läßt seine Hand an ihm empor, in jenen rätselhaften Himmel steigen, dessen seidenes Gelock er ahnend begreift: zuckender Mittelpunkt der Welt. Da peitscht es ihn hoch zu unsinniger Wollust. Barbara ist wie ein buntes Blatt im Sturm. Lächelnd wehrt sie keinem Zugriff des Geliebten und würde sich nicht wehren, wenn er sie nackt in den Schnee würfe. Doch wie er spürt, daß sie nicht mehr ist als Same im Winde, Gewölk im Raume, Echo seines Rufes, glaubt er jäh den andern Pol des Lebens zu erkennen. Er zwingt mit der Gier der Askese den Verzicht herbei, küßt ihren Mund, reißt sie empor vom Boden und stammelt: „Du Kind, du Geschöpf Gottes, du Taube über einer neuen Welt. Wir erschaffen diese Welt. Du und ich. In Reinheit und Nichtberühren werden wir eines. Im Geiste eines, wie zwei Wolken ineinanderfließen. Sieh, wir brauchen das nicht, was die andern Menschen brauchen. Wir brauchen das Tier nicht, wir fliegen gleich empor zu Gott, wir zwei!"

Er stammelt es ihr ins Gesicht, das atmet und rot überleuchtet ist, und er sieht ihre Augen, die zwei nie gelotete Wasser sind.

Plötzlich dreht er sich um: da brennt vor ihm am Horizont die Flammengarbe eines Hochofens in die Winternacht. Ein Frösteln schüttelt ihn: es öffnet sich ein schwarzes Tor. Sieh, die Welt reckt sich in Stahlguß, Maschinengedonner und Feuer des Daseinskampfes gleich einem blinden Dämon aus der bläulichen Fläche des Ackers riesig empor. Näher stampft das Gewicht seines Leibes, seine Haare sind die Schlangen der ewigen Sünden, und über dem ehernen Haupte steht der dreifarbige Regenbogen des Schicksals: Himmel, Hölle und Fegefeuer.

Seit jener Nacht in der „Wolfsschlucht" konnte Elias das Gefühl der Schändung nicht loswerden. Tiefer und brandiger fraß an ihm die Überzeugung, auf nicht wieder gutzu-

machende Weise beschmutzt zu sein. Er hatte für Helga „reif" werden wollen und wußte nun, daß er ihr, wenn sie wiederkäme, nicht mehr unter die Augen treten würde. Etwas nicht Gewöhnliches war geschehen: die Vergewaltigung des Weibes hatte ihn aus dem Bezirk der jungen Jahre hinausgedrängt, alt und fremd fühlte er sich in der Umgebung seiner Klassenkameraden. Seine Jugend war in einer Nacht gewelkt; er schaute auf sie hin wie auf ein Eiland seliger Erinnerungen. Wie schön war nun alles, was hinter ihm lag, wie unbeschreiblich die Tage, in denen er in Helgas Villa Kunstblätter betrachtete! Die Jugend war verloren, die Reife nicht gefunden. Zwischen beiden Sphären stürzte er in die Hölle der Verworfenen.

Seinen Freund Müller, dessen gewandtes Segeln durch alle Gewässer ihn anfänglich magnetisch angezogen hatte, weil er sich sagte, daß gerade ihm nichts so fehlte, wie diese glückhafte Leichtigkeit, umging er mit verlegener Miene. Qual wurde es ihm, drei Worte allein mit jenem zu wechseln. Und als Müller eines Tages auf seiner Bude erschien, jovial auf seine Schulter schlagend, erklärte, daß er die Absicht habe, ihn zu entführen, weil dieses Kopfhängen nicht mehr anzusehen sei, schrie Elias den Freund überraschend an, stampfte mit dem Fuße auf und warf sich schluchzend aufs Bett.

Müller sah ein, daß hier getröstet werden müsse, und, alsbald den Grund der Apoplexie erkennend, riet er zu einem gewaltsam lustigen Leben. Auch an Mädels müsse man sich gewöhnen. Das gehe nicht so holterdipolter. Ihm seien die Weiber der Wolfsschlucht auch nicht als olympische Göttinnen erschienen, doch habe er sich gesagt: lieber eine anwesende Kuhmagd als eine abwesende Königin. Die Olli habe sich mit der Geschwindigkeit eines geölten Blitzes ausgepellt und mit fabelhafter Routine den Spaß angedreht. Übrigens sei die Auguste, Elias werde es nicht glauben, die wesentlich gemeinere Person, wenn sie sich erst mal aufgezogen habe.

Ohne seine Betrunkenheit wäre er, Caspar, gewiß gleich mit Elias heimgegangen. Am nächsten Tage habe es dann einen Kater gegeben, doch auch Kater seien nicht unsterblich, und am Montag habe er sich mit dem Gedanken getröstet, daß man schließlich irgendwann einmal das Flügelkleid der Kinderjahre mit ein Paar Männerhosen vertauschen müsse. Also hopp-hopp aufstehen und lossteigen.

Elias hatte sich während dieser Replik nicht vom Kopfkissen, in das er sein Gesicht preßte, gerührt. Was Müller erzählte, war ihm zumeist unhörbar geblieben. Jetzt blickte er auf und versprach, nachzukommen.

Müller, froh, die Seelsorge los zu sein, ermahnte ihn noch einmal, sich nicht wieder in Trübsinn einspinnen zu lassen. Er bot ihm eine seiner Zigaretten an und ging, als Elias ablehnte, mit bedauerndem Achselzucken auf die Straße.

Elias begab sich eine Stunde später zu Dietrich. Der Freund war nicht zu Hause. Als er bei Willi Gast vorüberkam, hörte er durch das offene Fenster Pepchens Gelächter. Er pfiff. Willi erschien und winkte mit dröhnendem „Raufkommen, Kind Gottes! Sofort antreten, Erbärmlicher!"

Ein Schimmer von Licht fiel in Elias. Er ging hinauf. Der Freund stand an der Tür und band sich die Krawatte. Sein Zimmer war von der Winterluft nicht wenig durchgekühlt. Auf Elias' erstaunte Miene erklärte er: „Lüften ist das erste Gebot des Kulturmenschen. Sechzig Bierminuten trainiert, das gibt sudor teutonicus, mein Sohn. Na, jetzt können wir ja schließen. Nun, und du, Halunke, warum bist du einen Monat lang meinem Freundesbusen fern geblieben?"

Elias schützte Schularbeiten vor, schlechte Laune, dies und jenes. Fragte, warum Pepchen denn vorhin so gelacht habe, daß man's bis auf die Straße hörte?

„Weil meine Mutter mit der dampfenden Kaffeetasse hereinkam und, als sie die Eiseskälte an die Nase kriegte, sofort mit selbiger Kaffeetasse wieder ganz-Abteilung-kehrt machte.

Also, was tun wir jetzt, Prophet, he? Breitestraße bummeln? Nee? Na denn nicht. Deine Visage gefällt mir nicht, Götter-jüngling. Du mußt wieder mal an die Sprossenwand, ordentlich Muskelkater kriegen."

Er stellte sich vor einen Wandspiegel und bearbeitete sein kräftiges krauses Haar mit zwei Bürsten. Warf dann die Bürsten in einen Kammkasten, klappte ihn knallend zu, schrie „fertig!" und postierte sich vor Elias, ihn mit seinen blanken braunen Augen scharf musternd. Elias blickte zur Seite.

„So, so," sagte Willi kopfnickend in tiefem Baßton. „Also stimmt's, du bist dabei gewesen. Ha, verruchte Tat! Und nun sitzt der Kleine und hat Druck. Mensch, bist du ein Hammel! Wenn man sich eine Beule geschlagen hat, sticht man sie nicht noch obendrein mit dem Messer auf."

Dann gingen sie durch die Stadt. Willi Gast erzählte Schul-dummheiten, erwähnte die Angelegenheit mit keinem Worte mehr. Elias, anfänglich auflebend und von des Freundes gesunder Art wie mit neuem Blut erfüllt, begann jäh die Nutzlosigkeit dieses Fluchtversuches einzusehen. Ich will vor mir davonlaufen zu andern, um von diesen freigesprochen zu werden. Niemand kann mich freisprechen außer Gott selber. Ich muß warten, bis ich sein Wort höre. Sterben oder neu geboren werden, nur einer von den beiden Wegen steht mir offen.

Verzweifelt wie alle Tage, langte er daheim an.

Dann kamen wieder Stunden, in denen er seine Befreiung von Dietrich erhoffte: zu ihm laufen, ihm alles gestehen, ihn um Hilfe bitten gegen die schrecklichen Ängste des eigenen Herzens — wie gut müßte das tun. Doch verwunderlich war, daß Dietrich, wenn sie sich etwa zufällig trafen, verschlossener, mürrischer als jemals erschien. Wenn er nun dem Freunde alles gestände, würde jener ihn nicht erst recht verdammen, weil er sich seinem Einfluß entzogen hatte? Dietrich hatte einmal im Kreise der Kameraden den jungen Müller mit ein

paar spöttischen Worten abgetan. Einem Müller brauchte er die Exkursion in den Sumpf der Gemeinheit nicht übelzunehmen, doch ihm würde er es nie vergeben können. So blieb nichts übrig, als der ewige Dialog mit sich selbst. Im Finstern schlafloser Nächte baute er aus Rede und Gegenrede die Brücke ins Land der Erlösten. Er stellte seiner Erwartung auf das befreiende „Wort Gottes" einen Termin. Bis zu diesem Tage, den er im Kalender anstrich, wollte er seine Pflicht tun, die Schularbeiten sorgfältig erledigen, das irdische Ziel der Versetzung in die Oberprima nicht aus den Augen lassen. Sollte bis dahin keine Änderung in seinem Innern sich zeigen, kein Traum ihm einen neuen Weg weisen, Helga Simoni nicht wiederkehren, mußte er ein Gottesurteil anrufen.

Es waren vierzehn Tage. Der vierzehnte fiel auf einen Mittwoch. Elias war ganz ruhig. Alles hatte sich wunderlich geklärt, die Exaltationen waren verschwunden, große Ordnung in ihm eingekehrt. Nur, wenn er die Augen schloß und sich sein Wesen als weißes Leinentuch auf einer Bergwiese ausgespannt dachte, der Sonne ausgesetzt, damit es ausbleiche, sah er immer noch deutlich links, ziemlich am Rande des quadratischen Tuches, einen großen schwarzen Fleck. Die Sonne Gottes brannte auf diesem Fleck, doch er veränderte sich nicht.

Elias wußte, daß dies ein Bild war, indessen wußte er auch wieder, daß es mehr als ein Bild war: Reflex seines Seins. Der Fleck konnte nur durch einen Akt der Gnade oder durch eine Tat der Reinigung beseitigt werden.

Nun war es Mittwoch. Immer noch sah er den schwarzen Fleck auf dem ausgespannten Leinen: ganz deutlich erkannte er ihn, auch die weite Wiese und die dunstigen Berge ringsum. Der Gnadenakt war ausgeblieben. Die „Entscheidung" mußte durch eine Tat der Reinigung herbeigeführt werden.

Er beschloß, mit dem Rade in den Harz zu fahren; eigent-

lich ohne bestimmte Absichten. Denn was kommen sollte, war nicht mit den Zähnen herbeizuziehen. Er hatte seine Pflicht getan, stets gut präpariert, bei Mules Stunden aufgepaßt und sogar von seinem Taschengeld eine Mark fünfzig erspart. Davon sollte seine kleine Schwester eine Puppe haben. Nein, fortlaufen hatte keinen Zweck. Man muß sich seinem Schicksal stellen. Man muß tapfer sein.

Am Hohen Tor gab es einen Zusammenlauf. Ein Motorradfahrer war gestürzt und bemühte sich verärgert um seine Maschine. Des Andrangs wegen mußte Elias abspringen. Im gleichen Augenblick stand er vor Direktor Schiller, der ihn trotz seiner kurzsichtigen Augen erkannte.

„Nun, Dunker?" fragte Direktor Schiller. Elias hatte sofort ein heftiges Schuldbewußtsein. Wie durfte er in den Harz radeln, jetzt, ein Vierteljahr vor der Versetzung!

„Wo fahren Sie denn hin?" fragte der Direktor.

„Ach, nur ein wenig spazieren. Ich wollte nur etwas hinaus ..."

„Haben Sie denn schon Ihre Arbeiten gemacht?"

„Jawohl, Herr Direktor."

„Na, ich bin ja nicht gegen Ausflüge, aber die Schularbeiten dürfen darunter nicht leiden. In der letzten Zeit haben Sie sich ja zusammengenommen, was? Sie sehen auch besser aus. Na also, es geht doch. Man muß nur wollen und nicht immer Nebengedanken im Kopfe haben. Lesen Sie denn noch in der Stadtbibliothek?"

„Nein, Herr Direktor."

„Das ist recht. Ihre geistigen Bedürfnisse können Sie vollauf in den Deutschstunden befriedigen. Wenn Sie das Reifezeugnis haben, mögen Sie lesen, was Sie wollen. Na, nu fahren Sie schon, aber kommen Sie zeitig wieder." Er grüßte flüchtig, Elias behielt den Hut noch in der Hand als er wieder leicht zitternd aufs Rad stieg.

Was geschähe wohl, wenn ich dem Bolz alle meine Not

gestände? Wenn ich ihm gestände, was Tolles geschehen, meine Angst vor dem Kommenden, meine Hoffnung auf Erlösung, meine Halluzinationen von dem weißen Tuche auf der Bergwiese?

Er verspürte plötzlich eine nahezu peinigende Lust, umzukehren und dem Direktor zu berichten, was er in der „Wolfsschlucht" erlebt und was sich nachdem in ihm zugetragen. Schillers Gesicht müßte unbeschreiblich sein.

Wem aber könnte ich es sonst gestehen, der mir hülfe? Herr Doktor Galgenwasser käme mit eisiger Analyse. Würde sagen, das sei nicht so schlimm. Er kenne viele solche und ähnliche Fälle, würde mich mit diesen Fällen trösten und auffordern, in sein Landerziehungsheim einzutreten.

Mein Vater würde sofort hauen. Ehe ich noch zu Ende gesprochen, hätte ich eine im Gesicht.

Einzig Dietrich bleibt. Ich kann nicht zu ihm. Ich schäme mich.

Derweil saust das Rad über die gerade Landstraße.

Die Dämmerung nimmt zu. Am Ende wird es so dunkel, daß Elias die Laterne anzünden muß. Eine klare Winternacht zieht empor. Viele Sterne sind über den Himmel gesät. Die Tannen duften, die Harzberge steigen auf.

Elias kennt den Weg gut, weiß, wo er abspringen muß, um den Waldpfad zu treffen, an dessen Ende die Wiese liegt, darauf sie sich im Herbst nackt wie die Füllen getummelt. Er will sie besuchen, weil Glück auf ihr ruht. Vielleicht wird sich zwischen Wald und Wasser die Wendung seines Schicksals vorbereiten. Nicht die Schule, nicht die Stadt, kein Mensch, nur die große Natur wird helfen. Es ist ja nicht sicher, daß Gott ihn schon verstoßen hat. Zunehmend sicherer wird er im Glauben an die Erlösung. Am Ende erscheint es ihm beinah notwendig, daß Gott ihm ein Mauseloch zeigt, durch das er dem Verderben entrinnen kann.

Seht, da ist die Wiese. Viel größer erscheint sie in der Dunkelheit. Weit fegt die Laterne ihr federndes Strahlen-

bündel über die Schneefläche. Hier stand er an jenem Septembertag und sah die blitzenden Leiber im Wasser des Baches spielen. Mykenische Vision, Herbsthimmel, Götter, Menschen und Zentauren. Fern die rosafarbenen Mauern Trojas. Er wollte wie die andern in die Flut springen, doch Dietrich ließ es nicht zu. Warum ließ Dietrich es nicht zu? Warum durfte er nicht hinein, und die andern durften es?

Elias bleibt stehen; der Gedanke quält ihn. Fürchtete Dietrich für seine Gesundheit? Nein. Was andre konnten, konnte er auch. Dietrich ließ ihn nicht ins Wasser, weil er im voraus seine moralische Befleckung erkannte, seine unlautere Gier sah. Das war es. Eine symbolische Handlung. Du darfst nicht hinein, Elias. Dein Leib trübt das silberne Wasser. Nichts andres konnte es gewesen sein. Alles andre wäre lächerlich. Dies hatte Sinn.

Elias geht zum Ufer des Baches. Der Lichtschein tanzt über die gefrorene Böschung, vereiste Steine, kristallene Zapfen. Dazwischen gurgelt das Wasser. Er steht und blickt hinein. Plötzlich schaut er nach oben: Sterne, Millionen Sterne ...

Hier stehe ich, Gott. Ich habe meine Sünde erkannt und alles versucht, sie zu büßen. Ich weiß nichts mehr. Sag mir, wie ich dich versöhnen und wieder rein werden kann.

Die Sterne glitzern an seinem Gewande, das durchs Weltall rauscht. Raum breitet sich. Raum, in dem Millionen Lichtjahre wie ein Tag sind. Unendlicher Raum für alle Sünden aller Welten. Und unendlicher Raum im Raumlosen: Gottes Herz, das seit Millionen Lichtjahren alle Sünden vergibt. Im Raum werden sie erschaffen, im Raumlosen vergeben. Ein ewiger Tausch, die Wage haltend von Sünde und Reinheit, von Sichtbarem und Unsichtbarem, von unendlicher Materie und unendlichem Geiste. Und mit stummem Schrei der Lust erkennt Elias plötzlich die heilige Notwendigkeit der Sünde.

„Ja," spricht er laut, „Sünde ist gut, Sünde ist Weg zu Gott, wenn sie getauscht wird gegen Reinigung. Und jede Sünde wird getauscht gegen Reinigung. Bliebe auch nur eine übrig, die tauschlos wäre, müßte die Materie größer als der Geist, Raum größer als Raumlosigkeit, Welt größer als Gott sein. So wird auch mir vergeben werden. Auch für meine Sünde gibt es eine Reinigung. Ich weiß es nun. Und indem ich dies weiß, fest weiß, geschieht es schon. Gott, Gott, ich danke dir für die Gnade dieser Erkenntnis."

Der Tausch wird vollzogen werden, über ein Kleines ist er frei von Unreinheit. Doch nicht am Trägen wird er vollzogen, sondern am Tätigen. „So will ich denn leben," spricht er, „stark und lebendig tätig sein. Pflicht tun im kleinen Kreise, zunächst Schularbeiten und nicht mehr abschreiben und Taschengeld sparen und, wenn ich sündige, den Blick in die Sterne richten, bis ich weiß, wie ich mich von Sünde löse. Ich will Sünde nicht wollen, doch wenn sie geschieht, um ihr Tauschgeheimnis wissen und mich von ihr reinigen im Aufblick in den Raum, der nur Symbol des Raumlosen ist."

Herrlich ist diese Befreiung. Alles breitet sich lächelnd, klar und natürlich. Und mit eins erkennt er, weshalb er diese Wiese, weshalb er den silbernen Bach aufgesucht. Erkennt, weshalb ihn Dietrich nicht in den Bach hat steigen lassen und weshalb er es nun darf. Ja, nun darf er in ihn steigen, ohne sein Wasser zu trüben. Denn jetzt ist es eine heilige Tauschhandlung geworden. Gott reinigt ihn, weil jeder Sünde im Raum eine Vergebung im Raumlosen entspricht. Doch es bedarf des Willens zur Reinigung. Und so geschieht der Akt des Eintauchens in das Wasser, welches unberührt wie ein Mädchenleib aus den Bergen bricht.

Elias entkleidet sich rasch. Friert er? Nein, er friert nicht. Wie sollte er frieren in diesem flimmernden Glanz der zweiten Taufe! Die Sterne sehen zu, die Sterne fassen sich an die Hände und schließen den heiligen Reigen um den Akt der

Gnade. Siehe, ein Mensch wird erlöst. Ach, gütig ist der feurige Kern der Welt.

Nun steht er nackt wie an jenem fernen Tage am Ufer. Reiner als damals. Das Gesicht erhoben. Sprach Dietrich nicht von dem Verlassen einer alten Haut? Wie tief er die Verwandlung des Leibes spürt! Alles ist bereitet. Kein Mensch kann dem Schritte wehren, da Gott selbst ihn geboten hat.

Ruhig betritt er das Eis der Böschung. Es brennt an den Sohlen. Er beugt das Knie. Kurz schlägt die Kälte des Wassers an seinen Fuß wie glühendes Eisen. „Gar nicht kalt," flüstert er lächelnd und möchte sekundenlang sich ein bißchen tapfer fühlen. Plötzlich gleitet er aus, schwankt, stürzt hinein. Er will aufschreien — da sieht er jäh, mit seligem Begreifen, einen Meteor lautlos über den Himmel sausen und mit dumpfem Anprall an seinem Herzen erlöschen.

Es hat wieder zu schneien begonnen. Der Friedhof gleicht einem marmornen Tanzsaal des Todes. Und immer ist ein schimmerndes Bewegen in der Luft. Weiß beschneit Elias Dunkers Sarg, den die Schüler zu Grabe tragen.

Ein Knabenchor hat einen Choral gesungen, und Direktor Schiller, selbst ehemaliger Pfarrer, nach dem Pastor gesprochen: warme und gefühlstiefe Worte über den armen Schüler, der, so erwähnt er anerkennend, sich noch in den letzten Wochen auffallend gebessert habe.

Nun ist das Amen über der Grube verhallt; der Sarg verschwunden, Mutter und Tante schluchzen. Vater Dunker, Direktor und Pfarrer stützen die untröstlichen Frauen. Dann wanken sie erschüttert durch das Flockengeriesel heim. Von der Stadt her läuten die Glocken der Stephanikirche Feierabend ein.

Dietrich, Wolf, Jason, Büchting und Gast sind zurückgeblieben.

Jason will etwas sagen. Doch es verschlägt ihm die Rede. Kein Wort da.

Willi Gast beißt die Zähne zusammen. Er sieht Dietrich an. Allen ist, als müsse Dietrich des Rätsels Lösung wissen.

Doch auch Dietrich weiß nichts zu lösen, schüttelt den Kopf, starrt auf den Sarg.

Die Totenschaufler kommen. Die Freunde nehmen ihnen die Spaten ab und tun selber die Arbeit. Das Grab schließt sich langsam.

Es ist kein Elias mehr in der Welt, denkt Wolf. Die weite, große, bunte Welt, überall könnte ich ihn suchen, vergebens, nirgends ist er. Auch dieser ist es nicht, der dort unten liegt. Wohin ist er verschwunden?

Paul Büchting fragt gequält: „Haben wir schuld an ihm, daß wir ihn nicht schützten? Was hätten wir tun sollen?"

„Jeder hat schuld," antwortet Wolf.

„Niemand hat schuld," sagt Dietrich, „nicht einmal die Schule; denn was konnte er noch von ihr erwarten? Wir dürfen nichts von draußen erwarten. Das wußte auch Elias. Gott weiß, ich liebte ihn, doch sollen wir deshalb ungerecht gegen das Leben sein, weil es ihn nicht auserwählte?"

„Du bist hart," flüstert Jason.

„Ich suche den Sinn," antwortet Dietrich.

Sie gehen zurück. Am Eingang zum Friedhof stehen Peter Capelle, Walter Kappel und Werner von Raspe. Dumpfes Fragen in jedem Blick. Kein Wort wird laut. Das Abendläuten verstummt, die Nacht bricht herein. Immer noch schneit es.

Wolf und Paul sitzen wieder auf dem Sofa in Büchtings Zimmer. Er hat sich seine Filzschuhe angezogen und raucht Pfeife.

Wolf sagt: „Die da frühe sterben, sind Träume der Natur. Sie sieht, daß es hier auf Erden um böse Wirklichkeiten geht, und zieht sie wieder ein in den Schoß, der sie gebar."

Büchting nickt. „Ja, ja, so ist es vermutlich. Wer kann's wissen?" Über eine Weile steht er auf, geht zum Klavier und spielt. Es ist der erste Satz aus Schuberts „Unvollendeter." Wolf kennt ihn, schließt die Augen und erschauert in Ahnung kommenden Lebens.

Dritter Teil / Vom Sinn des Lebens

I

Im Stadtwald steht ein kleiner Aussichtstempel. Der Februarwind überspringt ihn, von der Westorfer Warte ins Tal hinuntertanzend. Ein flockiger Himmel wogt darüber hin, Wolken und Blau.

Barbara Birkner und Lisel Stein stehen vor dem Tempelchen. Barbara hat ihre Mütze in der Hand, die blonden Haare flattern. Auf Lisels schmalem, klugen Gesicht liegt ein Schimmer der wechselnden Nachmittagssonne. Noch ist nicht der Frühling da, ob es gleich weht und tropft und taut.

Weit geht der Blick über die Felder, bis zu den Bergen des Harzes, die wie dunkles Gewölk den Horizont beschließen.

„Hier sah ich einmal Elias Dunker stehen und lange hinausschauen, hinaus ins Leben, wie Wolf immer sagt. Jetzt ist er tot."

Lisel nickt.

„Käthe meint, er wollte sich abhärten! Er habe es Willi Gast nachmachen wollen! Das hat ihr Walter eingeredet. Ich weiß, daß er nicht darum gestorben ist."

„Und warum?" fragt Lisel, ohne sie anzusehen.

„Aus Liebe. Kannst du das nicht verstehen?"

Lisel nickt. „Doch, aber er ging ja mit niemandem?"

„Nein, das ist wahr. Doch Wolf meint, das hat nichts zu sagen. In unsren Jahren lebt man schließlich aus Liebe, und wenn man stirbt, dann ist es auch aus Liebe, daß man stirbt. Es gibt im Grunde nichts andres."

Lisel antwortet: „Er hat wohl recht, daß alles um Liebe

geht. Warum sagst du, es sei nur in unsern Jahren so? Ich glaube, es kann nie anders sein."

Die Sonne tritt voll aus bewegten Wolkengeschwadern. Der Himmel glänzt, die kahlen Sträucher blinken.

„Nein, es kann nicht anders sein. Wie wirst du es ertragen, wenn Werner von dir geht?"

Lisel schweigt.

Der Arnstein leuchtet auf und sinkt in Schatten zurück.

„Früher waren wir beide viel lustiger," sagt Barbara. Lisel zuckt die Achseln: „Mag sein. Ich weiß nicht, wie es früher war. Käthe und Sabine sind ja jetzt auch noch gerade so lustig."

„Was wissen die von Liebe. Die meisten denken, wenn man sich küßt, ist's getan."

Lisel schaut aufmerksam die Freundin an: „Tut ihr mehr?"

„Nein, nicht so. Das haben wir gar nicht nötig. Das überlassen wir gemeinen Leuten. Man kann auch seelisch verheiratet sein."

„Ja, das ist wohl möglich." Nach einer kleinen Zeit fragt Lisel: „Werdet ihr euch einmal heiraten?"

Barbara blickt ins flimmernde Licht. „Das ist — wir haben noch nicht davon gesprochen."

„Es kommt auch nicht darauf an, glaub mir, Bärbel."

„Nein, gewiß nicht."

Sie gehen durch den Stephanspark heim. Vor ihnen steigt der mächtige Turm der großen Kirche auf. Um ihn ducken sich die feucht blinkenden Dächer. Der Wind faßt die Mäntel der Mädchen und zaust an ihren Haaren.

Sie bleiben stehen und schauen auf das Stadtbild. Diese alten Mauern und Wachttürme, Straßen, Gassen und Villen. Darüber fegt der Februar. Wenn es April ist und die Sträucher grünen, sind die Abiturienten entlassen, über alle Berge in die Welt hinaus gezogen.

„Ich weiß, was du denkst," sagt Barbara.

Lisel senkt den Kopf. Sie weint nicht. Nur heiß tropft es aus den Augen. Aber der Wind trocknet die Wangen.

Auch Barbara möchte in Schmerz zerfließen, und doch ist dies Weinen gar nicht Schmerz, sondern tiefe Lust, schimmernde Ahnung, Hoffen, Glaube, Angst.

Lisel legt den Arm um die Freundin. „Komm," bittet sie leise.

Barbara schließt halb die Augen, der Weg flimmert unter ihren Füßen. Beide gehen schweigend. Plötzlich überwallt sie heißes Glücksgefühl. Ach, zerfließen in Hingabe, nichts sein als ein Schatten dessen, der Gewalt über sie hat.

„Könntest du ihm alles geben, Lisel? Alles, was er verlangt?" flüstert sie.

Lisel nickt langsam.

Nach einer Weile wenden sie einander die jungen Gesichter zu und lächeln. Sie fühlen eine helle Freude und wissen doch nicht, woher dieses Licht auf einmal über sie gekommen.

Seit Elias' Tod ist es stiller im Freundeskreise geworden. Schließlich muß man ja auch alles mögliche fürs Examen sich in den Kopf rammen.

Dietrich sitzt mehr als je über den Büchern. Er hat wohl seine Pläne und seine Gründe für diese Entschlossenheit. Wenn die Lehrer dagegen ein mageres Wort der Anerkennung durch die Zähne schmuggeln, blickt er stumm auf sein Buch. „Spät erwachtes Pflichtgefühl" ist dieser Fleiß wahrhaftig nicht. Er ist das einzige Mittel, sich aus der Sklaverei zu befreien. Um frei zu werden, braucht er dieses Mittel. Der Zweck heiligt die Heuchelei.

Übrigens liegen die Deutschstunden seit Herbst in den Händen des Direktors. Professor Bauch, der alte „Kax", sein Erzfeind, ist ausgeschaltet. Er wirkt in der Unterprima weiter. Direktor Schiller hat Mißtrauen gegen Begabungen. Er verkennt die „Begabung" Dietrich Grays nicht, doch gerade des-

halb fordert er von ihm maschinenartigen Fleiß, peinliches Aufmerken in den Stunden. Um solchen Fleißes willen vergibt er sogar gelegentlich grobes Nichtwissen. Wenn nur das Auge des Schülers erschreckt und gläubig auf ihm ruht, Entschlossenheit zu erneutem Nachholen des mangelnden Wissens zeigend. Diese Technik beherrscht Dietrich nunmehr. Sie funktioniert vortrefflich und wirkt außerdem bis in die eigene Familie hinein weiter. Der Vater fürchtet nicht mehr die Blamage des Sohnes. Sie sitzen bisweilen sogar mit ruhiger Wechselrede am Tische.

Doch hinter dieser glatten Fassade stehen andre Gedanken. Zuerst der Zweifel: hat Wolf recht gehabt, zu behaupten, daß „alle" an Elias' Tode schuld seien? Alle, also auch er. Ja, er am meisten, denn er sah schärfer als alle die Not des Jungen und führte ihn dennoch nicht. Er hätte sich um ihn kümmern müssen, tat es nicht aus sträflicher Eigenliebe: hier saß er und brütete über Erneuerung des jugendlichen Lebens, und dort ging einer, der ihm zunächst stand, hilflos in den Tod. Elias badete, wo sie einst im Herbst geschwärmt. Bei Nacht und Wind führte ihn der Irrwahn seiner Sehnsucht in das Eis des Baches. Welch ein Gleichnis seines Lebenswillens! Doch es bedurfte erst dieses Todes, daß er, Dietrich, die Not begriff, welche hinter solcher Tat stand. Und die Jugend begriff, welche hier wie ein Kristallgefäß zersprang. „Das Leben hat ihn nicht ausgewählt," eine lächerliche Entschuldigung für eigene Unterlassungssünden. Mag sein, daß Elias nicht lebensfähig war, doch wozu sind Freunde in der Welt? Ja, Wolf hat recht: alle sind schuld, und er vor allen andern.

Dietrich weiß es nun. Die Erkenntnis hat ein paar Nächte gekostet. Jetzt ist sie klar, es gilt, mit ihr fertig zu werden.

Er begegnet Wolf an einem Sonnabendnachmittag in der Nähe des Bahnhofs. Wolf ist zerstreut, Dietrich schweigsam. Ein paar Phrasen werden ausgetauscht, schließlich sagt Wolf: „Heute abend gibt es Bockbier in der ‚Stadt Braunschweig',

Jason, Kappel und Raspe haben beschlossen, sich mal wieder die Gelehrsamkeit auf ein paar Stunden herunterzuspülen. Du bist doch auch da?"

Dietrich antwortet darauf eine gute Zeit nichts, dann bemerkt er obenhin: „Man sollte eigentlich alt genug geworden sein, dem Alkohol zu mißtrauen."

„Es kommt auf den Alkohol ja gar nicht an. Wir trinken die paar Glas Bockbier doch nicht, um besoffen zu werden."

„Sondern?"

„Herrgott, weil's schmeckt. Was ist denn in dich gefahren, Dietrich?"

„Es schmeckt ja gar nicht. Dieses ‚Schmecken' ist eine von den Alten übernommene Phrase. Es gehört zum Erwachsensein, daß man sich eins ansäuft. Damit beweist man sich quasi seine Reife. So wie man sich die überstandene Pubertät mit einem Weibsbild beweist."

Wolf horcht auf. „Spielst du auf jemanden an?" fragt er kurz.

„Fühlst du dich getroffen?"

„Nein."

„Ich spiele auf uns alle an, mich inbegriffen —"

„Aha!" unterbricht Wolf, „Antialkoholismus! Bist du unter die Wandervögel gegangen? Unter die Jugendbewegung der Unproduktiven?"

„Ich lasse deine Verachtung so lange nicht gelten, als ihr nichts Besseres dagegen einzusetzen habt. Der Wandervogel erschafft sich seine Phrasen allein, ihr übernehmt sie von den Vätern. Was ist vorzuziehen?"

Wolf ist verdutzt. Ihm fallen Dietrichs nahezu verbissene Züge auf. So sah er ihn eigentlich nie. Ist das nur schlechte Laune?

Vorsichtiger antwortet er: „Warum sagst du immer ‚ihr'? Hast du nicht selbst alles mitgemacht?"

„Wenn ich auch als Säugling die Windeln näßte, darf ich

es doch nicht mehr als Knabe. Jeder Zustand, der gestern noch Berechtigung hat, kann morgen lächerlich sein."

„Und darum deine Attacke gegen den Alkohol?"

„Ich attackiere nicht den Alkohol, obwohl ich der Meinung bin, daß er wie jedes Gift nur in die Hände derer gehört, die ihn entbehren können. Es gab Zeiten, da war er für uns ein Symbol der Freiheit, und wir tranken des edlen Bieres gewissermaßen aus Opposition gegen die Schuldiktatur. Man soll solche Mittel nicht tothetzen. Warum könnt ihr nicht einmal ohne Alkohol die Nacht durchschwärmen? Ist euer Geist zu schwach dazu, euch wach zu halten? Hütet euch vor den bürgerlichen Idealen!"

Wolf spürt Wahrheit in Dietrichs Worten. Aber sein überlegener Ton ärgert ihn. Er sagt also nichts darauf. Das Nebeneinandergehen wird Quälerei.

Nachdem stumme Minuten verronnen, hemmt Dietrich an einer Querstraße seinen Schritt. Da ermannt sich Wolf zur Frage: „Meinst du das wegen Elias?"

„Wer erklärte an Elias' Grabe, wir alle seien schuld an seinem Tode?"

„Warst du nicht andrer Ansicht?"

„Ich bin es heute nicht mehr. Doch eine solche Ansicht kann man nicht haben, ohne sein Leben zu verändern. Wenn wir alle schuld an seinem Tode sind, so haben wir eben alle nach falschen Idealen gelebt, denn er war es ja, der sich an uns hielt und nach uns richtete. Wen hatte er sonst außer uns?"

„Unsre Ideale sind die der Reinheit und Freiheit. Ich möchte wissen, wie Elias daran zugrunde gehen konnte."

„Das möchtest du wissen? Ich sage dir: du selbst wirst daran zugrunde gehen, wenn du erst im Leben stehst."

„O, ich lebe sehr, mein Lieber!"

„Nein, du erkeckst dich, es dir einzubilden. Beim Styx, mein Wolf, einem Mädchen an der Brust liegen, ist noch nicht das Leben."

„Was weißt du von dem, was ich in den letzten Wochen durchgemacht habe!“

„Nichts natürlich, denn du posaunst es nicht aus. Das gefällt mir. Doch es kann eben nicht gar so viel sein, sonst wärst du ein andrer geworden in dieser Zeit, wo einer der liebsten Kameraden uns verließ.“

Wolf blickt trotzig zu Boden.

„Also leb wohl und laß dich weiter in Schlaf küssen,“ vollendet Dietrich mit freundlichem Spott.

Wolf nimmt sich zusammen. Es ist ihm schwer, nicht scharf zu werden. Dietrich geht. Dietrich hat verrückte Dinge gesagt. Es lohnt sich kaum, darüber viel nachzudenken! Elias ist gestorben, weil sie nicht immer auf ihn aufgepaßt haben. Deshalb. Nicht wegen der Ideale! Dietrich hat gehört, wie glücklich er mit Bärbel ist, darum ist er eifersüchtig. Einfach Eifersucht ist's, weil er jetzt selten mit ihm zusammen war.

Doch auch dieser Gedanke hält sich nicht lange am Leben. Wolf ahnt seine Torheit und springt auf etwas andres über. Er hat seit langem die Idee, statt in einem Hotel mit Bärbel auf Büchtings Bude zusammenzukommen. Das muß genau überlegt werden. Paul ist einverstanden. Es fragt sich jetzt nur: wann und wie?

An diesem Tage entschließt sich Dietrich zu einem Plan, der seit Wochen in ihm schwärte und glomm. Er macht sich auf und besucht den Rektor der Stephanischule, einen geistvollen, aufrührerischen, von den Zünftigen arg verfolgten Mann. Sie haben miteinander eine lange Aussprache, kommen sich augenscheinlich sehr nahe, denn Dietrich begleitet den Rektor bis in seine Wohnung, wo sie noch eine Weile beisammen sind. Schließlich verabschieden sie sich herzlich, und Dietrich sagt: „Auf morgen nachmittag.“

Um fünf Uhr nachmittags ist Dietrich in dem neuen, schönen Gebäude unter dem Bostberg. Der Rektor führt ihn persönlich

in die Abendschule ein, und Dietrich sitzt bald darauf hinter dem Katheder wie ein Lehrer. Er liest Märchen vor und erzählt von Schiller, und wie er gegen den Willen des Herzogs insgeheim dichtete und Trauerspiele schrieb. Vor Dietrich sitzen Kinder aus allen möglichen Kreisen, nicht immer saubere Kinder, die keinesfalls alle Taschentücher besitzen, vielmehr statt dessen Daumen und Zeigefinger bevorzugen. Zuerst lärmen sie und tun ungebärdig, doch über eine Weile herrscht große Stille im Schulzimmer. Dietrich erzählt, und alle Gesichter sind ihm zugewandt.

Bald kennt er die begabtesten und willigsten unter ihnen, nennt sie bei Namen und läßt sich von ihnen aus ihrem Leben berichten.

Da ist der Franz, welcher nur neun Finger hat, ein schmächtiger Dreizehnjähriger. Sein Vater ist bei der Eisenbahn Heizer. Franz möchte gern ein Napoleon werden und fragt Dietrich zaghaft, wie dies wohl anzustellen sei. Und der große, ungeschlachte Herbert ist auch eines Tages zu Dietrich gekommen und hat erzählt, daß seine Schwester bei ihm in demselben Zimmer schlafe. Seine Schwester sei aber nicht ganz richtig im Kopfe. Sie stelle dies und das an, nachts gäbe es viel Unruhe. Am liebsten aber ist ihm der kleine, freche Philipp Pfifferling. Seine Mutter führt eine Plätterei und steht täglich viele Stunden am Bügelbrett. Philipp aber hat die lustigsten Einfälle. Er ist selbst nicht reich, doch als er jüngst zwei bitterarme Bürschchen kennenlernte, stahl er mit viel Geschick aus einem Kolonialwarenladen, was er an Delikatessen erwischen konnte und verteilte es an die Freunde. Es kam heraus, weil Philipp nicht reinen Mund hielt, und gab eine lange Geschichte. Auch schwänzte Philipp eines Tages die Schule, ging in einundzwanzig Höfe Annenstedts, sang daselbst, was er in der Gesangstunde gelernt, erhielt viele Groschen geschenkt und kaufte dafür seiner Mutter ein Paar Handschuhe, die ihr vier Nummern zu groß waren. Er hatte einmal eine Dame

gesehen, die zog sich ihre Handschuhe an, ehe sie fortging, das sah wunderbar aus. Philipp Pfifferling ist erst zwölf Jahre, aber stämmig und breit. Er will Ringkämpfer werden und fragt Dietrich alle acht Tage, ob er es bald werden könne.

Auch viele andre kommen zu Dietrich und erzählen in schlechtem Deutsch, was sie bewegt. Er hört sie an, antwortet und gibt ihnen Ratschläge, besucht sie wohl auch zu Hause und spricht mit ihren Eltern. Ach Gott, die Eltern sind nicht immer verständig. Es sind müde, mißtrauische, abgehetzte Leute. Doch wie sie sehen, daß dieser blonde, ruhige Mensch, der gut gekleidet ist, sich nicht verdutzen läßt, sondern mit merkwürdig sicherem Auge ihnen begegnet, öffnen sie ihm ihr Herz. Und Dietrich sieht mit großem Verwundern, wie selig die Menschen sind, wenn ein „Mensch" ihnen begegnet. Wie einsam sie sind und verwirrt von einem unbegriffenen Leben, wie gerne sie fröhlich sein möchten und wie sie scheu und schreckhaft aufhorchen, wenn ein Ton der Liebe ihr Ohr berührt. Die Kinder aber sind noch frei gegenüber der Welt. Ihre Organe werden erst langsam durch falsche Lehren und unerklärte Eindrücke verstopft. Wenn ein Mensch käme und ihnen sagte, wie sie sich frei hielten durch ihr ganzes Leben und einsichtig dem bunten Wirbel der Welt gegenüber, müßte dann nicht ein ungeheures Atmen durch die Lungen des Volkes gehen? Müßte nicht alles Geistige in ihnen durchblutet und befreit werden vom Bleidruck des Hasses?

Franz, der gern ein Napoleon werden möchte, beginnt dumpf zu ahnen, daß es sinnvoller ist, „er selbst" zu werden. Doch er weiß noch nicht, was dies ist: er selbst. Und er fragt Dietrich, warum es so viele geringe und so wenig große Menschen gäbe und ob wohl dazu viel Geld gehöre, groß zu werden.

Dietrich besinnt sich und antwortet: „Wären die Großen zahlreich, so würde sie niemand achten, noch auf sie hören. Nur der wird gehört, welcher wirklich ‚einzeln' ist. Man wird

es aber nicht mit Geld, sondern nur mit dem reinen Willen zum Ziel."

„Wenn ich also ein großer Mann werden will, so kann ich's werden?"

„Ja, wenn du es reinen Herzens begehrst, nicht um Geldes oder Eitelkeit willen."

Franz senkt den Kopf und antwortet leise: „So werde ich ein großer Mann werden. Ich will es rein und ganz gewiß nicht anders."

Dietrich streicht über das struppige Haar: „So wird es auch geschehen, Franz."

Der Junge zittert, stumm geht er heim und stützt den Kopf über den Büchern auf, mit zusammengebissenen Zähnen die Welt bezwingend.

Ein andermal ist der ungeschlachte Herbert bei ihm. Seine Schwester ist nachts zu seinem Bett geschlichen und hat einen Stuhl auf ihn gestellt. Kreischend hat sie dann versucht, sich auf diesen Stuhl zu setzen. Dann sind die Eltern hinzugekommen und haben Herbert arg gescholten, daß er auf die kranke Schwester nicht genügend aufgepaßt habe.

Nachdem Herbert diese Geschichte erzählt, fragt er, warum es vielen Leuten so gut gehe. Sie führen in Kutschen und seien reich. Schlafen dürften sie und sicher viel, viel essen. Aber die Armen, die hätten nur Plage. Dietrich zeigt nicht sein Erschrecken vor dieser Frage, sondern antwortet lächelnd: „Ja, da hast du wohl recht, Herbert, daß die Reichen, denen du gelegentlich begegnest, alles haben, was du entbehrst. Doch deshalb haben sie noch nicht alles, was du hast, verstehst du mich? Sieh, mit den Reichen und Armen ist das so wie mit einer duftenden Rose und einer Zwiebelstaude. Alle Leute sehen die Rose und atmen ihren schönen Duft, und die Zwiebel ist ergrimmt, daß ihre Pflanze weder die leuchtende Farbe noch den süßen Hauch der Rose hat. Im Gegenteil, wenn man die Zwiebel schält, beißt sie obendrein in die Augen, und die

Augen tränen, so scharf ist ihr Geruch. Doch nun denk einmal, Herbert, wie schal das Essen wäre, wenn's nur Rosen und keine Zwiebeln gäbe oder wenn du Rosenblätter an die Bratkartoffeln tätest, an Stelle der gebräunten Zwiebelscheibe. Und denke weiterhin, wie gut der liebe Gott den Nutzen eines jeden Gewächses verteilt hat: dem einen gab er Farbe und Duft, dem andern Nährwert und Geschmack. Keines kann das andre ersetzen, sondern sie stehen zueinander wie der Reiche und der Arme. Jener glänzt wohl nach außen hin und alle Welt sieht und beneidet ihn, doch dieser hat das große Sich-Sehnen, und aus der Sehnsucht wächst der Wille und aus dem Willen die Tat und aus der Tat endlich das neue Gesicht der Welt. Die Armen sind in der Welt, damit die Sehnsucht nicht zugrunde gehe, aus der die besten Werke entstehen."

Herbert schaut vor sich hin. Dietrich schüttelt den Kopf über sich selbst. Was hat er da wieder zusammengeredet! Wie unklar und verkehrt ist das alles. Keine Antwort dem fragenden Jungen. Zu hoch für jenen, zu flach für ihn selber. Er fühlt die Verkrüppelung seines Denkens, den Ballast überflüssiger Bildung, und sieht davor, gleich einem Meere ohne Horizont, die Unendlichkeit der Lebensrätsel. Nein, so wie ihn die Schule entläßt, ist er nur reif für die Universität, nicht fürs Leben. Falsch ist der Blickpunkt, trübe das Glas. Es gilt, wieder von vorn zu beginnen, sich eine neue „Bildung" zu erwerben und somit, wie die ersten Seefahrer, sein Boot sich selber zu zimmern für die große Fahrt. Doch wo beginne ich, fragt er, um dem Sinn des Lebens näher zu kommen? Da sieht er in Herberts grüblerisch hartes Gesicht und weiß es: bei den Kindern.

Unter den Gymnasiasten hat Dietrich viele kleine Freunde. Es vergeht keine Woche ohne Besuch. Sie kommen zu zweien und dreien bei ihm vorbei, klopfen ans Fenster und berichten, was sie inzwischen alles erlebt haben. Manche sind erst Quintaner und Quartaner, manche etwas älter. Einer ist freilich erst in der Sexta, neunjährig. Der kommt am häufigsten und

ist ein wenig gekränkt, daß Dietrich die letzten Wochen gar so wenig Zeit für ihn hatte. Doch Dietrich muß an das bevorstehende schriftliche Examen denken und mehr als sonst über den Schulheften hocken.

Eines Sonnabends aber ist das Wetter lind wie im Vorfrühling, vergoldet sind alle Straßen von der jungen, kühlen Sonne. Es kann einen rechten, festtäglichen Sonntag geben mit Winden, knospenden Sträuchern und Himmelsblau. Dietrich fragt die treuesten seiner kleinen Kameraden, ob sie mit ihm in den Harz radeln wollten?

Gewiß wollen sie das! Hurra, famos!

Ja, aber es sei noch dieser und jener dabei.

Wer denn?

Willi Gast —

Ja, ja. Alle kennen, alle verehren ihn, weil er so bärenstarke Muskeln hat.

Und außer Willi Gast noch drei Jungen.

Drei Jungen noch?

Drei aus der Stephanischule. Die seien zwar nicht ganz so gut angezogen wie sie, die schmucken Gymnasiasten, aber sehr gescheite Buben.

Die Knaben schauen sich an. Dann antwortet einer halblaut: „Wenn du es sagst, daß sie nett sind, sollen sie nur mitkommen." Und ein andrer ruft: „Wir haben nichts dagegen!" Und ein dritter: „Ich zieh' mir auch keinen Sonntagsanzug an."

Herbert, Franz und Philipp sind Sonntags punkt acht Uhr in der Langen Reihe vor Dietrichs Haus. Willi Gast fragt gleich bei der Begrüßung: „Wer von euch ist denn der Ringkämpfer?"

„Ich!" jubelt Philipp Pfifferling.

„Mal sehen, was du kannst," sagt Willi und geht daran, die Kräfte des Knaben zu prüfen. Der wird krebsrot vor Anstrengung. Er zeigt, was er kann, und Willi lobt ihn. Jetzt hat er einen Lehrer. Nun wird er in wenigen Jahren Meister sein.

Inzwischen stellen sich auch die Gymnasiasten ein. Weil die Volksschüler keine Räder haben, ließen sie ihre Stahlrösser daheim. Heut wird gewandert. Rucksack voll Schnitten, Eier, Wanderflasche mit kaltem Tee. Darüber läßt der Februarhimmel seine blauen Banner wehen.

Wie sie in Welbsleben an dem Gasthof vorüberziehen, wo einst Willi Gast Dietrich neben der Kaffeetasse schlafend gefunden, sagt er vergnügt: „Siehst du, Knabe, nun bist du doch nicht Jauche fahren gegangen. Bereust du's? Kinder lieben dich; immerhin würden sonst nur die Säue nach dir grunzen. Und wer hat das getan? Dein Freund Pepchen, Oberarmumfang fünfunddreißig Zentimeter."

„Ob du recht hattest, wird sich erst zeigen, wenn ich das Pennal hinter mir habe."

Willi Gast denkt nach, nickt und gibt zur Antwort: „Ich konnte dir in manchem nicht folgen, doch wenn's dir an den Kragen ging, verstand ich dich immer. Du magst nun, wenn der Bolz seinen Segen über uns gesprochen, aufs Land gehen, ganz nach deinem Chacun. Aber ich denke, daß heut schon ein größerer Acker vor dir liegt als der des Bauern."

Dietrich hebt seine schmalen, scharfen Züge blinzelnd ins helle Vormittagslicht. Ein feuchter Duft von Erde und Wasser ist in der Luft.

Die Knaben lachen und rufen sich zu. Willi Gast gibt ihnen ein Lied: „Preisend mit viel schönen Reden". Sofort marschieren sie singend im gleichen Schritt. Hell schallen die jungen Stimmen. Nicht einmal Pepchens dröhnender Baß kann ihre Fröhlichkeit übertönen.

Bei Harkerode lagern sie sich am Walde. Man kocht Wasser und tut Suppenwürfel hinein. Dann werden die Brote zusammengetan und alles gerecht verteilt. Wie einige der Gymnasiasten sehen, daß Franz und Herbert nichts zu essen mit haben, fühlen sie sich erfüllt von Barmherzigkeit und bitten Dietrich um einige Groschen. Dafür wollen sie in Harkerode

zwei Tafeln Schokolade kaufen und sie den armen Volksschülern zur Erinnerung an diesen Tag insgeheim in die Rocktaschen stecken.

„Gefallen euch die Jungen?"

„Ja, sehr."

„Und warum gefallen sie euch?"

Die Buben denken nach. Dann antworten sie: „Weil sie ganz anders sind."

„Und Herbert, Franz und Philipp, die lieben euch wieder, weil ihr anders seid als ihresgleichen. Merkt ihr nun, wie gut es ist, daß ihr euch gegenseitig liebgewinnt? Ihr seht schon am andern Kameraden, wie groß die Welt ist und wie notwendig es ist, sich nie gegeneinander zu verschließen. Wenn also euch etwas Fremdes begegnet, ist es darum schlechter als das, was ihr kennt?"

„Nein, nein!" rufen die Jungen.

„Am Ende doch? Wie sollt ihr das vorher wissen? Vielleicht ist es sogar besser? Also geht mutig und offen an alles heran und ruht nicht eher, als bis ihr ihm auf den Grund geschaut habt."

„Aber jetzt wollen wir Schokolade kaufen!" antworten die Buben lachend und stürmen davon.

Gegen Nachmittag bewölkt sich der Himmel, Regenschauer gehen nieder. Dietrich, Willi und die Knaben sind unter ein Tannendickicht gekrochen und warten die Sonne ab.

„Erzähl Märchen, Dietrich," bittet der blasse Franz, welcher ein großer Mann werden will. Dietrich erzählt die Abenteuer des Odysseus, berichtet von der Fahrt zu den Lästrygonen, vom Aufenthalt bei der Zauberin Circe, vom Kampf mit dem Riesen Polyphem und dem Freiermord.

Es hat zu regnen aufgehört. Die Sonne glitzert durchs Geäst. Ein Specht klopft. Die Knaben sehen die Natur nicht mehr. Riesenhaft ragt das Gebirge der ewigen Dichtung in die Gegenwart.

„Ich könnte auch ein Odysseus werden!“ ruft Philipp mit glühenden Backen.

Und der sommersprossige Tertianer Fritz erklärt: „Wenn ich mir was wünschen könnte — ich wünschte mir einen Bogen, wie ihn Odysseus hatte.“

„Und ich mir recht viel Gefahren,“ schreit Otto, ein Junge, der sich vordem mit Philipp im Ringkampf gemessen. Er ist beinahe besiegt worden, obwohl er größer ist als Philipp.

„Und was wünschst du dir?“ fragt Dietrich den langen Herbert.

„Treue,“ sagt er leise mit gesenktem Kopf. Mehrere Jungen lachen.

„Treue?“

„Ja, wenn ich heimkomme, dann soll eine gute Frau auf mich gewartet haben.“ Er schämt sich dieses Wunsches, und Franz findet ihn dumm.

„Ich will keine Frau,“ erklärt er rundweg, „ich wollte aber, ich wär' so klug wie Odysseus, jawohl!“

„Was tätst du mit so viel Klugheit?“

„Ich machte Deutschland zum Herrn der Welt.“

„Ja, das verstehen die Jungen. Sie hören aus Zeitungen und den Gesprächen der Eltern, daß es eine kritische Zeit ist, in der man lebt, daß böse Nachbarn Komplotte schmiedeten, daß Bismarck fehle. Ja, wenn ein Odysseus lebte, der wäre der rechte Mann für uns, nicht wahr?“

„Ihr könnt's am Ende noch besser,“ antwortet Dietrich.

„Wir? Wie meinst du das?“ fragen die Jungen. Franz drängt sich erregt vor. Es ist hier seine Sache, die verhandelt wird. Er muß es vor allen andern wissen. Wie er aufsteht, bemerkt er, daß sich sein Hacken vom Stiefel gelöst hat. Er steckt ihn in die Tasche und hebt den Kopf Dietrich zu.

„Könnt ihr die Frage euch nicht selbst beantworten?“ lächelt Dietrich.

„Ja, ich weiß!“ ruft der sommersprossige Fritz, und seine

hellen Augen glänzen wie Topase. „Ich würde Deutschland schützen, indem ich ganz einfach unsere Nachbarn mit Krieg überzöge und abmurkste."

Das leuchtet vielen ein, aber Dietrich scheint nicht damit einverstanden.

„Und ihre Söhne murksen wieder eure Söhne ab, was?" fragt Willi Gast. „Und so wird lustig weitergemurkst, bis nur noch ein paar Weiber übrig sind."

„Nein!" unterbricht ihn sprudelnd Franz. „Ich weiß, wie wir Deutschland schützen können. Wir Jungen müßten alle hinüber zu den andern Jungen von den andern Völkern und mit denen zusammen wandern, wie heute mit den Gymnasiasten. Dann würden wir alle Freunde werden, und keiner wäre mehr gemein zu uns. Ich schmeiß' jetzt die Gymnasiasten auch nicht mehr mit Steinen."

„Und außerdem!" fällt einer der Knaben, die nach Schokolade gelaufen waren, ein, „außerdem lernt man dabei die weite Welt kennen. Wer nur recht weit hinaus kann und viel Fremdes sieht, der wird gescheit und hilft dem Vaterlande."

Dietrich nickt ihm zu und wendet sich an den Sommersprossigen: „Liebst du deine Heimat?"

„Ja!"

„Ihr liebt doch alle eure deutsche Heimat?"

„Ja, wir lieben sie sehr!" antworten die Jungen.

„So wollt ihr sie nicht verwüstet sehen, sondern blühend, nicht wahr? Und so wollt ihr auch keine Feinde ringsum, sondern gute Nachbarn —"

„Wenn die Nachbarn aber nicht wollen?" unterbricht Fritz.

„Sie wollen, was ihr wollt. Von zweien, die sich zanken, gewinnt stets der Klügste und Ruhigste. Er ist es, der das Heft in der Hand behält. Der Polterer verliert am Ende stets die Partie."

„Aber wir Deutschen sind doch klüger!" ruft eine helle Stimme.

„Wer da denkt, daß er's sei, ist es nie, Erwin. Alle Welt ist gleichermaßen klug und gleichermaßen dumm. Drüben oder hier — das macht auf die Dauer keinen großen Unterschied. Es kommt nur darauf an, ruhig und tapfer zu sein und in Zeiten der Erregung und Verwirrung sich selbst in Zucht zu halten. Tat nicht Odysseus dasselbe? Hat er nicht deshalb am Ende triumphiert, weil er bedächtiger, zäher und zuchtvoller war als alle andern?"

„So sollen wir unsre Feinde nicht hassen?" fragt Herbert dumpf erregt. Er scheint nur an dies zu denken.

„Wer sind eure Feinde? Die ihr nicht kennt, nicht wahr? Aber wen ihr nicht kennt, den sollt ihr weder gleich hassen noch gleich lieben. Haltet Abstand zu ihm und bemüht euch, gerecht zu sein. Am besten aber ist, ihr schaut fürs erste zu, daß ihr bei euch selber Ordnung schafft."

„Bei uns selber?"

„Ja, zunächst bei euch selber. Jeder bei sich selbst."

„Aber wie schaffen wir Ordnung in der Welt? Wir wollen doch Deutschland damit helfen!"

Dietrich sieht flüchtig lächelnd zu Willi Gast hin und antwortet ernst: „Indem ihr gerecht werdet und klar im Denken."

„Ja," nickt Franz aufgeregt, „das fühle ich schon lange. Aber das ist verflucht schwer, Dietrich."

„Ja, Jungens, das ist schwer. Doch wozu seid ihr Deutsche, wenn ihr nur nach Leichtem streben wollt? Strebt ruhig nach dem Schwersten. Ihr werdet es schon erreichen, wenn ihr nur Mut und Willen habt. Wollt ihr den haben?"

„Ja, ja, das wollen wir! Wir haben Mut! Wir haben Willen!" antworten die Jungen leuchtend.

„Nun, so gebt euch die Hand darauf. Wie ihr jetzt alle miteinander fühlt, so sollt ihr's immer fühlen: Mut und Willensstärke, Gerechtigkeit und Zucht stehe über eurem Leben. Franz hat nicht so unrecht, wenn er sagt, daß es schwer sei. Aber alles Große und Edle, was man erreichen will, ist schwer zu er-

reichen. Und wenn ihr's recht überlegt, ist das ganz gut so, daß es schwer ist. Der Mann braucht Widerstand, will er etwas zuwege bringen. Und ihr seid doch Männer, also freut euch des Widerstands. Und vergeßt diese Stunden nicht, in denen wir so einträchtig am Fuße des Arnstein saßen und berieten, wie wir wohl Deutschland helfen könnten. Darüber ist's nun gar dämmerig geworden; so lange haben wir debattiert. So, nun sagt den Tannen lebewohl, die uns vor Regen geschützt, und nehmt noch einmal den Blick gegen die Hügelkuppen auf, wie sie jetzt voller Sonne stehen. Solch ein Bild hält manchmal länger vor als ein Wort. Und es fällt einem dann zu guter Stunde ein und bringt auch das Wort herbei und alles, was wir uns vorgenommen haben."

Die Jungen blicken bewundernd ins abendliche Tal, nicken sich zu und greifen nach ihren Rucksäcken. An der Chaussee ordnen sie sich zu Zweien und Zweien. Singend wandern sie auf der Landstraße. Das Tal hallt wider von ihren gesunden Stimmen. Sie fühlen, was für Aufgaben ihrer harren, und sind stolz darauf, daß Dietrich es ihnen zutraut, sie zu lösen.

2

Ein Hund heulte die halbe Nacht. Erregt sprang Wolf aus dem Bett. Die Uhr zeigte drei: er öffnete das Fenster. Da stand knöchernes Geäst mächtiger Bäume gegen finsteren Himmel. Aus einem Vorgarten heulte es in langgezogenen Tönen.

Er ging im Hemd auf und ab. Unruhe und Qual stieg mit jeder Minute. Es war der Hund nicht allein, die verlorene Nacht nicht allein, es war Sehnsucht, Angst, wildes Aufbäumen gegen all das Unbekannte, was Zukunft hieß. Wohin des Wegs? Barbara lächelte selig unter seinen Küssen, hüpfte lachend durchs Leben. Ja, sie hüpfte. Ein Kind! Ahnte nicht, was ihn erfüllte mit dumpfer Sorge.

Wovor fürchte ich mich denn? schrie er sich an.

Ich weiß es nicht. Doch, ich weiß es. Ich fürchte den Abschied. Wahnsinn! Ich liebe sie doch! Ja, ich liebe sie grenzenlos, verzehrend mit allen Fiebern. Also warum Abschied? Sie will ja auch Annenstedt verlassen, will auch in die Welt, wird mich vielleicht irgend einmal begleiten, wir werden gemeinsam die Ruinen von Pompeji betrachten ...

Also dieser Abschied ist es nicht. Dann muß es ein andrer sein. Ein andrer? Ich kann doch nicht einen Abschied fürchten, den ich nie herbeiführen werde. Unsre Liebe wird täglich inniger, täglich heißer, wird einmal so heiß sein, daß wir wie zwei Eisenteile im Glühen zusammenschmelzen. Ich denke nicht daran, ihr treulos zu werden. Was ist das nur für ein pochender, ferner, ganz ferner, immer näher rückender Schmerz? Müssen wir am Ende voneinandergehen, weil wir uns so lieben? Ist das Vollkommene nicht möglich? Dringe ich vielleicht mit meiner Liebe in eine Luftsphäre, darin der Mensch nicht mehr atmen kann? Nächtliche Grübelei, ohne Sinn am Tage. Wenn nur der Hund nicht so heulte.

Er tritt wieder ans Fenster. Es tropft aufs Blech. Ein feuchtes Rieseln in der Luft. Regen. Und kein Morgen über dieser Enge. Totenstille der schlafenden Kleinstadt. Nur der Hund wacht und ein Mensch dazu.

Wie erhalte ich mein Glück? fragt Wolf und bemüht sich, diese Frage präzis, klar zu durchdenken. Ich erhalte mein Glück damit, daß ich stet bleibe. Ich sage „stet". Was verstehe ich darunter? Was verstehe ich unter dem dummen Wort stet? Ich bin müde. Man sollte schlafen. Doch nein, dies muß erst erledigt werden. Permanenz des Zustandes verstehe ich darunter. Erhaltung dessen, was man sich erworben, erobert, wohlverstanden mit seinem Herzblut erobert. Unser Bund ist in Reinheit geschlossen, er darf nicht ins Gemoder der Welt sinken. Der Strom der Lust, der durch uns braust, daß die Körper erzittern, kann ins Seelische abgelenkt werden. Ge-

lingt mir dies, wird das Größere gelingen: Barbara wird mir mehr als Geliebte sein, mein schützender Engel, mich bis in bodenlose Tiefen verstehendes, besseres Ich. Was mir in meinem eigenen Selbst dunkel bleibt, das wird sie erhellen, klären, in Sinn und Ziel auflösen. Und wenn dieser Gipfel erreicht, diese Einigung der Seelen zustandegekommen ist, dann mögen die Körper ihr Teil nehmen, denn dann geschieht dies unter, unter ... ja, worunter? Es ist gleich, ich bin müde. Ich weiß, worunter es geschieht. Auf das Wort kommt es nicht an. Es ist wortlos.

Der Hund heult nicht mehr. Nur der Regen ist stärker geworden. Wolf fällt aufs Bett und schläft ein.

Für den folgenden Abend ist der Besuch bei Paul Büchting festgesetzt. Der Plan bis ins kleinste fertig.

Abends halb neun, um die Stunde, in der Frau Mehl im Laden Kasse macht, öffnet Büchting die Tür der Gartenmauer, welche nach „Venedig" zu liegt. Wolf und Barbara stehen draußen. Sie schleichen durch den Garten bis zum Eingang. Hier zieht sich Paul Büchting seine Schuhe aus, geht auf Strümpfen. Frau Mehl darf nicht vom Laden aus hören, daß drei Personen da sind, sonst wird ihre Neugierde rege und sie guckt in den Korridor. Auf Strümpfen geht Paul voran. Wolf und Barbara hinterher. „Sprechen, sprechen!" zischelt Paul. Sie sprechen. Wolf sagt: „Diese Homerstunde war heute wieder zum Auswachsen." — „Ja, zum Auswachsen," antwortet Paul. Treppe hinauf. Eine steile Stiege ist's. „Nicht fallen," flüstert Wolf dem Mädchen zu, die vor Angst kaum atmen kann. Sie sind oben. Jetzt über den Boden. Jetzt ein kleiner Korridor. Da ist die Tür zu Pauls Zimmer. Tür auf. Lampenschimmer. Gottlob gerettet!

„Hurra, juhu, Mensch, ging das großartig!" jubelt Wolf.

Barbara steht blaß. Paul zieht sich schmunzelnd die Schuhe wieder an.

„Ja, Kind, was hast du noch Angst? Du siehst doch, alles

klappte programmäßig. Und nachher ist die alte Wildsau im Bett. Da brauchst du überhaupt nichts zu fürchten."

Sie lächelt, langsam tritt Röte in ihre Wangen. Nach wenigen Minuten ist die Gefahr vergessen. Sie sitzt auf dem Sofa und blickt selig im Zimmer umher.

„Gefahr," ruft Wolf, „gerade das ist's, was wir brauchen! Ein Mann erträgt ja solch ein Leben im Waschtrog nicht mehr. Gefahr, Möglichkeit des Rausfliegens, acht Tage vor dem Schriftlichen! Das ist's, das gibt Mut und Arbeitskraft. Bärbel, einen Kuß, ich flehe dich an!"

Barbara geniert sich vor Büchting. Doch er dreht sich um. „Da ich nicht fort kann, weil sonst die Olle Lunte riecht, muß ich spielen. Na, das soll soweit ausgiebig besorgt werden. In meinem Hinterkopf habe ich ja keine Augen." Er setzt sich ans Klavier und greift in die Tasten.

Wolf preßt sich an Barbara: „Endlich ein Dach überm Kopf, du. Was für ein Friede, welch ein Glück! Draußen geht der Wind um, die Tropfen fallen. O, diese Stunde! Fühlst du, Bärbel, wie schön sie ist?"

Sie nickt hingebungsvoll mit tiefem Augenaufschlag. Wolf hat recht, diese Stunde ist unvergeßlich schön.

„Und wie er spielt, was? Wie findest du, daß Paul spielt?"

„Wunderbar."

„Ja, er ist ein bedeutender Pianist. Er müßte nur mehr üben. Chopin und Beethoven spielt er am besten. Das liegt ihm. Er hat selbst ein bißchen Ähnlichkeit mit Beethoven. Doch nun laß dich umarmen. Du, denk doch, wir sind ganz ungestört!"

„Ob sich Herr Büchting nicht umdreht?"

„I wo. Der dreht sich nicht um."

„Ich dreh' mich nicht um," ruft Paul Büchting, ohne den Kopf zu wenden, „macht nur, was ihr wollt."

Wolf umarmt Bärbel, als wolle er sie zusammenpressen. Sie schielt zunächst noch mißtrauisch zu Paul Büchtings

Rücken hin, doch am Ende muß sie ihm glauben, daß er nicht zur Salzsäule erstarren will und sich nicht eher von seinem Stuhl rühren wird, als bis beide es ausdrücklich ihm erlauben. Und weil Wolf gar so zärtlich ist, schwindet alle Scheu vor dem fremden Raum und dem fremden Manne, schwindet Furcht, Sorge, Unruhe — nichts ist mehr da, nur die große stumme Welle der Hingebung. Sie lehnt sich an ihn, schließt die Augen, trinkt seine Küsse. Ihr Mund ist halbgeöffnet, die weißen Zähne schimmern im rötlichen Dämmern der Lampe wie Blütenblätter einer Margerite. Um den Hals trägt sie eine Korallenkette. Wolf spielt damit, gibt vor, sie aus Liebe erdrosseln zu wollen. Da zerreißt die Kette, die Perlen gleiten hinunter.

Erschreckt starrt er sie an: was nun?

Barbara lacht.

„Ist was los?" fragt Paul spielend.

„Die Korallenkette ist aufgegangen. Die Korallen fielen in Bärbels Bluse."

„Ich seh' nicht hin," antwortet Büchting und spielt lauter. Es rauscht und tanzt von Tönen in der kleinen Stube. Die Töne sind wie lustige Paradiesvögel, die überall herumschwirren und sich schließlich auf Bärbels nackte, runde Schulter setzen. Das Kleid ist nämlich ein wenig gerutscht, weil Wolf die Korallen fischt. Es rutscht noch mehr, Bärbel will alles zusammenhalten, er fleht sie flüsternd an, um Gottes willen ihm nicht zu wehren. Wie ein Fieber ist es über ihn gekommen, irgend ein tropisches Fieber, denn es ist heiß im Raum, Palmen bewegen ihre Fächer, buntgefiederte kleine Vögel schwirren durch die Luft.

Auf dem Tische liegen viele runde rote Korallen.

Büchting läßt die Hände sinken ..

„Spiel doch!" stößt Wolf heraus.

„Ich guck' mich ja nicht um," antwortet der Freund, erneut in die Tasten greifend. Ein Walzer flattert durch den Raum. Bärbel kichert, plötzlich macht sie ein erschrecktes Gesicht,

schließt die Augen und lächelt. Ach, die kleinen, bunten, gefiederten Federbälle! Jetzt haben sie's erreicht, daß Wolf seine glühenden Lippen auf zwei rote Korallen preßt, die Gott selber ihr an die Brust geheftet hat.

„Mein Gott, du Himmlische, du Mädchen," haucht er, sich nahezu gewaltsam in einen jähen Taumel des Glücks stürzend, „wie zart bist du, wie jung bist du! Ich will ja nichts von dir. Nur diesen Kuß und diesen Traum von deiner Schönheit."

Bärbel sieht den Regenbogen einer wunderlich fremden Trunkenheit mitten durch die karge Stube leuchten. Wolfs Leidenschaft bewegt und wärmt sie, obwohl es ihr nicht recht verständlich, was ihn so stark in Wallung bringt. Freilich ist ihre Brust entblößt, und schrecklich wär's, wenn Büchting sich jetzt umdrehte, aber Wolf darf es ja ruhig sehen.

Der Walzer ist beendet. Eine Polonaise von Chopin stolziert durch den Raum.

„Nicht mehr," flüstert sie, „wir müssen ja gehen ... Es ist gewiß schon spät. Wie spät ist es denn?" Sie zieht ihr Hemd über die Schulter.

„Wie?"

„Gehen müssen wir!.."

Wolf springt auf. Atmet tief. Fährt sich über den Kopf. „Hier liegen deine Korallen," sagt er laut. Er tritt ans Fenster und schaut in die regnerische Nacht hinaus. Büchting spielt, bricht ab und blickt stumm geradeaus. Im schwarzen Holz des Klaviers spiegelt sich sein breiter Schädel.

Stille steht reglos im Raum. Draußen rauscht und tropft es.

„Ganz verknüllt ist mein Kleid," sagt Barbara leise. „Schadet nichts," setzt sie hinzu.

Wolf öffnet das Fenster. Es regnet gar nicht. Nur ein paar Ranken hat der Wind gelöst und gegen die Scheiben geschlagen. Feuchtkalte Nacht tritt ins Zimmer. Dann gehen sie hinunter, wie sie heraufgekommen: Paul auf Strümpfen,

Wolf und Barbara schweigend. Im Garten sind Pfützen. Die alte Pforte knarrt. Schwarz liegt das Wasser des schmalen Kanals.

Im Februar heiratete Doktor Erich Quitte seine Braut Erna, die Tochter des Großkaufmanns und Konservenfabrikanten Gray. Die Hochzeit wurde mit Rücksicht auf des Vaters schlechte Gesundheit „im kleinen Kreise" gefeiert. Immerhin fand sie im Hotel Schmidt statt, vereinte zwanzig Personen und erfreute die Gäste durch fünf vortrefflich zubereitete Gänge. An demselben Abend reisten Doktor Quitte und Erna Quitte südwärts, nach Sizilien, hinein ins Sonnenland.

Doktor Quitte hatte sich vorher genau mit der Reiseroute bekanntgemacht und wußte Erna auf die Sehenswürdigkeiten, Kunstschätze und Naturschönheiten Italiens hinzuweisen. Erna plätscherte im Rosenwasser des Flitterglücks. Sie schaute Erich unentwegt an, ließ nie seinen Arm los und stürzte sich, wenn sie allein waren, mit heftiger Umarmung an des Mannes Brust. Auch dieser fühlte die Annehmlichkeit einer solchen Hochzeitsreise, obwohl die italienische Sprache ihm Schwierigkeiten bereitete. Erna sah sehr hübsch aus und hörte andächtig seinen Unterweisungen mit „ah" und „oh" zu. Abends schrieben sie bunte Ansichtspostkarten heim und erzählten darin von der Schönheit der Galerien und dem „putzigen" italienischen Volksleben.

Als sie zehn Tage von Annenstedt fort waren, ereilte sie in Palermo ein Telegramm Dietrichs, worin er schleunige Rückkehr als erwünscht bezeichnete. Der Gesundheitszustand des Vaters lasse das Schlimmste befürchten. Es blieb ihnen nichts andres übrig, als die Reise abzubrechen; und wenn es für diese zerrissene Freude eine Tröstung gab, so war es die, daß sich Doktor Quitte sagte, der Tod des Schwiegervaters müßte die Vermögenslage der Erbberechtigten, insonderheit die Ernas, günstig beeinflussen. Erna freilich weinte fassungslos,

glaubte, daß Vater schon in der Grube liege, und klagte sich an, sie hätte in Italien gelacht und gescherzt, während er sich daheim in Schmerzen wälzte.

Dietrich stand um diese Zeit mit zwei Ärzten im Sprechzimmer des Städtischen Krankenhauses und ließ sich sagen, daß wahrscheinlich nur Gott allein noch helfen könnte. Die Ärzte erklärten darauf genau, welche Veränderungen im Krankheitsherd vor sich gegangen seien. Mit Zuhilfenahme mannigfacher lateinischer Worte wurde von ihnen präzis der morbide Prozeß dargestellt. Dietrich durchhuschte der Gedanke, daß neun Jahre Lateinunterricht nicht dazu imstande gewesen, ihn die Erkrankung seines Vaters verstehen zu lassen. Einer der Ärzte riet zur Operation. Der andre setzte hinzu, daß auch von einer Operation wenig erwartet werden dürfte. Immerhin sollte man das Äußerste versuchen. Dietrich entschloß sich, einen dritten Arzt, einen gerühmten Professor aus Dessau, telephonisch herzubitten. Der Professor kam und gab vor, den Patienten wohl operieren zu können; doch, um's geradeheraus zu sagen, er für sein Teil verspräche sich keine Hilfe davon. So unterblieb die Operation, da auch Kaufmann Gray dagegen zu sein schien.

„Wie?" keuchte er erbittert, als man ihm die Möglichkeit einer Operation in Aussicht stellte, „dafür, daß die Herrn Schlächtermeister an mir herumschneiden, soll ich noch tausend Mark ihnen schenken? Und nachher doch krepieren? Die sollen nur kommen! Dietrich, du bringst mir heute nachmittag meinen Revolver, verstanden? Den lege ich nebens Bett. Sie sollen nur kommen!"

Am folgenden Tag war er bereits so schwach, daß nach der Untersuchung des gerühmten Professors aus Dessau sein Haß gegen die Ärzte nur in mattem, verächtlichen Lächeln Ausdruck fand: „Ha, ha," röchelte er. „Operieren, was? He? Ihr habt ja die Gewalt. Kann euch nicht mehr Mores lehren. Beutelabschneider. Nur zu."

Dann kam Dietrich und sagte, man hoffe, ohne Operation ihn durchzubringen.

Der Alte lag wächsern in den Kissen. Seine grünen Raubtieraugen starrten den Sohn an. Er horchte genau, bewegte die Lippen.

Dietrich beugte den Kopf vor. „Lüge," flüsterte der Vater. „Lügst ja. Wollen mich sterben lassen."

Dietrich antwortete leise: „Ich glaube, daß Sterben oder Nichtsterben in deiner Hand liegt, Vater, nicht in der Hand der Ärzte."

Der Kranke blinzelte, atmete kurz, mit halboffenem Munde. Er blickte nach dem Tee. Dietrich reichte die Schnabeltasse. Er schluckte, hustete und lachte flüchtig auf: „In meiner Hand ... Unsinn. Ha, ha. Na, ist gut. Hast recht, will nicht mehr, habe genug von dem Sch—dreck. Will nicht mehr leben."

Die Dämmerung floß durch das Fenster, dessen Ausblick einen gepflegten Garten zeigte. Die Uhr auf dem Nachttisch tickte.

Gray blickte starr geradeaus. Eine Schwester kam, brachte dies und jenes, holte die leere Tasse und ging.

„Kannst dich davonmachen, ich will jetzt schlafen," sagte er.

Dietrich stand auf. An der Tür befahl der Vater, ihm genauen Bericht über die letzten Eingänge zu geben. Die Briefe zu holen, ein Fräulein mitzubringen, er wolle diktieren. Los, abmarschieren!

Dietrich ging, besprach das Nötige mit dem Geschäftsführer und war abends wieder bei seinem Vater.

Der Kranke hatte geschlafen, seine Augen blickten blank, nur die Gesichtsfarbe glich Pergament.

„Wo ist die Mamsell?" fuhr er Dietrich an.

„Draußen."

„Reinholen. Die Briefe? Lies vor."

Dietrich las die wichtigsten Briefe vor, erklärte, was der

Geschäftsführer angeordnet, versuchte sanft, den Vater von dieser bedenklichen Tätigkeit abzulenken.

Doch der schob ihn beiseite, diktierte Antworten und keuchte erregt, es sei hohe Zeit, wieder selber nach dem Rechten zu sehen. Er werde morgen aufstehen, nach Hause fahren und von seinem Bett aus das Geschäft lenken. Schluß mit den Sommerferien.

„Ja," hauchte das Fräulein und erhob sich.

Dietrich nickte ihr zu. Sie ging, mit zitternden Fingern ihre Aktentasche zudrückend.

Der Alte schloß die Augen.

Bald darauf kam der Arzt, nahm das Fieber auf und versuchte, den Patienten sanft wegen seines Leichtsinns auszuschelten.

„Ja, ja doch!" stöhnte Gray. „Ist es vielleicht Ihr Geschäft?" Er lag schwach auf der Seite, den Rücken dem Tische zugekehrt, an dem Dietrich saß und Schularbeiten machte. Wieder schlief er ein, brummte, ächzte im Traum, stieß kochend und mit zuckenden Gliedern heraus: „Eingesperrt hast du mich. Eingesperrt, eingesperrt! Heraus will ich! Hörst du?" Danach schwieg er. Plötzlich sagte er deutlich: „Emma, bist du's? Tag, Emma ..."

Dietrich hob den Kopf.

„Da bist du ja wieder, Emma, he? Ich hab' dich unter die Erde gebracht? Ich? Wer sagt das? Sagst du das, Emma? Kleines Huhn, kleines Hühnchen, mein Kücken. Hast Angst? Nicht Angst haben, kleines Kücken. Alle haben Angst, hahaha. Alle laufen vom Löwen davon, der ganze Hühnerhof. Du brauchst nicht zu laufen, mein Hühnchen, Hühneken. Ich fress' dich nicht. Gib mich doch einen Kuß, du. Warum schreist du denn? Ich tu dich nichts. Küßchen nur, nur ein Küßchen. Ach ..." Er gurgelte, ächzte.

Dietrich trat zu ihm und hob die Hand, um seine magere knöcherne Rechte zu fassen, die sich verzweifelt in die Kissen krallte.

„So, so," stöhnte der Alte fiebernd, „du auch? Du auch! Tot, ausgefiedert, liegst da. Unter die Erde gefürchtet! Hahaha," lachte er, schrie auf einmal: „Ich hab's nicht getan!" und schoß empor mit wilder Gebärde. Dietrich stützte ihn.

Er schlug die Augen auf.

Lange saß er so im Arm des Sohnes und stierte in eine finstere Ecke, kurzatmig, mit trockenen Lippen. Schließlich blinzelte er und schloß wieder die Augen. Dietrich bettete ihn sanft aufs Kissen, legte ein feuchtes Tuch auf Stirn und Schläfen.

Der Alte fragte matt: „Ist Erna da?"

„Noch nicht, Vater. Sie hat telegraphiert, daß sie sofort umgekehrt ist."

Er hustete und blickte Dietrich an: „Du, ich sterbe. Freust du dich?"

Dietrich beugte sich nieder und küßte ihn auf die Stirn.

„Mutter ist dagewesen," flüsterte er, „hat dummes Zeug geschwatzt. Angst hat sie vor mir gehabt. Dann lag sie wie'n zertretenes Huhn da, richtig Huhn, als hätt' ich sie totgebissen. Ich hab' sie aber nicht totgebissen, ist nicht wahr! Wer das zusammenlügt, der soll mich kennenlernen."

„Niemand sagt es —"

„Doch, doch," zerschnitt ihm der Kranke eigenwillig die Rede, „alle quatschen, ich hätte das Huhn totgebissen. Ich hab' sie man bloß einen Kuß gegeben, davon ging sie gleich tot. Bin ich schuld?" Er blickte grell auf den Sohn.

„Bin ich schuld?" kochte er qualvoll auf.

„Nein, du bist gewiß nicht schuld."

Er bewegte die trockenen Lippen und murmelte gehetzte Worte, die Dietrich nicht verstand. Dann preßte er die Lider ein, als wollte er schlafen.

Die Schwester kam. Sie fragte, wie es gehe und ob der Kranke etwas wünsche. Dietrich schüttelte den Kopf. Sie blickte auf Gray und meinte, es sei wohl besser, den Arzt zu holen.

„Nein, der Arzt ist nicht nötig," antwortete Dietrich. „Ich werde Sie rufen, wenn es schlechter wird."

Wieder waren sie allein.

„Doch, doch, ich bin schuld," flüsterte der Kranke, ohne die Augen zu öffnen. „Ist 'ne gute Frau gewesen. Gut, gut, ja, das war sie. Deine Mutter war gut, Dietrich. Totgebissen, nichts zu machen. Mausetot." Angstvoll schlug er die Augen auf: „Will die Mamsell 'nen Pastor holen?"

„Nein, niemand kommt, Vater. Wir sind allein."

„Keinen Pastor, hörst du? Allein ist gut. Bist du da? Wo bist du? Wo bist du, Dietrich?" Schreckhaft starrte er ins Leere.

„Hier," antwortete Dietrich leise und beugte sich nah über ihn.

Er tastete gierig nach des Sohnes Arm. Dietrich umfaßte die mageren kalten Finger und verharrte so sehr ruhig. Die verzerrten Züge des Vaters glätteten sich. Sein Auge blickte klarer. Dietrich legte seine Hand auf die Stirn des Fiebernden. Sie brannte.

„Hast du Schmerzen?"

„Nein. Ich bin gesund. Es kann losgehn. Ich bin soweit gesund, daß es losgehen kann. Mutter sitzt schon im Wagen. Schönes Reisewetter. Siehst du, wie sie alle dämlich glotzen, weil ich nun entlassen bin? Lauter Kaninchen und Mäuse, nichts als Kaninchen. Gefangen haben sie mich gehalten, nun bin ich frei. Da — jetzt laufen die Karnickel, haben Angst vor der Katze. Ich fress' euch nicht, immer lauft. Ich bin frei."

Darauf schwieg er. Dietrich faßte nach dem Puls, der sehr schwach ging. Tiefe Stille schattete im Raum. Die Nachttischlampe surrte und flackerte ein paarmal, brannte dann ruhig.

Der Sterbende begann zu stöhnen und sich heftiger wie in Angst zu bewegen. Dietrich richtete ihn abermals auf, weil er nach Atem rang. Da wurde ihm leichter. Nur seine Züge furchten sich in Gram und Leidtiefe.

„Erna kommt nu nich mehr."

„Sie ist bald hier."

„Die hat Quitte. Herrn Doktor Quitte, haha! Ja, ausziehn wird sie der Lump. Paß auf, Dietrich, auf den, verstanden? Aufpassen!"

„Ja, Vater."

„Erneken, Erna, kleine Maus. Lief immerzu durch die Stäbe. Ich konnt' nicht durch. Eingesperrt, das ganze Leben eingesperrt." Er blickte zu Dietrich hoch. „Verstehst du das?" fragte er deutlich und ruhig.

„Ja, das verstehe ich, Vater. Ich habe es gesehen, wie du dein ganzes Leben im Käfig auf und ab liefst. Du hättest nicht in Annenstedt leben sollen, daran liegt alles."

„Hast du das gemerkt, Junge?"

„Es war nicht schwer für den, der dich liebte."

„Das hast du gemerkt. Ja, du bist nicht dumm. Die Lehrer sagten auch, bist begabt. Arbeite gut deine Schularbeiten, daß du bald 'rauskommst! Nicht hierbleiben, Dietrich! Sonst geht's an die Hühner und Kaninchen. Welt, Welt, Welt — das ist's. Da geh hin. Bin dir nicht mehr im Wege."

„Du warst mir nie im Wege. Ich hab' durch dich erst meinen Weg gesehen."

Der Vater blickte, ohne die Lider zu rühren, an die Wand. „Die weite, weite Welt," flüsterte er und schloß die Augen. Sein Kopf fiel auf die Brust. Dietrich war es, als würde der Körper leichter. Er bettete ihn vorsichtig nieder. Abermals begann der Sterbende an seinem Leibe zu schütteln und zu zerren, ächzte, krallte die Finger ins Leinen und schaute gequält um sich. Allmählich wurde er stiller. Dietrich hielt sich ganz nahe und streichelte die erkaltende Schläfe.

Der Vater bewegte den Mund: „Abfahren, hübsch langsam," röchelte er fast lautlos, „Mutter ist im Wagen." Ein Schimmer von Freundlichkeit glitt über seine harten Züge

und blieb dort bis zu dem Augenblick, wo Dietrich des Vaters Hände zusammenlegte und den Arzt rief, daß er den Tod feststellte.

3

Das schriftliche Examen war überwunden, vier Wochen später sollte das mündliche folgen. Sorgenvoller als sonst beobachteten die Schüler in diesen Tagen die Mienen der Lehrer, deren Stirnrunzeln, Lächeln, Schweigen oder spöttisches Ignorieren zu viel Deutungen Anlaß gab.

Doch weil man nicht allein von Unruhe und Pauken leben konnte, wurden sonnige Nachmittage wie Boten kommender Freiheit empfangen, die Bücher in die Ecke geschoben, die Fenster geöffnet und die Kameraden zu einer Wanderung zusammengepfiffen. Zu vieren und fünfen spazierte man über die sonnigen Hänge und Wiesen der Westorfer Hügel, weit ins Land hinaus sehend, wo langsam ein Pflüger sein Gespann über den Acker lenkte. Die Felder begannen zu gruneln und zu duften, Gestrüpp und Sträucher blitzten in jungen Knospen auf, Wind, Weite und Wolken waren da, die verstaubten Winkel des Kopfes freiblasend.

Wolf fühlte sich meist umwölkt von pessimistischen Ahnungen. Seine Mathematikarbeit enthielt nur eine einzige Aufgabe mit richtiger Lösung (Lösung und Ausführung hatte Pepchen Gast mit der Fußspitze unter der Bank durchgeschmuggelt). Die vier übrigen Aufgaben waren natürlich falsch. Wolf hatte keine begriffen und, um nicht leere Bogen abzugeben, diese mit sinnlosen Konstruktionen und Formeln angefüllt. Nun hatte einmal Professor Edelreich eisigen Blickes zu Wolf die Worte abgeschossen: „Welch edler Geist ist hier zerstört! Aber Wahnsinn rettet nicht vor dem Verderben.“ Eine Bemerkung, deren Richtigkeit Wolf nicht ableugnen konnte. Seine vier Aufgaben mußten den Eindruck

eines geisteskrank gewordenen Mathematikers machen. Schlimmes zu befürchten! Doch die Freunde trösteten ihn, ja bewiesen, daß er durch Kompensation mit andern Fächern das Maturum bestehen müßte. Nach diesen Erklärungen ging er mit ihnen hoffnungsvoll ins Tal hinunter. Man betrat die Wirtschaft „Zum Rosengarten", trank Kaffee und aß außergewöhnliche Mengen von Kuchen dazu.

Wenige Tage danach erfuhr Wolf etwas durch Werner von Raspe, das dieser wieder von Lisel Stein erfahren hatte. Lisel Stein jedoch hatte es unmittelbar aus erster Quelle, nämlich von Barbara. Barbara aber hatte dieses Geschehnis nur darum nicht Wolf kund tun wollen, weil sie fürchtete, daß es ihn jetzt, kurz vor dem Examen, allzu sehr in Harnisch bringen und von der Arbeit ablenken möchte. Außerdem schämte sie sich.

Barbara durfte wieder einmal ihrem Direktor Schwanebaum die Hefte heimbringen. In seinem Arbeitszimmer angelangt, legte sie alles auf einen Tisch, willens, sich mit geziemendem Gruße zu entfernen. Da fiel Schwanebaum noch „etwas Interessantes" ein, das er Barbara gern gezeigt hätte. Wo war es nur? Wo war nur dieses Interessante? Er suchte so umher, hier und da, kam dabei an der Tür vorüber und schloß ab. Er tat es en passant gewissermassen so, wie man einen Staubfinzel jemandem vom Rocke knipst. Ganz nebenbei drehte er den Schlüssel um. Er hatte gar nicht Zeit, viel an den Schlüssel zu denken, er dachte nur an das Interessante, welches er Barbara zeigen wollte. Trotzdem bemerkte die gespannt dastehende Barbara seine Hand am Schlüssel, wurde schneebleich und ging zur Tür. Sofort stellte sich Schwanebaum davor mit einem Gesicht, das wohl Lachen, Scherz oder Fröhlichkeit ausdrücken sollte. Sein linker Mundwinkel zuckte, und er roch plötzlich schwitzig (wie Barbara sich Lisel gegenüber ausdrückte), ein Umstand, der sie veranlaßte, ihn für aufgeregt zu halten.

„Wo ist denn das Interessante?" fragte sie mit schwacher Stimme. Setzte hinzu: „Ich muß jetzt heimgehen, Herr Direktor."

Da sagte Schwanebaum völlig kahl und unverblümt: „Was hast du nur immer gegen mich? Ich bin doch gut zu dir, Barbarachen. Willst du mir denn nicht ... darf ich dir denn nicht... kleine Maus, du. Du —" hier brach er seinen Satz ab und ergriff ihren Arm.

„Nein doch, Herr Direktor, nein, nein," stotterte Barbara,

Plötzlich hatte er sie an sich gepreßt und breit auf den Mund geschmatzt. Es war schrecklich. Seine bärtigen Lippen kratzten. rochen nach irgend etwas. Die Nähe dieses fremden, rauhen Fleisches brachte sie in sinnlose Angst und Wut. Sie stieß ihn zurück, trat obendrein noch mit aller Kraft gegen sein Knie, drehte den Schlüssel um und rannte, als ob hinter ihr Großfeuer ausgebrochen wäre, nach Hause. Dort wusch sie sich mit Teerseife und Wasser dermaßen energisch den Mund, daß die Lippen aufsprangen.

Barbara erwartete für den folgenden Tag die Verstoßung aus der Schule, erwartete zum mindesten den Durchfall durch das Abgangsexamen, Arrest, ungenügende Aufsätze und andre Schrecklichkeiten. Direktor Schwanebaum beachtete sie zunächst gar nicht, rief sie plötzlich in der großen Pause ins Amtszimmer, räusperte sich und sagte mit dem Beiklang gerechten Unwillens in der Stimme, er verstünde ihr sehr sonderbares Verhalten gestern ganz und gar nicht. Ob das wohl die neue Art sei, wie man als Schülerin der Sympathie eines Vorgesetzten (er sagte „Vorgesetzter") begegne? Sie hätte stolz sein sollen, daß er sie ob ihrer Intelligenz der Mehrzahl ihrer Klassenkameradinnen vorzöge, und dem Ausdruck seines väterlichen Wohlwollens nicht mit Formen begegnen sollen, die ihn höchst merkwürdig angemutet hätten. Das junge Fräulein bilde sich wohl gar ein, wenn ihr alter Lehrer ihr einen flüchtigen Kuß auf die Stirn drücke, sei er verliebt in

das Püppchen? Derartige Unverschämtheiten, die ihr vermutlich ein Herr Oberprimaner, ein Laffe, von dem sie sich den Kopf verdrehen ließe, eingeblasen habe, verbitte er sich mit aller Entschiedenheit, verstandezvous? Er sei ihr Lehrer, ihr Direktor, und nicht etwa ihr, ihr, ihr Courmacher. Wenn so etwas noch einmal, noch ein einziges Mal vorkomme, werde er es dem Vater melden und dem gesamten Lehrerkollegium berichtlich unterbreiten. „Merken Sie sich das! Und jetzt machen Sie, daß Sie an Ihre Arbeit kommen. Und wenn ich Sie noch einmal mit einem dieser dummen Jungens herumflanieren sehe, fliegen Sie aus der Anstalt! Schreiben Sie sich das hinter die Ohren!"

Das war das Begebnis, welches Wolf durch Werner erfuhr. Im ersten Augenblick wollte er Direktor Schwanebaum aufsuchen und die Pistole auf ihn abdrücken. Dann, unter dem Einfluß von Werners Beruhigungen, wollte er die Angelegenheit dem sozialistischen Lehrer Prießnitz übergeben. Prießnitz war Stadtverordneter. So etwas mußte an die große Glocke. In die liberale Presse! In alle Zeitungen! Der Herr Direktor mußte fliegen! Werner von Raspe, der sich sagte, daß seine Lisel auch jeden Augenblick den Auftrag erhalten könnte, Hefte hinzutragen, war grundsätzlich mit Wolfs Plänen einverstanden. Dahingegen sei eines zu bedenken: hatte Barbara einen Zeugen? Nein. Ferner war nicht abzuleugnen, daß sie mit Wolf hie und da gesehen worden sei. Stimmt's? Weiter. Würde man nun nicht einem würdigen Schuldirektor eher glauben als einem kleinen Mädchen? Und endlich, liebster Sohn, bester Brassen, erwäge, daß solcherlei Unternehmungen in jede Zeit des Lebens passen, nur nicht in die Wochen vor dem Abiturium.

„Knechtschaft, Knechtschaft!" knirschte Wolf. „O, wenn ich frei wäre! Aber ich renne hier wie ein gefangenes Tier umher. Du hast recht, Werner. Man muß die Zähne zusammenbeißen. Stille sein. Einst wird kommen der Tag, wo — und so weiter.

Gestern war ich übrigens mit Bärbel im Hohlweg am Stephanspark. Da ist eine ganz versteckte Bank, windgeschützt, gar nicht zu sehen. Kann ich dir wärmstens empfehlen."

„Nun kommt bald der Abschied ..."

„Ja, ja. Das heißt, ich weiß nicht, ich glaube, Bärbel wird Annenstedt verlassen und mit mir zusammen irgendwo studieren. Und Lisel?"

Werner zuckte die Achseln. „Bleibt hier," antwortete er, sich den Klemmer putzend.

Wolf ging, doch der „Fall Schwanebaum" war für ihn nicht erledigt. Ihm fiel Willi Gasts Wort am Feuer ein. Er besuchte den Kameraden und fragte geradeheraus, ob er, Pepchen, mit ihm zusammen eine Strafaktion gegen diesen Herrn einleiten wolle.

„Selbstverständlich, klar wie Tinte," versetzte Willi, und fuhr sich über den kurzgeschnittenen Lockenkopf.

„Wann? Morgen?"

„Morgen? Mensch, dich hat Gott im Suff erschaffen. Glaubst du, daß Schwanebaum unser Abitur nicht mehr überlebt?"

„Gewiß, aber er kann seine unflätigen Angriffe erneuern."

Willi Gast stieß mit der Fußspitze einen Medizinball quer durchs Zimmer, sprang auf, stellte sich vor Wolf hin: „Glaubst du, daß ich dir helfen will?"

„Ja. Das weiß ich."

„Also, dann geh jetzt nach Hause und nimm zwanzig Baldriantropfen, du edler Stier. Der Mädchen-Bolz wird ausgerechnet seine Angriffe erneuern, wo er eben der Bärbel eine Ciceronische Rede gehalten hat! Denk mal nach, du Kanonenfutter! Hat Pepchen wieder mal recht? Ja, Pepchen hat recht. Damit für heute Silentium. Kommst du mit in die Breite Straße?"

Gut denn, Wolf kam mit. Seine Verdrossenheit krümelte unter dem Nachdruck der Gastschen Lebensauffassung aus-

einander. Er sah ein, daß es zunächst galt, alle Temperamente in Zucht zu halten. Aber nach dem Examen, dann oho, meine Herren! Mit Pepchen war nicht zu spaßen, wenn Wolfs Wille dahinter stand.

In diesen Tagen begegnet Eberhard Jason in einem Konfitürenladen Lisel Stein. Da sie sich kennen, kann er es wagen, ihr seine Begleitung anzubieten. Und weil es obendrein ein schöner Abend ist, die Sonne rot hinter den unbelaubten Bäumen des Stadtwaldes glitzert, machen sie gar einen Umweg durch die Baumgartenstraße. Jason, sonst sehr gewandt in Konversation, kommt merkwürdigerweise über dürftige Tatsachenmeldungen nicht hinaus. Dort, sagt er — und weist mit der Hand hin — dort wohne Herr Prießnitz, ein Mann des Volkes, ja.

Lisel Stein lächelt artig.

Und diese Doppelvilla hier ... Links habe einmal eine schöne Frau domiziliert, über die Annenstedt bald zur Großstadt geworden wäre.

Frau Simoni?

Ja, ebendieselbe, so ist es. Die Villa sei verkauft, gehöre jetzt einem Herrn Soundso.

Ach?

Ja, Frau Helga Simoni habe die Sisyphusaufgabe, Annenstedt zu modernisieren, allein nicht lösen können. Sie war zu schön, um, um dieser Stadt — wie soll er sagen? Ehe er noch weiß, wie er sagen soll, fällt ihm die mögliche Taktlosigkeit des Gedankens ein. Sein Satz knickt zusammen und damit alle künstliche Haltung.

Er schweigt, zu Boden blickend erklärt er ohne jeden Übergang: „Werner wird schon das Examen bestehen. Manche haben das Wissen auf ihrer Seite. Er die Beliebtheit."

„Auch bei den Lehrern?" fragt sie leise und etwas spöttisch.

„Bei den Lehrern? Ach so ... Wohl nicht in dem Maße.

Nun, es wird jede Bouillon mit Wasser gekocht. Schließlich sind sie keine Menschenfresser. Er kommt bestimmt durch."

Lisel sagt nichts.

Jason schaut immer noch zu Boden. Wenn man lange den Blick so hält, sieht es aus, als ob die Erde unter einem hinweggleite. Ein angenehmes Gefühl.

„Sie werden doch alle das Examen bestehen," meint nach einer Weile Lisel.

„Wenn es der Neid der Götter zuläßt?"

„Was wollen Sie studieren?"

„Gott, Fräulein Lisel, was bleibt mir mit dieser Physiognomie übrig? Unsereins studiert das sogenannte Recht. Werner hat's besser. Der kann ja alles werden außer Opernsänger. Er hat sich neuerdings zur Diplomatie entschlossen. Sein Onkel ist Gesandter in Konstantinopel."

„Ich weiß," antwortet Lisel.

Jason schweigt. Er kann nichts mehr sagen. Durch die alte Badergasse biegen sie wieder in die Stadt ein.

„Fahren Sie gleich nach dem Abitur fort?" fragt das Mädchen.

„Meinen Sie mich? Ob ich fahre?"

„Ja."

„Das wage ich heute nicht zu planen. Werner bleibt ja wohl noch ein paar Tage."

Sie antwortet nicht. Am Ende erwidert sie höflich: „Ich glaube."

Verstohlen schaut er zu ihrem Gesicht auf: fein, schmal, aristokratisch. Ein wundervolles Mädchen. Es ist ein Verbrechen von Werner, sie zu verlassen. Wenn man ihr bloß sagen könnte, daß es andern ebenso geht. Wenn man ihr bloß ein gutes Wort sagen könnte.

Da bleibt sie an der Breiten Straße stehen. Sie habe noch etwas in einem Laden zu besorgen und müsse sich verabschieden. Sie danke ihm für die Begleitung.

Jason hält die Mütze vorschriftsmäßig an seine Brust gepreßt und verbeugt sich tief. Er möchte sie noch fragen, ob er Werner etwas von ihr bestellen solle, doch er steht stumm.

Dann schlendert er nachdenklich über den Marktplatz heim.

Langsam tropft und sickert eine Erkenntnis ins Becken seines Wissens. Er hat all die Jahre auf irgend etwas gehofft. Auf was? Auf eine Freundschaft, die tiefer war als alle Freundschaften rundum. Auf eine Liebe, die reiner war als alle Leidenschaften der Welt? Vielleicht nur auf etwas, das sich erfüllen sollte, auf die Ergänzung seines unzulänglichen Wesens zu einem andern hin. Ergänzung durch Freundschaft und Liebe zu dem hin, was ihm nicht gegeben. Denn nur das kann man wahrhaft lieben, was man werden möchte und nie werden kann. Der kleine Elias Dunker ist daran zerbrochen. Wir Juden, lächelt er, biegen uns nur wie die alten Weiden. Beuge dich, meine Sehnsucht, biege dich zu Boden. Sieh zu, daß du in dir selbst Genüge findest.

Abends macht er sich wieder in die Stadt auf, besucht den alten Antiquar Meyersohn und kauft von ihm für alles Geld, das er besitzt, einen echten Hogarth. Daheim studiert er ihn mit der Lupe, betrachtet das Wunder seiner Graphik und fühlt in mildem Erglühen für das Werk sein verworrenes Ich sich seltsam ordnen.

Wolf ging derweil weithin über Felder. Es zitterte in der Dämmerung von märzlichem Grün, die fernen Horizonte dunsteten in pastellenen Farben. Und schon standen Lerchen in der Luft, silbernes Zirren und Zwitschern erfüllte den kühlen Raum.

Seine Unruhe, seine Not, meist abgelenkt auf Bücher und Hefte, schoß manche Stunde aus ihm, wie heißer Dampf vulkanischem Gestein entquoll. Er glaubte zu erkennen, daß all sein Glück der Liebe ein Trug war, obwohl er es doch

„Glück“ und „Seligkeit“ nennen mußte, weil er höheres Glück noch nicht erfahren. Nein, ein höheres Glück hatte er nicht erfahren, ein solches konnte es auch nicht geben. Man denke: von einem edlen, schönen Mädchen geliebt werden, sie mit allen Fibern des Blutes wiederliebend, gab es etwas Höheres? Nein. Und dann brach plötzlich in diese lückenlose Beweisführung eine ahnungsvolle Angst, daß dies alles nur erstes Anpochen des Lebens, nicht das Leben selber sei. Daß diese Liebe ein Ende nehmen werde und müsse, und zwar auf eine ihm heute völlig unbegreifliche, grausame, sinnlose Art. Und daß dieses „sinnlose“ Ende in Wahrheit gar nicht sinnlos sei, sondern in höherem Geiste sinnvoll, im Geiste des Lebens sinnvoll. Kurzum, daß das Leben, welchem er immer nachgerannt, eines Tages in ganz andern Formen, als er je geglaubt, einbrechen werde in den Kreis seiner Existenz, und dann werde es darauf ankommen, ob er reif sei, es zu bestehen.

Diese Beunruhigungen trafen in so zugespitzter Schärfe ihn nicht häufig, meistens brodelten sie nur fern, dumpf, kaum spürbar unter der Oberflächenschicht des Tages. Oder er fühlte plötzlich: „Heiraten? Wahnsinn. Frei will ich sein!“ Oder: „Welch rührend himmlisches Kind ist Bärbel. Schön, rein, jung, alles, was du willst, doch es ist mir unmöglich, bei ihr zu bleiben. Ich muß treulos werden, obwohl ich sie liebe und diese Treulosigkeit eine Qual, ein Unrecht, ein Verbrechen ist!“ Und dann versuchte er, sich und seine schrecklichen Gedanken in Küssen zu ersticken, und schrieb in sein Notizbuch: „Heute ganz wild geküßt. Ganz wild, ganz heiß,“ um gleichzeitig zu spüren, daß dies alles einer scham- und geschmacklosen Lüge nicht unähnlich sei. Und liebte sie dennoch! Und liebte mit aller Kraft seiner Jugend, täglich mehr. Wo war hier ein Sinn, ein Ausweg, eine Klärung?

Vielleicht hätte Dietrich etwas sagen können, was ihn dem Sinn näher brächte. Doch Dietrich war sehr schweigsam ge-

worden, saß arbeitend in seiner Bude, für ihn hatte er natürlich kein Interesse mehr.

Wolf näherte sich der Pforte des Gemeindefriedhofes und trat ein. Hier war es gut sein; die Sträucher zeigten schon winzige Blätter. Überall Blumen, Friede, Abkehr vom wilden Leben. Am besten wär's, seufzte er, man läge dort unten. Das Grab des verstorbenen Großkaufmanns Gray bedeckten noch Berge von welken Kränzen und Schleifen. Ja, der hatte es vortrefflich. Still liegen, nichts mehr erwarten. Gott nahe sein.

Er ging langsam durch die Wege, las die Aufschriften der Kreuze und wünschte, auf einer der weißgestrichenen Bänke sitzen und von aller Plage ausruhen zu können. Da war ja auch des armen Elias Dunker Grab. Ein grüner Hügel mit Vergißmeinnicht umrankt und ein paar junge Tulpen und Narzissen. Steintafel und kleiner Kiesweg. Auf der Steintafel standen die Ziffern von Geburt und Tod, darunter Apostelgeschichte 13, 37. Wolf nahm sich vor, daheim nachzublättern, was dies wohl für ein Zitat sei. Und wie er so stand, Stein und Beet betrachtend, kam es ihm ganz unsinnig, über alle Begriffe grausam und fürchterlich vor, hier unten zu liegen, tot zu sein, nichts mehr von dem großen, geheimnisvollen Leben zu wissen, irgendwie schwerelos dem Äther vermählt. Schrecklich mußte dieser Zustand sein: rätselhaftbewußtlose Existenz, unfähig einzugreifen in diese unseligselige Verschlungenheit von Schuld, Tollheit, Geist und Glück. Nein, nicht tot sein, lieber das wildeste Leben! Ach, dieses Leben, aus welchem Wunderborn strömte es in unbegrenzter Fülle! Nimm hin, was über dich ausgeschüttet wird, öffne dich der bunten Maßlosigkeit des Ganzen. Was auch geschieht, es ist gut, weil es geschieht. Immer ist Geschehen besser als Grabesstille. Nimm auf, wehre dich keinem Glanze, fürchte dich vor keinem Schatten. Laß dich vom Schicksal wie ein Florett zum Kreise biegen, doch schnelle stählern zurück, wenn

es dich freiläßt! Nur nicht tot, nur nicht befreit von allen Stürmen an Gottes Busen ruhen!

Aber Stürme werden kommen?

Gut, laß stürmen. Laß es ruhig stürmen, mein Gott, ich bin bereit. Qual wird sein, Treulosigkeit, Sünde, Bitternis, doch es wird auch Liebe sein, Reinheit und verwegene Süße erglühender Nacht. Es ist eines wie das andre, weil es ist. Mir gleich, was kommt! Soll nur kommen! Soll nur über mich stürzen! Ich will der Fels im Katarakt sein. Will noch unter dem Druck der Wasser blühen, in Gischt aufspritzen, Sonne trinken und über mir den Regenbogen des Dankes in sieben Farben zittern lassen. Ja, laß mich nur leben, und ich werde dir danken für dieses, für jedes Leben, du dunkler, unbekannter Gott!

Und aufwallend in plötzlichem Schmerz über des toten Freundes Verlassenheit von allem Tanz besonnter Stunden, beugte er sich nieder und schrieb unter heißen Tränen mit Bleistift die alten Verse auf die Steintafel:

> So will's der ewige Zeus. Du mußt nun
> niedersteigen unter die grüne Erde, mußt die
> dunkle Persephoneia küssen,
> schöner Adonis.

Die Worte „mußt nun" unterstrich er in trauernder Erkenntnis. Dann sprang er auf: „Leb wohl, Elias Dunker, geliebter Toter, auf einmal fühle ich, wie ich dich liebe, aus tiefem Mitleide heraus liebe. Du bist im Schattenreich, ich noch auf der grünen Erde. Um mich fliegen Wolken und Winde, Finken zwitschern, klebrige Knospen sind am Strauch. Einst werde auch ich am schwarzen Wasser des Todes stehen, dann wird kommen, was ich nicht kenne, was ich nicht wissen will, was ich nicht sehe, solange die herrliche Sonne Gottes scheint. Leb wohl, ich muß fort, ich habe keine Zeit mehr, ich liebe dich, ich beweine dich, leb wohl!"

4

Es war Nacht geworden über den frostigen Geschichtstabellen, deren Zahlen, vermengt mit flüchtigen Vorstellungen, Dietrich sich ins Hirn gepreßt hatte. Er öffnete die Tür, verließ das Haus und lief über „Die Brücken" zur Alten Burg. Den Hut hatte er daheim gelassen. Der Wind strich kühlend um die heißen Schläfen, ein guter Nachtwind, mächtig erfüllt von keimenden Unbegreiflichkeiten.

Er gedachte jenes Frühlingsabends, an dem er sein Vaterhaus verließ und die Weite suchte, Bauer werden wollte, fest entschlossen, diese unwürdig-verlogene Existenz durch eine klare, sinnvolle zu ersetzen. Der Wille war nicht schlecht, aber die Ausführung verfrüht gewesen. Er hatte zwar die tiefere Erkenntnis auf seiner Seite, doch Willi Gast lehrte ihn, ohne es zu ahnen, am Tage, da er ihn unrühmlich zurückholte in den dürftigen Bezirk, eines der wichtigsten Gesetze des Lebens. Belehrte ihn über die Zwiespältigkeit von Idee und Verlebendigung. Dietrichs Idee war der Natur abgelauscht, eigenem, innerstem Wesen gemäß, doch hätte er sie sogleich lebendig machen wollen, wäre wieder nicht das Erwünschte entstanden. Er würde etwas geworden sein, was er nicht wäre, würde die Erde umpflügen und sich dennoch stets nach jenem „größeren" Acker sehnen, von dem der Freund gesprochen. Nun war alles verändert. Er stand vor dem „großen Acker" und fühlte seine Hand wundersam zucken, daß sie nach dem Pfluge fasse und an die Arbeit gehe. Ein Gewoge emporgerichteter Kinderaugen erkannte er im Geiste vor sich wie ein Feld, das bereitet sein wollte. Die heiligste Aufgabe des Menschen war ihm vorbehalten: teilzuhaben an der Schöpfung einer neuen Generation. Es gab nichts Höheres. Wohl war die Erde lebendig und gut das Tun des Bauern. Doch lebendiger ist das Kind und besser das Wirken dessen, der am Kinde schafft.

Indessen hielt ihn noch jene Frage in Atem, wie so vorsorglich ihn das Schicksal auf diesen Pfad geführt und ob er nicht am Ende daraus eine Lehre für sich ziehen könnte. Er hatte einst im Weg durch den Frühling das Gesetz von der Verwandlung erfahren. Erfahren und dennoch nicht so befolgt, wie er es damals verstanden hatte und seiner Meinung nach hätte befolgen sollen. Er war zurückgekehrt in den „Winter" und hatte das Stroh nutzloser Arbeit gedroschen wie vordem, doch siehe, über ein Jahr geschah es wie von selber, daß sich alles ihm ohne sein Zutun verwandelte und alles um ihn tiefe Bedeutung erhielt. In diesem Jahre geschah der Tod des Elias und ihm folgte des Vaters Tod. Aus beidem entfaltete sich das neue Wesen. Er wußte nun, was sein Sinn in diesem Leben war und erkannte mit fröstelnder Tastung das Mysterium des Blutes. Wäre er aber seiner jugendlich-reinen „Idee" gefolgt, Haus und Stadt verlassend, um Bauer zu werden, müßte es einen langen Umweg geben, ehe er den Punkt erreicht hätte, auf dem er heute stand. Es hatte also mit diesen „reinen Ideen" etwas auf sich. Sie mußten visiert werden wie Sterne, doch nicht in gerader Linie vom Auge her waren sie zu treffen, sondern nur in Brechung durch die irdische Atmosphäre. Diese „reinen Ideen" standen wie Sterne am Himmel, doch wollte man nach ihnen leben, mußte man die Brechung des Strahls in Betracht ziehen. Es gab keinen geraden Weg zu ihnen, solange man auf Erden lebte.

Dietrich blieb stehen. Um ihn raschelte und windete es. Große Tannen schwankten, Büsche hockten koboldig im Finstern. Doch empor in den Raum stieg der freie Blick. Es glitzerte von Sternen. Die Milchstraße floß riesig in dunstigem Licht über das Gewölbe.

Dort oben funkeln die ewigen Ziele, die reinen Ideen sind nahe vor dir. Dein Auge erblickt sie, dein Herz lebt ihnen entgegen, kein Zwischenraum ist zwischen ihnen und deinem Ge-

danken. Doch wolltest du geradewegs nach ihnen greifen, stießest du ins Leere und irrtest dein Leben lang im endlosen Raum der Ideale umher. Ein rührender Phantast des Daseins. So aber ist es: gebrochen wird ihr Strahl durch die irdische Atmosphäre. Sie stehen nicht dort, wo du sie siehst. Sie stehen dort, wo dein Verstand sie hinstellt. Nur wer diese Brechung berechnen kann, weiß, wo sie zu finden sind. Und nur dem sind sie groß und gültig. Ich bin meiner Idee, spricht er, treu geblieben. Ich erkannte den Winkel, in dem sie in meine Sphäre fielen, und weil ich ihn erkannte, ging die Idee mir nicht verloren. Ich stieß nicht ins Leere, sondern habe sie getroffen und fühle ihre Segnung und wie sie mein Leben klärt und richtet. Es bedarf darum dieses Wissens für die kommende Zeit: ich muß die große Astronomie des Lebens lernen, will ich nach den Sternen meinen Lauf richten. Nur der Mathematiker hat das Recht, nach Idealen zu streben, lächelte er und gedachte seiner mühselig zusammengestückelten Schulaufgaben und des strengen Gesichtes, das Zola zeigte, wenn er mit ihm sprach.

Gut so, nickte er im Schreiten, mag er nur weiter mir dieses strenge Gesicht zeigen. Zola hat recht, streng auf meine Mathematik zu passen, auf mein Rechnen mißtrauisch zu sein. Das Leben darf nicht zu freundliche Maske zeigen. Ich trau' ihm nur, wenn es ernst ist.

Damit war er am Rande des Stadtwaldes angelangt, hielt inne und sah in nächtlicher Woge das Land rauschen und quellen. Und die guten Winde fuhren hin über alle Äcker, trugen Samen, trugen Duft in ihrem dunklen Mantel, umbrausten die Erde und hielten Zwiesprache mit den Wäldern. Rechter Hand aber brannten die Essen, scharfe Lichter zitterten grell und hart. Dampf quoll rötlich auf. Das war die Arbeit, das war Daseinskampf und irdische Bedingnis. Doch wer den Abstand gefunden, sah nicht mehr Natur und Menschheit, feindlich einander begegnend, sondern hörte im Fluch gegen

Gott schon den Schrei zu ihm; ja, wer so über die Nacht hinblickte ins Tal und hinauf in gestirnte Ewigkeiten, der wußte, wie nahe noch immer die Sterne den Menschen waren und daß diese nur stets den falschen Weg zu ihnen genommen hatten. Es bedurfte nur eines Wegweisers für ihre Sehnsucht. Es bedurfte des ratenden Wortes, wie sie es lernten, die Sphäre zu wechseln und stete Bereitschaft zu haben nach beiden Ufern hin.

So saß Dietrich und blickte hinaus in den pochenden Frühling, in Werkstatt, Sternbilder und die Kammer des Ich. Und er empfand das ruhige Fluten dieser Stunde der Erkenntnis und sah ohne Schmerz, wie er seine zeitliche Jugend ablegte gleich einem zu eng gewordenen Kleide, um in eine ewige hineinzuwachsen, die allen Dehnungen und Wüchsen des Werdens angemessen war.

Über dem Mitteldach des Stephaneums wird langsam die weiß-grüne Stadtflagge emporgezogen. Ein blauer Märzwind nimmt sie lustig auf und läßt sie in der Sonne flattern. Unten aber, in der Wilhelmspromenade, stehen wohlwollende Bürger, nicken sich zu, lächeln und sagen: „Na also. Da haben sie's ja geschafft."

Ja, sie haben es geschafft. Das Ergebnis der Prüfung ist von Professor Bauernfeind mit der ihm eigenen schwierigen Würde verkündet worden: man hat es für gut befunden, allen vierzehn Oberprimanern das Zeugnis der Reife zu erteilen, obwohl es nicht immer ganz leicht gewesen, stets Kompensationen für mangelndes Wissen im einzelnen herzustellen. Indessen — sei's drum. Das verschlossene Tor, vor dem sie jahrelang harrend gestanden, öffnet sich ihrem Eintritt in die Welt. Ihre Schuljahre sind beendet, die Lehrjahre, welche nicht aufhören, heben an. Der Wunsch ihrer Lehrer, daß jeder auf seine Weise das Gelernte fürs Leben nutzbar machen möge, begleitet sie auf ihrer Wanderschaft.

Die Jünglinge verbeugen sich, rasen in ihre Klasse und fangen, taumelig vor Glück, sofort alle durcheinander zu sprechen an.

Danach reißen sie sich die Schirme von den roten Mützen und verlassen leuchtenden Auges das große graue Gebäude. Befreit von zwölfjähriger Pein. Ihr Götter, welch ein Augenblick!

Draußen stehen die Bürger und Bürgerinnen und gratulieren. Alle Gesichter sind erhellt. Keiner wünscht dem andern etwas Schlechtes. Jeder könnte für jeden auf der Stelle alles tun. Es ist ein herzerquickender Moment allgemeinen Austauschs inniger Gefühle.

Und die weiß-grüne Fahne flattert im warmen Märzwind, Frühling kommt, Sommer, Reisen, Studentenjahre — wie hell des Glückes Posaunen durch das Leben schmettern, denkt Wolf.

„Na, endlich, Herr Brassen, sähn Sie?" sagt Frau Kneizel mit brüchiger, bewegter Stimme. „Ich gratulier' auch schön!"

„Danke, danke, ja, Gott sei Dank," leuchtet Wolf zurück.

Und auf der Straße irgend ein Fremder: „Gratulier' zum bestandenen Examen!"

„Danke sehr!" jubelt Wolf.

Und auf der Post, wo er ein Telegramm an seine Eltern aufgibt, schmunzelt der Beamte, schaut vom Formular hoch und fragt, an seiner Brille rückend: „Sind Sie selbst der Absender?"

„Ja."

„Na, dann gratuliere ich," sagt der Beamte, „ist wohl schöner jetzt, was?"

„Herrgott im Himmel, ja!" nickt Wolf ihm zu.

Alle gratulieren, alle freuen sich, die ganze Stadt nimmt am Ereignis Anteil: Das da sind ihre Söhne, die jetzt „ins Leben hinaus" treten. Glück auf die Reise, wackere Söhne!

Professor Bauernfeind hat wahr gesprochen, die Wünsche ganz Annenstedts begleiten sie auf ihrer Wanderschaft, niemand schließt sich aus, niemand tritt beiseite. Wahrlich, ein unvergeßlicher Tag.

Am Sonnabend findet Abiturientenkommerz statt, ein Ereignis, das Wolf eigentlich belächelt, „eine atavistische Gewohnheit, reif, überwunden zu werden". Doch wie er am langen Tische sitzt und die wohlwollende Rede Direktor Schillers hört, eine Rede, die da sagt, daß Deutschlands Zukunft in ihre Hand gegeben sei, da fühlt er: ja, so ist es. Wenn er so an Deutschlands Zukunft denkt, erscheint sie ihm fast als etwas Greifbares, Sichtbares, von dem ein Teil nun auch in seiner Hand liegt. Dieses Wissen erhebt, begeistert, erfüllt ihn mit Verantwortung und Stolz.

Und dann wird ein gemeinsames Lied gesungen, und der Primus hält eine Rede, in welcher den Lehrern in angenehmer Weise gesagt wird, daß dieser Abschied von ihnen kein betrüblicher Abschied sei, nicht traurig mache, haha, nun — nichts für ungut, das sei ja verständlich. O gewiß, die Lehrer verstehen es und schmunzeln. Kein Mißton schleicht sich ein, nur Dietrich Gray räuspert sich bisweilen absonderlich und sagt einmal: „Lachen links," doch die Lehrer bemerken es nicht.

Am folgenden Tag ist der Kopf wüst, die Kleider riechen nach Rauch und Bier. Das ist nun einmal so, man braucht sich diesmal nicht zu genieren, ein solcher Kommers konnte nicht aus Limonade und Pfefferkuchen bestehen.

Wolf schlendert so dahin, gemächlich in die Steinbrücke einbiegend, um mit Büchting die Lage zu besprechen. Doch der Freund ist nicht daheim, Frau Mehl vermag leider nicht zu sagen, wo er sich befindet. Otto Mehl, der arme Bedürftige, steht hinterm Ladentisch und glotzt. Seine Klingel hat er sich nicht angebunden. Seitdem Wolf das Abiturium bestanden, erscheint er Otto als ein höheres Wesen, obwohl Ottos Bruder Bürgermeister ist und er sich doch an Halbgötter gewöhnt haben

sollte. Wolf tut diese Kreatur leid, in leutseliger Wallung reicht er ihr seine Hand zum Lebewohl, eine recht überflüssige Unternehmung, die Otto nur erschreckt. Er wischt sich hastig die roten Finger an einem grauen Lappen ab und reicht sie steif hin wie ein kaltes, verregnetes Stück Blech.

„Na, nu sind Sie froh, was?" fragt die dicke Frau Mehl mit rauhem Organ, wobei Wolf sehr unzoologisch an einen Walfisch erinnert wird.

„Ja, gewiß," nickt er, stereotyp lächelnd. In den letzten vier Tagen ist diese Frage wohl zwanzigmal an ihn gerichtet worden.

„Ja, der Herr Büchting ist auch froh. Der hat heute", sie senkt die Stimme zu geheimnisvollem Tuscheln, „sogar einen Blumenstrauß gekriegt, ja! Wissen Sie von wem? Von sein ehemaliges Bräutchen."

„Ach?"

Otto Mehl beginnt plötzlich mit glucksendem Kehllaut zu lachen. Seine Mutter verweist es ihm. Da ruft er in der Fistel: „Ku-klux-klan!"

Wolf nickt der Familie zu und empfiehlt sich.

Und nun, wie er den Laden verläßt, steht ausgerechnet drei Schritte vor der Tür Ida, die schwarze Ida. Das mußte ja kommen! Ida will vermutlich zu Frau Mehl hinein. Jetzt zieht sie ein glückliches Lächeln auf, reicht geziert einen Arm und gratuliert ihm.

Wolf nimmt den Glückwunsch mit betontem Abstand entgegen. Er begreift nicht, wie er von diesem gewöhnlichen Frauenzimmer hatte unruhig träumen können.

„Gehn Sie denn nu bald weg?" fragt Ida.

„Ja."

„Schade."

Warum, denkt Wolf, bedauert sie meinen Fortgang? Will sie etwas?

Ida wippt von einem Fuß auf den andern und richtet ihre

schwarzen Augen zuerst auf Wolf, dann zu Boden. Auf einmal lispelt sie schmollend: „Sie haben ja von mir nichts mehr wissen wollen."

Wolf betrachtet schweigend einen Sperling.

Es vergeht eine widerliche Pause. Ida richtet sich so auf, daß er unter ihrer Bluse gewisse Formen deutlich erkennen kann. Es kommt ihm vor, als sei sie üppiger geworden. Alles ist grob, fleischig, tierisch an ihr.

Plötzlich sieht er, daß ihre Augen ihn merkwürdig von unten her anblicken.

Sie verzieht den Mund. „Hm?" lächelt sie fragend mit hohem Ton.

„Wie?"

„Ja?" flüstert sie in demselben hohen Ton.

Wolf wird siedend heiß. Er grüßt heftig, dreht sich um, geht ab.

An der Ecke Wilhelmstraße sieht er Paul Büchting mit einem jungen Mädchen stehen. Wolf ist noch so verwirrt, daß er grüßt und vorüberläuft.

Bald danach hat ihn Büchting eingeholt und fragt, warum er denn nicht stehen geblieben sei. Ob er die Kleine gesehen habe? „Ein süßes, keusches Kind, die kleine Köhler. Ich gebe ihr Klavierstunde. Aber nicht, daß du denkst, hier ist was im Spiele. Das sei ferne von mir, dieses Wesen auch nur zu begehren. Doch du hättest sie sehen sollen, sie hat einen wunderbaren Mund. Still, nichts davon, Schluß! Wo rennst du denn hin?"

„Die Ida hat sich mir soeben angeboten." Er erzählte die Begegnung.

„Ja, Fleisch, wüstes Weiberfleisch," spricht Büchting träumerisch vor sich hin. „Irgend einmal müssen wir alle durch den Schlamm. Doch ein reines Mädchen muß uns erlösen. Ach, hör nicht hin, was ich da quatsche. Ich habe Kater von gestern. Schädel brummt. Aber die Freiheit, Wolf, die du

gestern so schön besungen hast, das ist ein Netz des Teufels, ausgespannt zwischen Himmel und Hölle. Ich warne dich vor deiner Freiheit. Ich habe sie ersehnt, begehrt, nach ihr geschrien — nun, wo ich drin stehe, spucke ich drauf. Die großen Städte, die Welt, all der Klimbim, Junge, das ist Trug. Das beste wäre, man säße irgendwo auf einer Klitsche, betreut von einem guten Wesen, das die bösen Geister fernhielte."

„Tu's doch!"

„Geht nicht. Ich fühle, ich muß erst durch den Dreck. Muß erlöst werden."

„Was du Dreck nennst, ist für mich der strahlende Berg des Lebens. Vermutlich stimmt beides. Kommt nur drauf an, wie das Auge beschaffen ist, das ihn erkennt. Zum Beispiel ich habe heute Brummschädel von gestern. Macht nichts, spielt gar keine Rolle, warum? Weil ich voll vom Lichte der Freiheit bin."

Paul Büchting geht mit einwärts gerichteten Füßen neben ihm her. Kopf gebeugt, Unterlippe vorgeschoben, doch unter den Brauen richten sich seine Blicke geradeaus in eine Ferne, die horizontlos ins rätselhafte Leben läuft.

„Bist du nochmal mit Bärbel zusammen, ehe du fortreist?"

„Jeden Tag."

Büchting schweigt. Schüttelt nach einer Weile den Kopf. Zu Boden blickend, spricht er: „Vergiß die Dämonen nicht."

„Und die Götter über den Wolken," lacht Wolf.

Die Uhr geht auf Mitternacht. Wolf sitzt im Garten des Apothekers Birkner. Die Büsche und Bäume um jene kleine Bank sind verschleiert von zitterndem schaumigen Grün. Der Schein einer Straßenlaterne fällt über die alte Mauer auf das Laub. Im schwarzen Schatten dieser Mauer steht die Bank. Wolf sitzt auf ihr und dicht neben ihm Barbara, bewegungslos, fest an ihn gepreßt.

Die Nacht ist kühl, doch so erfüllt vom Geruch keimender

Pflanzen, daß es sie wie Odem des Frühlings betastet. Sie meinen den Hauch des Krokus und der Tulpenbeete, den kräftigen Atem der sprossenden Rinde und der feuchten Erde zu spüren. Fühlen, daß sie diesen Wundern nahe sind wie nie zuvor, daß es keine Grenze zwischen ihnen und jenen gibt, und ein großes Tauschen flutet zwischen Natur und Mensch. Die Säfte kochen, das Blut pocht. Es begibt sich ein Wandern und Wandeln zu unbekanntem Geschick.

„Horch," mahnt Wolf, „horch nur, wie es raschelt und atmet. Hörst du es atmen?"

Barbara nickt.

„Bärbel, ich liebe dich, wie ich nie wußte, daß ich lieben kann. Kannst du dieses Glück fassen?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Freiheit und Liebe, die ewigen Gipfel. Es sind nicht zwei, es ist einer. Ich stehe auf ihm und du an meiner Seite. O Unendlichkeit des Blicks."

„Du . . ." flüstert Barbara.

„Ja?" fragt er leise.

„Du bist es. So nah."

„Es gibt noch Näheres, Bärbel."

Sie schüttelt den Kopf.

„Doch, Bärbel. Sieh, meine Hand faßt deine süße Brust. So kann ich dich einmal ganz erfassen. Kein Kleid trennt dich von meiner Seligkeit."

„Wozu?" fragt sie leise.

„Du fragst — —"

„Ist das näher?"

Wolf schweigt. „Nein," sagt er lächelnd.

„Küsse mich," haucht sie lautlos.

Die Stunde atmet. Es pocht die Erde. Es rauscht das Blut. Wandel und Tausch, Weg und Kreuzung.

„Bärbel, wußtest du, daß es so etwas gibt?"

Sie verneint schweigend.

„Ich wußte es nicht. Immer gibt es mehr als wir wissen. Grenzenlos ist das Leben. Was wird noch kommen, was für Wunder werden noch über uns kommen?"

Sie schauert zusammen.

„Frierst du?" fragt er besorgt.

„Nein."

„Fürchtest du das Leben?"

Sie antwortet nicht.

„Du fürchtest es? Während ich bei dir bin? O, du sollst nichts zu fürchten haben. Glaube mir doch."

Sie nickt.

„Über alle Felsen werde ich dich tragen, über alle Wasser. Du mußt nur an mich glauben, wir müssen aneinander fest glauben, dann kann nichts geschehen. Glaubst du?"

„Ja, ich glaube an dich."

„O Zeit, stehe still! Sekunde werde zur Ewigkeit! Dies Wort von dir, du. O du!"

Sie lächelt selig zu ihm auf.

„Sag's noch einmal."

Sie lacht leis. „Ich glaube —"

„An wen?"

„An dich," flüstert sie.

Er preßt seinen Mund auf ihre Lippen. Tausend Küsse werden zu einem. Tausend Blumen zu einem Teppich. Tausend Sterne zu einem Himmel. Küsse, Blumen und Sterne schließen sich zum Reigen um Gott.

„Glaubst du, daß ich schaffen werde, was ich will?"

„Ja."

„Ich will Größtes. Daß ich Großes schaffen werde?"

„Geliebter."

„Nun ist nichts mehr zwischen mir und meinem Ziele. Dein Glaube trägt mich geradewegs zu ihm. Blick auf, Bärbel, sieh die Sterne."

Sie hebt ihr Gesicht in das flimmernde Firmament.

„Da glühen die großen Ziele. Ich sehe sie und bin schon bei ihnen, weil du mich liebst."

Sie verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust. Es schüttelt sie.

„Fürchte nichts, Bärbel, solange wir mit unsrer Liebe auf diesem Stern stehen, sind wir mit allen verwandt, die droben wandern. Nun soll auch die Sekunde endigen. Ich fürchte nicht mehr die Zeit. Ich will sie, um in ihr unser Geschick zu formen. Denn das sage ich dir: der Mensch formt selbst alles, was ihm geschieht."

Sie ergreift seine Hand und küßt sie.

„Du weinst?" Beglückt und erschreckt starrt er sie an.

Sie schüttelt den Kopf. Ihr Auge blinkt zu ihm empor.

Die Kirchturmuhr hat Mitternacht geschlagen. Im Hause hellt sich ein Fenster auf. Sie umarmen einander im Schatten der Mauer. Wolf tritt auf die Straße und hört, wie Bärbel den Schlüssel umdreht. Alles ist ganz klar, ganz hell und gegenwärtig. Er geht auf einem Grat, doch er kennt keinen Schwindel.

Wenige Minuten später tritt er in den Kreis der Freunde. In Dannenbergs Weinstube haben sie sich versammelt. Rauch und Qualm und Rufe schlagen hart an seine erregten Sinne. Da sitzen sie beim letzten Symposion. Kappel steht auf und reicht ihm das Glas: „Auf, hebe die funkelnde Schale . . !"

Wolf gießt durstig den Wein hinab. O, es ist eine wilde Stunde. Gut ist der Rausch, gut ist Bereitschaft zu allen Gegensätzen. Nur hineingesprungen, hineingesprungen! Wie war es eben noch so kühl und rein. Wie brodelt es nun in der Hitze des Geistes. Wie wehen die Farben, wie schmettern die Töne!

„Fanfaren, Fanfaren!" ruft er. „Ist niemand, der Musik macht?"

Paul Büchting stürzt ans Klavier.

Ein Marsch trompetet durchs Zimmer. Ein Lied fliegt

hinterdrein wie eine Taube. Sie singen, springen auf und umarmen sich. Es ist das letzte Gastmahl. Zündet an den Scheiterhaufen.

„Komm, Alcibiades," lächelt Dietrich ihm ruhig entgegen.

Wolf wirft sich neben ihn in die Ecke des großen roten Sofas. Kappel füllt sein Glas: „Trink, mein Freund, im Weine perlt das Blut unsrer Erde. Trinken wir ihn, trinken wir sie selber."

„Dietrich, sprich zu uns," bittet Jason.

„Was ist der Güter höchstes?" fragt Dietrich nach kurzem Bedenken.

„Das Leben!" jubelt Wolf.

„Die Gerechtigkeit," antwortet Kappel.

„Die Kraft," wirft Willi Gast hin.

„Die Kunst!" ruft Büchting.

„Der Ruhm," sagt Werner von Raspe.

Dietrich trinkt sein Glas bis auf den Grund und wirft es an die Wand. „Auf das Gut, welches ihr vergaßt."

„Was vergaßen wir? Was meinst du?"

„Weißt du's nicht, Wolf?"

Wolf nickt: „Die Liebe."

„Er hat recht," brummt Büchting.

„So ist das nun mit euch, ihr Söhne," fährt Dietrich lächelnd fort: „Sie brennen alle, und keiner weiß, woher die Flamme stammt. Am letzten Tage sollten wir Liebenden uns daran erinnern, daß Prometheus sie von den Göttern stahl. So ist sie wohl das höchste Gut. Und ein gestohlenes dazu. Darum doppelt süß und doppelt unheilvoll. Das ist nun meine Rede für heute abend, jetzt mögt ihr sprechen und den Raub des Prometheus besingen."

Wolf ist ein wenig gedrückt. „Hast du mich erinnern wollen?"

„Vergißt du so schnell?" fragt Dietrich.

„Ach nein, aber ich kann die Liebe nicht mehr vom Leben unterscheiden."

Indessen stimmt schon Büchting am Klavier den König von Thule an. Sie singen mit gedämpften Stimmen, und mit eins ist die Schwermut des Abschieds da. Wie waren diese Jahre blühend in einer Gemeinschaft, die nie wiederkehrt! Wie einte sie gleiche Gefahr und gleiches Ziel zu einem Bunde ohne Namen, der keinem irdischen Ziel diente. Wonach bestimmten sie ihr Dasein? Nach den drei Göttern der Jugend: Geist, Freiheit und Liebe. Da ging der Tag der Freiheit über ihnen auf, die großen Winde des Lebens ergriffen sie. Sie fliegen fort, nichts eint sie mehr als die Erinnerung.

„Erinnerungen aber sollen Bausteine des künftigen Lebens sein, nicht Bilder in einem Album," befiehlt Wolf erregt. „Schwören wir uns zu, daß wir unsre Jugend nie verlieren wollen!"

Eberhard Jason umarmt ihn: „Jetzt denkst du wieder, daß ich betrunken bin. Allein, mein Junge, ich sehe klar, daß es ewigen Abschied gilt. Leb wohl!"

Paul Büchting starrt ins Glas: „Leer. Zu Ende. Jeder Wein geht einmal zur Neige. Jeder Tag verblüht einmal. Jede Jugend stirbt. Laßt uns das Unabwendbare hinnehmen."

Dietrich hat seinen Kopf aufgestützt. Peter Capelle lehnt sich an ihn. Mit seinen schwarzen Augen blickt er dem Freunde tiefer ins Antlitz: „Warum muß Abschied sein, Dietrich?"

„Damit neuer Anfang sein kann."

Willi Gast öffnet das Fenster. Herbe Märzluft quillt von der Gasse ins heiße Zimmer. Nacht ist draußen. Die Laternen sind lange erloschen.

Bald danach stehen sie auf der Straße.

„Ich weiß einen Erker und ein Lied," sagt Jason zu Werner von Raspe, „dies wäre die Stunde, beides zu verbinden. Gehen wir hin und singen wir."

Werner nickt.

„Hast du dich schon von ihr verabschiedet?" fragt er steif.

„Ja. Ich reise morgen."

Sie stehen vor dem Hause des Kaufmannes Stein. Die Front ist schwarz. Dunkel der Erker im ersten Stock.

Da brechen die Stimmen wie Tageshelle in den Schlaf der Gerechten:

„Und setzt ihr nicht das Leben ein,
nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Das gellt schonungslos durch das schlummernde Gemäuer. Wehe denen, die in ihren Betten liegen. Sie fahren empor, sie schütteln die Köpfe.

Wolf tritt zu Willi Gast: „Du versprachst mir etwas, Pepchen. Hast du's vergessen?"

„Nein. Soll ich an der Fassade hochklettern und ihn aus dem Schlaf pauken?"

„Alle herkommen!" ruft Wolf. „Beraten, wie wir Schwanebaum bestrafen."

Man tritt zusammen, überlegt, erwägt, verwirft, schlägt vor, beschließt. Hurra, ja, so soll es sein.

Sie kennen das Haus, in dem der Direktor des Lyzeums wohnt. Sie kennen die Lage seiner Zimmer, Wolf glaubt sogar gewisse Schlüsse auf die Lage seines Schlafgemachs ziehen zu können. Der Plan ist fertig. Auf zur Johannispromenade!

Hier wohnt er. Hochparterre, fast erster Stock. Immerhin drei einen halben Meter über der Straße. Macht nichts, Pepchen kann sich schon etwas zumuten. Er stellt sich breitbeinig unter das Fenster, welches nach Wolfs Ansicht in Direktor Schwanebaums Schlafzimmer schauen müßte. Werner von Raspe und Jason leisten Hilfestellung. Dietrich als Zweitstärkster zieht sich die Stiefel aus und klettert auf seine Schultern. Wolf läßt es sich nicht nehmen, den obersten Platz zu erklimmen, obwohl Capelle, Jason, Kappel und Büchting ebenfalls diese Ehre beanspruchen. „O nein, meine Lieben," protestiert Wolf, „dies hier ist meine Aufgabe!"

„Aber wenn du runter kegelst?“

„Ich kegele nicht. Abfahren!“

Er klettert. Eine keineswegs simple Sache. Man kann sich indessen gut am Gemäuer festhalten. Auch Dietrich steht sicher. So, jetzt kommt das Schwierigste: sich auf Dietrichs Schultern setzen. Halt fest, edler Recke! Dietrich packt das Fensterblech, steht wie eine Kanone.

„Bist du schon oben?“ ruft Pepchen.

„Bin oben!“ tönt es zurück.

Wolf sitzt. Nun kann er bequem ans Fenster pochen. Poch—poch—poch—poch klopft er mit unerbittlichem Finger.

Nichts rührt sich.

Poch—poch—poch.

„Immer klopfe nur, ich stehe!“ ruft Dietrich.

Wolf klopft, daß die Scheibe klirrt, daß es weithin durch die Promenade schallt.

Da bewegt sich etwas. Ein Lichtschimmer. Er bemerkt durch die dünnen Vorhänge Licht. Es ist nicht das Schlafgemach. Ein andrer Raum ist's. Er sieht jetzt deutlich, daß ein großes beleibtes Nachthemd die Nebentür zu diesem Raum öffnet und durch den Türspalt augenscheinlich entsetzt in das dunkle Zimmer schaut.

Wolf klopft noch einmal. In der Tür steht ein weißer Mann. Ohne sich zu rühren, steht er da, auf Wolf starrend. Grauenvoller Traum das. Gesicht am Fenster. Stimme —

Denn mit aller Kraft brüllt Wolf: „Aufgestanden vom Schlafe, deutscher Beamter! Dein Vorgesetzter will dich sprechen! Auf, Direktor Schwanebaum, der Herr Oberschulrat ist zur Revision gekommen!“

Das Nachthemd verschwindet. Die Tür schlägt zu.

Wolf springt ab. Die Sohlen brennen bei diesem Sprunge, tut nichts. Der Kerl oben hat sein Fett. Hoffentlich Nervenschock. Wohlan, Kinder des Lichts!

Hie und da klappern schon Fensterflügel.

Jetzt auf und davon!

Dietrich allein zieht sich gelassen die Stiefel an und wandert mit seinen großen Schritten ohne Hast den Freunden nach.

Wolf und Dietrich gehen am Rande des Stadtwaldes den hohen Weg überm Einetal entlang. Weit ist die abendliche Landschaft von Licht und Gewölk überspannt. Eine schneeweiße Mondsichel hängt am Himmel.

In der Nähe des Aussichtstempels bleiben sie stehen. Wie oft haben sie diesen Blick gesucht, während daheim die Schulbücher gleich höhnischen Koboldenhockten. Nun ist es ihnen unbenommen, zu bleiben oder zu wandern. Nach allen vier Winden dehnt sich die Welt.

„Wann fährt dein Zug?" fragt Dietrich.

„Sieben Uhr sechsundzwanzig."

Dietrich bedauert, ihn nicht zum Bahnhof bringen zu können, doch es gäbe Geschäfte. Nach des Vaters Tode sei viel Unordnung im Hause. Für halb sieben Uhr habe sich Herr Doktor Quitte angesagt.

Wolf läßt den Blick nicht vom Arnstein, der die Abendsonne mit seinem stumpfen Turme auffängt. „Dort", sagt er, „liegt wohl Leinefelde. Ich muß heute immer daran denken, wie wir einmal als Kinder mit dem Ponygespann in den Wald fuhren, fern die Ruine sahen und davon träumten, den Arnstein zu kaufen. Die kleine Susanne Mirtiz war auch dabei, weißt du noch?"

Dietrich erinnert sich gut daran.

„Wir wollten in die Burg einziehen," fährt Wolf fort, „wollten Pferde und Falken haben. Wir, das heißt Susanne und ich."

„So bist du ihr nun treulos geworden," lächelt Dietrich.

Wolf schweigt eine kurze Weile. Nachdenklich antwortet er: „Du meinst es scherzhaft, doch ist es nicht merkwürdig mit der Treue? Hier erscheint es als mein gutes Recht, in andern

Fällen aber nenne ich es Sünde. Wird man nicht stets Gründe finden, wenn man jemanden verlassen will?"

Sie setzen sich auf die Aussichtsbank, den Blick über die grünenden Felder.

„Gewiß," spricht Dietrich, „doch nicht alle Gründe sind gut. Der Mensch muß wohl oft im Leben treulos werden, will er wachsen und sich selber finden. Ich meine halt, gut sind nur die Gründe, welche auf eine Verwandlung deuten. Das klingt so wirr, doch ich erlebte sie vor Jahresfrist zum erstenmal, und seitdem weiß ich, daß sie Gesetz ist im Dasein."

Wolf schüttelt den Kopf: „Ob das nicht gefährliche oder auch bequeme Deutungen sind? Sieh, ich zieh' nun hinaus, übers Jahr bin ich vielleicht in Rom, sehe andre Nationen und andre Lebensformen. Wenn ich darum unsre Ideale vergäße, unsre Jugend hier vergäße und ein andrer würde, wie bequem wär's, zu sagen, ich hätte mich verwandelt. Nein, man muß wohl bleiben, was man ist."

Dietrich faltet seine Hände über dem Knie und sieht, wie die Sonne hinter den Abendwolken verschwindet. Deutlich steht jener Tag vor ihm, an dem er Professor Bauch verließ und den Sonntag im Kosmos erlebte.

„Das Wasser," sagt er, „ist im Winter Eis, im Frühling Strom und in der Glut des Sommers verdampft es. Welches ist aber sein Wesen? Wo kommen wir her: vom Eise oder vom Dampf? Ich denke, wir sind das Vierte, der Zustand zwischen den Verwandlungen, das ewig sich Bewegende, nicht Stein, nicht Feuer, doch ein Geschehen zwischen Stein und Feuer."

„Das ist noch keine Antwort auf meine Frage."

„Meinst du unsre ‚Ideale'? Du sollst deine Jugend und ihre Reinheit ja nicht verleugnen!"

Wolf blickt erstaunt auf: „Wenn Eis zum Wasser wird, verleugnet nicht ein Zustand den andern? Übrigens ... du hast wohl recht, es ist kein Verleugnen, nur ein Sich-Verändern."

„Das Eis wird Wasser, weil es keinen Sinn mehr hat, Eis zu sein. Die Schneedecke schmilzt, weil sie ihren Zweck erfüllt hat. Nun muß sie feucht und locker werden für das Keimen in der Erde. Wir wollen unsre Ideale nicht verleugnen wie Petrus den Herrn, sondern sie verwandeln, daß sie für das neue Leben sinnvoll werden."

„Also keine Reinheit und keine Freiheit mehr?"

Dietrich denkt nach. „Was soll's damit in der großen Welt?" gibt er gelassen zurück. „Reinheit und Freiheit waren einmal Werte für uns. Nun wandle sie zur Klarheit und Selbstzucht um."

„Und unsre guten Gefühle? Sollen wir sie vielleicht auch verwandeln?"

„Wohl auch, Wolf. Wundere dich nicht über meine Predigt. Ich habe viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken seit Elias' und meines Vaters Tode. Sieh, wir kommen, fürchte ich, nicht weit mit der Herrschaft unsrer Gefühle. Das ist der bitterste Tausch, daß statt ihrer nun Erkenntnis regieren muß. Dieses Organ wäre zu schärfen. Ich spürte es zuerst an Elias' Grab. Es meldet sich mit dem Gewissen."

Darüber vergeht ein langes Schweigen. Die Sonne war hinter Gewölk versunken, nun glüht sie langsam wieder auf.

„Also ein Abschiednehmen auf der ganzen Linie;" nickt Wolf; „wenn du recht hast, heißt das. Am Ende werde ich deine Philosophie wohl erst an mir erleben müssen?"

Dietrich hat seine letzte Frage überhört. Er lächelt vor sich hin. „Sentimentalität ist des Deutschen liebstes Bett. Ich habe selbst noch ein dummes Gefühl bei diesem Worte ‚Abschied'. Darum bin ich mißtrauisch dagegen und glaube zu erkennen, daß es ein Naturvorgang ist wie die Verwandlung der Jugend in die Reife, wie jede Entscheidung zwischen zwei Gütern. Immer steht man gleich dem guten Herkules zwischen Kreuzwegen. Man muß lernen, sich zu entscheiden, das heißt, lächelnd lebewohl zu sagen."

Wolf packt seine Hand und weist nach rechts: „Schau, wie glühend die Sonne brennt. Hast du noch Zeit? Ich begleite dich bis zur alten Burg."

Sie erheben sich. Ein Wind ist inzwischen östlich aufgestanden und zieht große, graue Wolkenfedern über die Stadt.

„Wir haben heute immer von der Verwandlung gesprochen," beginnt Wolf von neuem. „Du hast sie erlebt, und ich wundere mich, daß ich noch nichts Rechtes von ihr weiß. Freilich bin ich ein Jahr jünger als du, erst vor acht Tagen zwanzig geworden. Aber gerade ein Jahr ist es jetzt her, da geschah mir etwas Merkwürdiges, das ich dir nie erzählt habe. Vielleicht hat es Beziehung auf unser Gespräch." Und Wolf berichtet so gut er kann von jenem Sonnenuntergangswunder in seinem Zimmer und wie sich alles veränderte und er mit allen Dingen verändert war.

Auf einmal bleibt er stehen.

„Du, Dietrich!"

„Ja?"

„Da hatte ich wohl meine erste Verwandlung erlebt? Mir war damals, als wäre eine starre Decke gesprungen, ein neues Bewußtsein wach geworden, ein neues Geschöpf aus der alten Larve gekrochen. Wie wunderlich, jetzt erzähle ich dir's so hin und plötzlich weiß ich, was es gewesen ist." Er nimmt des Freundes Arm. „Weißt du, Dietrich, am Ende ist doch das Leben rätselhaft und geheimnisvoll. Man wird und weiß nicht, daß man wird. Man keimt und weiß nicht, daß es Keimen ist, sondern wie eine Krankheit schafft es Unruhe, Qual und Schmerzen. Sprachst du nicht einmal ein merkwürdiges Wort von einem Magier aus? Halt, laß mich überlegen, ich hab' es damals nicht verstanden, vielleicht versteh' ich es nun: ‚Verbrennen heißt jedes Verlangen —'"

„Entbrennen heißt das Verlangen nach veränderlicher Entstehung. Doch das eine Feuer schlägt um in zwei Wandlungen.

Beim Manne schlägt das Blut in Samen, beim Weibe in Milch."

Sie sind stehen geblieben. Wolf starrt in das rötliche Geäst der Bäume. Die jungen Blätter sind durchsichtig wie Glas.

„Ja, nun wird es klar. Nun weiß ich, daß meine Unruhe seit jener wunderbaren Stunde nichts war als das erste Keimen. Ich wußte nicht, daß es der Same war, der aus dem Feuer sich gebar, und sich immer wieder aus dem Feuer gebiert. Wie sollte ich das wissen? Verstandest du denn alles?"

„O nein! Ich habe mich lange herumgequält. Jetzt, wo du es aussprichst, wird es einfach."

„So muß der Mann ewig schaffen. Und die Frau ist Regen und Sonnenschein auf dem Acker. Herrlich, herrlich! Wie gut, daß ich dich danach gefragt habe. Ganz schwer ist mein Kopf von den vielen Gedanken und doch wieder himmlisch hell. Laß nur, Dietrich, ich werde schon den Weg meiner Verwandlungen gehen, ob du auch an mir zweifelst —"

Dietrich legt den Arm um ihn: „Ich zweifle nicht an dir. Ich fürchte nur, du wirst alle Wahrheiten erleben müssen, auch die, welche andre am Wege finden."

„Mag sein. Was tut's? Ich will es nicht anders. Ich will alles erleben, dazu bin ich ja auf dieser schönen Erde."

Sie verlassen den Park und trennen sich an den „Brücken". Es ist bereits tiefe Dämmerung um sie. Im Schatten der Bäume können sie nur undeutlich ihre Gesichter erkennen.

„Leb wohl, Dietrich."

„Glück auf die Reise!"

Sie reichen sich die Hand mit festem Druck.

Nach einigen Schritten schaut sich Wolf um. Doch des Freundes hohe Gestalt ist schon hinter der Margaretenkirche verschwunden.

Begonnen Herbst 1925 / Vollendet Frühling 1926



